Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsäze der Deutschen

15.1793

1793

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0001
DFG

412 Phys.
414 Phys.

16. 4.

Bibl. Acad. Rostock.

A. b. 3120 (8.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0002
DFG

Auswahl
der
besten zerstreuten
prosaischen Aufsäze
der Deutschen.

Funfzehnter Band.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.
1793.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024849260/phys_0006
DFG

Inhalt.

1. Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in den Schulen. Vom Herrn Rektor Funk in Magdeburg. S. 1

2. Ueber den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit. Eine Rede ꝛc. vom Hrn. Prof. Mehmel. 49

3. Philosophische Blicke auf die mannichfaltigen Vorstellungen der Menschen von dem Zustande nach dem Tode. Vom Herrn Prof. Niemeyer in Halle. Aus den philos. Blicken auf Wissenschaften und Menschenleben. 89

4. Ueber Lebensgenuß. Ein Stückchen Philosophie des Lebens. Vom Hrn. Gen. Superint. Ewald. Aus Benekens Jahrbuch für die Menschheit. 119

5. Lehnchen, oder die beste Art der Wohlthätigkeit gegen Dürftige. Eine Geschichte von Sophie von La Roche. Ebendaher. 161

6. Sophron und Amalia, oder das Mißverhältniß zwischen Tugend und Glück. 208

7. Worte der Beruhigung im Leiden, gesprochen beim Sarge des Hrn. Domkapitular von Stedern. 227

Inhalt.

8. Was dürfen Braut und Bräutigam, um glücklich in der Ehe zu leben, von einander erwarten? Von Cella. S. 240

9. Ueber den Werth der Armuth. Von Ernst. 257

10. Freiheit. Vom Hrn. Dr. Reimarus. 285

11. Ueber den Aberglauben. Vom Hrn. Dr. Albrecht. Aus der Hamburg. Monatsschrift. 313

12. Für den Aberglauben. An Hrn. Albrecht. Vom Hrn. Fahrenkrüger. Ebendaher. 338

13. Etwas über den Kirchenbesuch. Von Nieter. Aus den neuen gemeinnützigen Blättern. 365

14. Religion ist die sicherste Grundfeste eines Staats. Eben daher. 395

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0008
DFG

I.

Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in den Schulen.

Von

Hrn. Rektor Funk.

Unter den Vorwürfen, die man den Schulen bald mit Recht, bald mit Unrechte zu machen pfleget, ist einer der gewöhnlichsten Der, daß in den mehresten derselben die jungen Leute nicht mit Sachen, sondern ganz allein, oder doch grösstentheils mit Sprachen, vorzüglich mit Sprachen der Alten, und noch dazu auf die allerverkehrteste Weise, nämlich durch ein mechanisches Memoriren beschäftiget würden.

Einige zur Erörterung dieser Frage dienliche Gedanken können in einer Schrift, wie die gegenwärtige, wenigstens nicht unzweckmäßig seyn; gesetzt auch, daß sich nichts

Neues über ein Thema sagen ließe, das schon so oft von partheyischen und unpartheyischen Vertheidigern und Gegnern durchgefochten worden ist. Um indeß aller Vermuthung vorzubauen, daß ich gesonnen sey, mehr zu behaupten, als ich in der That zu behaupten willens bin: so erkenn ich es gleich anfangs für unstreitige Wahrheit, daß sich eine beßre und genauere Proportion des Unterrichtes zu den so verschiedenen künftigen Bestimmungen junger Leute treffen lassen würde, wenn man statt jeder einzelnen jetzt vorhandenen Schule deren etliche errichten wollte.

Da dieses aber, wenigstens in dem nächsten Jahrhunderte, höchst wahrscheinlich noch unterbleiben mögte, so kann man für erst und bis auf die Zeit, da es geschehen wird, jener Meynung völlig zugethan seyn, ohne daß sich etwas zum Nachtheil unserer jetzigen Schulen daraus folgern ließe. Auch den Vorwurf gegen die Art des Unterrichtes könnte man grösstentheils einräumen, ohne damit der Sache selbst etwas zu vergeben. Nur würde es, so lange wir wegen der Tauglichkeit und Untauglichkeit des Objectes noch nicht einig sind, verlorne Mühe seyn, über die Lehrmethode zu streiten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0010
DFG

Doch die einzige Anmerkung möchte vorläufig hier an ihrem rechten Orte stehen, daß verkehrte Methoden vermuthlich eben so gänge und gäbe seyn würden, wenn man auch — es versteht sich, bey sonst gleichen Umständen, — die Objecte des Unterrichtes ganz und gar änderte. Bey der Mathematik z. E. sollte man doch wohl unter allen Wissenschaften am wenigsten Gefahr laufen, ein sinnloses Memoriren zu veranlassen. Gleichwohl, sobald man in jedem Lande einige tausend Lehrer dieser Wissenschaft, und zwar für die jezt gewöhnlichen Belohnungen, anzustellen nöthig hätte: so könnte es nicht leicht fehlen, man müßte auch, eben wie jezt, diese Lehrer annehmen, so gut sie unter solchen Umständen zu bekommen wären. Und dann würden ohne Zweifel in vielen Schulen Lehrsätze und Demonstrationen eben so gedankenlos auswendig gelernt werden, als jetzo nicht selten unverstandne Regeln der Grammatik und Namen unbegriffner Ideen. Sollte diese Behauptung zu gewagt scheinen, so könnte ich hinzusetzen, daß der casus wirklich in terminis existirt hat. In solchem Falle aber mögte die Mathematik noch unnützer seyn, als das jetzt gewöhnliche Sprachenstudium: ohne daß ich hoffentlich dadurch

dieser Wissenschaft zu nahe zu treten verdächtig werde, die ich für eines der unentbehrlichsten Stücke des jungendlichen Unterrichtes halte, und aufrichtig mit Diderot die Zeiten wünsche, da jeder wahre Gelehrte im Stande seyn wird, die Eigenschaften der krummen Linien eben so leicht und richtig darzuthun, als die Schönheiten des Plato, Cicero, Homer ꝛc. zu fühlen.

Aber, wird man dagegen einwenden: wenn Das auch von den Sprachen überhaupt eingestanden würde; warum nicht blos die neuern? warum auch die alten? und noch dazu mit so vielem Vorzuge vor jenen? Zumal da die Schwierigkeiten bey Erlernung derselben ohne Vergleichung größer sind, als bey den neuern Sprachen. Kann wohl bey allem Unterrichte Etwas wichtiger seyn, als daß der Lehrling nicht mit Schwierigkeiten geplagt und dadurch abgeschreckt, sondern auf lauter ebenen und anmuthigen Wegen in den Tempel der Wissenschaften geführet werde?

Ich will mit dem letztern Punkte dieses Einwurfes, weil sich die Beantwortung desselben, wie mich dünkt, kürzer fassen läßt, als das Uebrige, den Anfang machen; um mich dadurch vor einigen Ein-

würfen zu verwahren, welche sich auf alles Folgende erstrecken würden, und die gleichwohl um so viel eher zu erwarten sind, da es in unsern Tagen ein Lieblingsthema der Meisten ist, die von der Erziehung reden oder schreiben, von Wegräumung aller und jeder Schwierigkeiten beym Unterrichte zu sprechen.

Schwierigkeiten zu überwinden ist das beständige und wichtige Geschäft unsers ganzen sowohl moralischen als bürgerlichen Lebens; und die Mehrheit und Größe solcher überstiegenen Schwierigkeiten ist gerade Das, was einige wenige Menschen vor der gesammten Menge aller übrigen auszeichnet, und ihnen den ehrenvollen Namen starker und großer Seelen unter ihren Nebenmenschen erwirbt. Daher setzt Rousseau, der abgesagte Feind alles willkührlichen Zwanges bey der Erziehung, und dem Scheine nach, selbst aller Gelehrsamkeit, in die Uebung gedachter Vollkommenheit beynahe das ganze Wesen einer guten Erziehung; und ich wüßte gegen seine Maxime, richtig verstanden und angewandt, nichts Erhebliches einzuwenden.

Warum soll der junge Mensch gerade in derjenigen Vollkommenheit ungeübt blei-

ben, deren er künftig am allermeisten bedürfen wird. Nur setz ich, allem Mißverstande vorzubeugen, noch hinzu, daß ich blos von solchen Schwierigkeiten rede, welche in der Natur der Sachen liegen, mit Ausschliessung aller derjenigen, die von der Ungeschicklichkeit oder Gemächlichkeit des Anführers herrühren. Wohl dem Lehrer und Pädagogen, der seiner Pflicht treu genug ist, in jedwedem nöthigen Falle etliche Stunden Arbeit über sich zu nehmen, um seinem Lehrlinge nur eine einzige Stunde zu ersparen! Dann aber eben so aufrichtig und unverdrossen ihn jeder unvermeidlichen Schwierigkeit mit festem Schritte entgegen führt, und durch seine Geschicklichkeit ihm solche überwinden hilft.

Die Natur selbst arbeitet uns auf diesem Wege vor, und hat die Anlage dazu in jeder menschlichen Seele gemacht; denn der Trieb, seine Kräfte mit einem gewissen Grade von Anstrengung zu üben und gegen Hindernisse und Schwierigkeiten zu versuchen und durchzusetzen, ist ein Urtrieb des Menschen und bey vorzüglichen Fähigkeiten am allerwirksamsten.

Ein Kind, sobald es seines Körpers mächtig wird, treibt seinen Kräusel, wirft,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0014
DFG

hebt, trägt, wälzt, klettert mit Leibes- und Lebensgefahr, macht sich freywillig tausend schwere Geschäfte, sucht geflissentlich Hindernisse auf, erfindet selbst eins aus dem andern und legt sich solches vorsezlich in den Weg, um es zu überwältigen; Alles, ohne dabey einen andern Zweck zu haben, oder zu erreichen, als Den, dessen es sich vielleicht niemals deutlich bewust wird, nämlich die Uebung seiner körperlichen Kräfte; welche schon an sich selbst ihm ein so reines und lebhaftes Vergnügen gewährt, daß es keines andern Spornes dabey bedarf.

Nicht anders verhält sichs mit den Kräften unsers Geistes. Wie durstig nach Uebung ihrer Fähigkeiten ist jede Menschenseele, so bald sie nur gleichsam aus der Knospe bricht. Wie viele Arten derselben erfindet sich nicht jedes Kind aus eignem Triebe, wofern es die Natur in Absicht auf seine Seelenkräfte nicht ganz und gar vernachläßiget hat. Und wie begierig faßt es alle diejenigen auf, welche ihm von andern an die Hand gegeben werden. Der Knabe läßt sich die mühsame Anstrengung seiner Gedanken, welche das Schachspiel erfordert, nicht verdriessen; ob es gleich mehr Aufmerksamkeit und Nachsinnen kostet,

als er zu mancher mathematischen Demonstration nöthig haben würde. Wie gespannt, wie lebendig wird nicht seine ganze Seele unter einer Gesellschaft seines Gleichen, wo es Räthsel aufzulösen oder sonst etwas Dem Aehnliches giebt! und was thut oder wagt er nicht, um Dinge zu sehen oder zu hören, von denen er bisher noch keine Vorstellung hatte; wofern er nur glaubt, daß sie ihm interessant seyn werden.

Mit einem Worte, nicht Anstrengung und Mühe ist jungen Leuten verdrießlich und zuwider, sondern Beschäftigungen, welche sie entweder allzuwenig, oder doch nur einen geringen Theil ihrer Kräfte, z. E. das bloße Gedächtniß, und selbst dieses, auf eine bloß mechanische Weise, in Thätigkeit setzen; oder die auch in einem solchen Mißverhältnisse mit ihren Fähigkeiten stehen, bey dem es ihnen unmöglich fällt, etwas dagegen auszurichten. Doch rührt das letztere gemeiniglich davon her, daß man ihnen anmuthet, Sachen zu begreifen, zu welchen ihnen die nothwendigen Vorerkenntnisse noch mangeln. Denn in der That hat die Erlernung der Wissenschaften an sich selber, wenig wirkliche Schwierigkeiten, ausser diejenigen, welche der Mangel an richtiger

Succession der Ideen und pädagogischer Fortschreitung beym Unterrichte verursacht.

Alles gränzt in der Intellectualwelt so genau an einander als in der Körperwelt; der Uebergang von einem zum andern ist dort eben so unmerklich als hier, und alles verliert sich gleichsam in einander. Wenn also diese Zusammenkettung nicht verfehlt, sondern mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit beobachtet wird; dann kostet die Erreichung der höchsten Stufe, welche man zu ersteigen gedenkt, einen Schritt, der nicht mühsamer ist, als jeder andere, den man schon vorher gethan hatte. Und, es noch einmal zu wiederholen, eben so entsteht auch die Furcht vor Schwierigkeiten bey einem jungen Menschen (ganz träge Köpfe ausgenommen, von denen hier nicht die Rede seyn kann;) fast immer aus Nebenursachen.

Man muß ihm daher diejenigen, die wirklich auf seinem Wege liegen, niemals aus den Augen rücken; sondern vielmehr ihm den hellen Ueberblick über das Ganze zu geben suchen, welcher gemeiniglich, schon an sich allein, den dazu erforderlichen Muth einflößt; den aber freylich Niemand weder Andern mitzutheilen, noch Selber zu thun

vermag, als wer seiner Wissenschaft Meister ist. Zu gleicher Zeit muß man ihm die Mittel zu Ueberwindung derselben anzeigen, die Vortheile, welche dadurch gewonnen werden, aus der Ferne so nahe als möglich vor sein Auge bringen, ihn bey der Arbeit selbst unterstützen, und wenn der Hügel nun erstiegen ist, sehen und überzeugt werden lassen, daß er wirklich eine Eroberung gemacht hat. Gelingt es uns, ihm diesen Triumph zu verschaffen, so ist solcher schon an sich weit mehr werth, als die neuen Kenntnisse selber, deren sich der Lehrling dabey bemächtigt hat. Wer solchergestalt von Jugend auf gewöhnt ist, beym Anblick einer Schwierigkeit den Muth nicht zu verlieren oder umzubeugen, der wird, wenn er künftig ins öffentliche Leben eintritt und seinen Posten kennen lernt, sich bald durch die ersten Hindernisse hindurch arbeiten, die ihm noch mangelnden Kenntnisse sich anschaffen, die besten Mittel und Arten zu verfahren ausfindig machen, kurz, sich in seine Situation schicken und allen ihren Geschäften gewachsen seyn. Der hingegen, dem man sorgfältig alle Schwierigkeiten ersparte, gesetzt, daß er noch so reichlich mit sogenannten Realien ausgerüstet ist, welche ihm viel-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0018
DFG

leicht allesammt in seiner künftigen Lebensart recht zu statten kommen können; wird eben darum, weil sich seine Geschicklichkeit bloß darauf einschränkt, weit schlimmer dran seyn, und ungeachtet dieser an sich noch so nützlichen Dinge in seinem Kopfe, weit unbrauchbarer bleiben: da jeder Posten auf dem Schauplatze des bürgerlichen Lebens seine eignen localen und temporarischen Kenntnisse, Application und Arten zu agiren erfordert, die man nicht eher als bey der Ausübung an Ort und Stelle erlernen kann, und deren sich in der Folge nur derjenige schnell und vollkommen bemeistert, welcher überhaupt seine Kräfte durch Mühe und Anstrengung gegen Hindernisse in ihrem ganzen Umfange brauchen gelernt hat.

Ludwig XV, vom fünften Jahre an König, und in einer ganz andern Lebensart und unter einem ganz andern Menschengeschlechte erzogen, als die Franzosen anderthalb hundert Jahre früher waren, konnte nie Heinrich IV werden: wenn auch die Anlage des Geistes und Körpers bey Beyden in ihrer Wiege vollkommen gleich gewesen wäre. Aber Gustav Wasa wußte zu regieren sobald er auf den Thron kam.

Woher auch sonst so viele wackere und große Männer, welche in den Schulen unsrer Väter gebildet worden sind? Ehe man noch von so vielen Erleichterungsmethoden und einer ganzen Menge anderer Verbesserungen redete und schrieb, die allerdings zum Theil wirlich gemacht und in Ausführung gebracht zu werden verdienen, da wo sie es noch nicht sind. Doch es ist Zeit, eine Nebenbetrachtung fahren zu lassen, die gleichwohl um des Folgenden willen, nicht füglich ganz übergangen werden durfte.

Wenn ich also von dem Nutzen der Philologie für junge Leute rede, so setz ich eine Methode voraus, wobey das Gedächtniß mit wirklichen Ideen bereichert, der Verstand im Denken geübt, der Geschmack, — — weil man ihn doch in unsern Tagen als eine eigne Fähigkeit zu betrachten pflegt — — berichtigt und geschärft, die Einsicht in die Muttersprache nebst Fertigkeit im Gebrauche derselben befördert und die Erlernung mehrerer Wissenschaften noch nebenher gewonnen und erleichtert wird.

Wenn Sprachen so getrieben werden — und das sollen sie; — — so ist, wo ich nicht sehr irre, das Studium derselben nebst der Mathematik die beste Vorübung

zur

zur Bildung des Geistes für diejenigen, welche sich künftig mit Arbeiten des Kopfes beschäftigen und das Beste der menschlichen Gesellschaft in den höhern Ständen befördern sollen.

Man hält gewöhnlich die Nothwendigkeit und Nützlichkeit gelehrter Sprachen für hinlänglich erwiesen, wenn man dargethan zu haben glaubt, daß sie unentbehrliche Mittel zu Erreichung wichtiger Zwecke von ganz andrer Art sind: wobey man stillschweigend einzuräumen scheint, oder auch wohl ausdrücklich einräumt, daß ihr Nutzen an sich selber unbeträchtlich sey. Daher diejenigen, welche sich gegen die Erlernung derselben erklären, ihnen auch jenen unmittelbaren Nutzen abzusprechen suchen.

Die Einen, welche von nichts als von Raisonnement schwatzen, und gelegentlich insbesondere ihre eigne Stärke darin andern zu ehrerbietiger Bewunderung zu empfehlen wissen, (ein künftiges Jahrhundert mögte sie vielleicht nicht ganz ohne Grund mit den gleichfalls sehr scharfsinnigen Scholastikern der vorigen Zeit vergleichen;) geben nicht undeutlich zu verstehen, daß durch gedachte Sprachen der Verstand nur eingeschränkt werde, und daß ein Mensch ganz natürlich

um so viel heller und schärfer denke, je weniger er sich überhaupt mit Gelehrsamkeit abgegeben habe: so wie man etwa desto leichter gehn kann, je weniger man zu tragen hat.

Recht hübsch gemächlich ist wenigstens die Maxime und der vornehme Ton, mit dem sie gemeiniglich hingeworfen wird, findet immer treuherzige Seelen genug, auf die er seine Wirkung thut.

Indeß mögte sich, (da eine ausführliche Erörterung dieses Punktes hier noch keinen Platz haben kann;) vorläufig eben das darauf antworten lassen, was Reynold gegen ein ähnliches Vorurtheil von der Einschränkung des Künstlergenies durch Regeln sagt: „Sie schränken nur Leute ohne Kopf und Fähigkeit ein; so wie der Harnisch den Starken noch unüberwindlicher, den Schwachen hingegen und den Ungestalten nur desto unbeholfener und wehrloser macht.“

Eine andere in unserm Jahrhunderte nicht weniger zahlreiche Parthey hat noch ein wichtiges Interesse mehr, jene Behauptung als völlig ausgemacht anzusehen; und zieht sogar daraus, daß die christliche Religion der alten Sprachen nicht entbehren kann, den etwas unerwarteten Schluß: Eine

Religion, zu deren ganzen Theorie so weitläuftige Kenntnisse erfodert werden, könne Niemanden verpflichten, und also auch nicht — —

Ungefähr so, als wenn ein Steuermann den sinnreichen Einfall hätte, seine Charten und Tabellen wegzuwerfen, weil zur Einsicht in die Theorien eines Kepler, Neuton, Euler ꝛc. auf welche sie sich gründen, ein Studium erfodert wird, wozu wirklich nur wenige Menschen Zeit, Gelegenheit, Fähigkeit und Verpflichtung haben. Nur daß sich noch nie ein Seefahrer bis zu einer so transcendenten Freydenkerey erhoben hat, weil er sie freilich mit seinem unausbleiblichen Untergange büßen würde; da hingegen Jene (wenn sie sich nur nach la Mettrie's weisem Rathe mit gehöriger Vorsicht vor den Dienern der bürgerlichen Gesetze hüten;) zu großer Befestigung ihres Glaubens, ganz lustig durch das Leben hinsegeln können, ohne die geringste Besorgniß, — eher als in der künftigen Welt zu scheitern.

Doch ich komme zu dem unmittelbaren Nutzen einer gelehrten Sprachkenntniß, der auch ohne Rücksicht auf Theologie oder irgend eine andere Wissenschaft schon an sich selber wichtig genug ist, sie zu einem Haupt-

stück einer guten Erziehung für die höhern Stände zu machen.

Die Sprachen sind die Magazine aller Intellectualideen, aller Gedankenformen und aller Mittel und Werkzeuge ihrer Auflösung und Zusammensetzung, welche die vereinte Wirksamkeit des menschlichen Geschlechtes von seinem Ursprunge an bis auf unsre Zeiten hervorgebracht hat: und eine vernünftige Erlernung derselben verschafft uns sowohl den Besitz dieser Reichthümer des menschlichen Geistes, als die Geschicklichkeit in dem Gebrauche derselben. Ich glaube also ohne allen Irrthum behaupten zu dürfen, daß ein richtig getriebnes Sprachstudium für die übrigen Wissenschaften eben das sey, was die reine Mathematik in Absicht auf die angewandte ist; ja ich getraue mir hinzuzusetzen: Jene höhere Philologie, mit welcher ein Buch, wie etwa Michaelis Spicilegium G. V. geschrieben ist, verhalte sich zu unserer gewöhnlichen Logik eben so, als wie die Fluxionenrechnung zu der gemeinen Mathematik.

Die Sprachen enthalten erstlich den gesammten Vorrath aller unter dem menschlichen Geschlechte noch vorhandenen Intellectualideen: und hier hat eine jedwede ihre eig-

nen Reichthümer. Selbst die älteste unter den noch übrig gebliebnen, die hebräische, so klein auch das Buch ist, welches ihre wenigen bis auf uns gekommenen Ueberreste in sich faßt, besitzt manche Wörter von dieser Gattung, die uns Deutschen in unserer so philosophischen Muttersprache noch fehlen. Reichthum an richtig verstandenen Worten ist also unstreitig Reichthum an Ideen: und schon hieraus erhellet, daß derjenige, Der hier den größern Schatz besitzt, gleich einem reichen Könige oder Kaufmanne (den gehörigen Verstand bey allen Dreyen vorausgesetzt;) auch größre Operationen damit machen könne. Die Erfahrung bestätigt dieses sowohl bey einzelnen Personen, als bey ganzen Völkern. Ein Exempel der ersten sey Leibniz oder Haller: und zu Beyspielen der leztern mögen zwey sonst sehr verschiedene Nationen, die Grönländer und Mexikaner dienen.

Von den erstern versichert Pr. Egede, der unter ihnen erzogen ist, und einen großen Theil seines Lebens daselbst zugebracht hat, es sey unmöglich, ihren Geist bis auf einen unter uns sehr gewöhnlichen Grad aufzuklären; weil es in ihrer Sprache für viele tausend Begriffe, die bey uns, selbst unter dem Volke, allgemein bekannt und gangbar sind,

gar keine Worte giebt. Wie solches in einem an Naturproducten so armen Erdstriche zu vermuthen war: da alle Zeichen unsrer Intellectualideen ursprünglich Benennungen sinnlicher Begriffe gewesen sind; auf deren Menge der Reichthum an den erstern in jeder Sprache beruhet.

Eben so bemerkte **Don Ulloa**, daß die **Mexikaner**, obgleich dort die Natur in ihren Werken weit reicher und mannichfaltiger ist, als unter unserm rauhen Himmel, dennoch nicht anders zu einer gewissen Cultur des Verstandes gelangen, als durch Erlernung einer europäischen Sprache. Wollte man aber auch etwas von dieser Bemerkung des spanischen Admirales auf die Rechnung eines Fehlschlusses setzen, so läßt sich doch aus einleuchtenden Ursachen an ihrer Richtigkeit im Ganzen nicht zweifeln.

Doch man mögte die Sache vielleicht in Absicht auf die Sprachen unkultivirter Völker einräumen, und dennoch den Schluß auf die unsrigen nicht gelten lassen. Unsre eigne Sprache, könnte man einwenden, besitzt einen solchen Reichthum an Worten, besonders zu Bezeichnung **abstracter** Begriffe daß nur Wenige, und villeicht Niemand, ihn zu übersehn, oder ganz zu gebrauchen im

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0026
DFG

Stande ist: wozu also noch mehrere Sprachen; es sey denn, daß man ihrer zu ganz andern Absichten bedarf? Die Prämissen dieses Einwurfes sind zum Theil gegründet. Denn schwerlich mögte es einen Deutschen geben, der sich des ganzen Schatzes unsrer Sprache bemächtigt hätte; auch reicht sie unstreitig zum Hausgebrauche sowohl als zu unsern übrigen alltäglichen Bedürfnissen hin; und wir können eben sowohl nothdürftig damit auskommen, als der Grönländer und Mexicaner, oder jedes andere Volk mit der seinigen, ohne einigen Mangel inne zu werden. So wie sich der gemeine Hause des Volks in allen Ländern mit der natürlichen Arithmetik und Meßkunst behilft; ohne zu wissen, welche große Dinge sich vermittelst der gelehrten Mathematik ausrichten lassen; die durch jene nicht das mindeste von ihrem Werthe verliert.

Ueberhaupt aber kann eine Sprache im Ganzen reich, und dennoch in Ansehung einzelner Theile, besonders der wissenschaftlichen, ziemlich mangelhaft seyn; wenigstens für jede Nation, die im Fortrücken nach größrer Aufklärung begriffen ist: ob gleich solches nur denen in die Augen fällt, welche diese Aufklärung bewirken helfen. Doch es wird schwerlich einen Mann von Wissenschaft geben, den

nicht seine eigne Erfahrung davon überzeugt hätte. Freylich liegt auch hier die Ursache zuweilen blos an unzureichender Sprachkenntniß: allein, oft ist auch wirklicher Mangel daran Schuld. Denn ganz unbrauchbarer Ueberfluß dürfte wohl in keiner bisher bekannten Sprache anzutreffen seyn; und selbst die zum Beweise eines solchen Ueberflusses so oft angeführte arabische, mögte vielleicht einen philosophischen Philologen, der sie einige Jahre lang unter der Nation selbst studierte, nur desto fester vom Gegentheile überzeugen.

Gleichwohl giebt es angesehene Autoritäten für diese Meinung. Herder in seinen Fragmenten über die deutsche Litteratur *) meint, es sey ein Unglück, daß die ersten Erfinder der Sprachen nicht Philosophen gewesen, und nimmt an, ein philosophischer Weltweiser werde einen großen Theil der Wörter aus der Sprache hinauswerfen; nämlich alle diejenigen, deren Bedeutung er nicht bestimmen könne, und setzt an einem andern Orte hinzu: „Vollkommen für den

*) Und noch neuerlicher in seiner von der Akademie zu Berlin gekrönten Preisschrift, worin er häufig mit dem ihm eignen Witz und Scharfsinne viel Halbwahres durch die richtigsten Schlußformen aus ganz falschen Fordersätzen folgert.

Philosophen; aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberflusse leben muß."

So lang uns indeß, welches hoffentlich nie geschehen wird, kein Philosoph nicht ein unmaßgebliches Verzeichniß von einer Menge solcher Worte liefert, die wir, dem Nationalschatze unsrer Sprache unbeschadet, über Bord werfen können, so lange läßt sich auch diese Behauptung nur allgemein beantworten.

Meines Erachtens sollte Herr Herder eben sowohl im Namen aller Philosophen, als im Namen der Dichter, gegen ein solches Hinauswerfen protestirt haben.

Es sey denn, daß er einen Philosophen verstehe, der keine andern Begriffe brauchbar findet, als die, welche in die Oekonomie seines Systems passen, ohne dessen Satzungen umzustoßen. Denn dem wahren Philosophen giebt wohl kaum etwas Anders mehreren Anlaß und Stoff zu Endeckung neuer Wahrheiten, als die schon in dem sogenannten unnützen Ueberflusse der Sprache vorhandenen Bemerkungen und Erfindungen des allgemeinen Menschenverstandes. Nur wird freylich das Auge eines Sehers erfodert, wenn sie in ihrer Dunkelheit für Das, was sie sind, erkannt und aus derselben zu ihrer höhern Bestimmung hervorgezogen werden sollen.

„Aber, wenn sie nicht bestimmen lassen?“ sagt Herders Philosoph. Das heist entweder: wenn noch keine Formel zu ihrer Gleichung erfunden ist; oder vielleicht gar nur: wenn sie Irrationalgrößen sind. Im erstern Falle kann diese Formel mit der Zeit noch erfunden werden; und im leztern sind sie deswegen um nichts weniger brauchbar oder unentbehrlich, und können sogar, durch Verbindung mit andern Begriffen, sehr oft rational werden.

Kurz, jedes gangbare Wort in einer Sprache ist eine Stufe, welche Erz oder Edelsteine von größerm oder geringerm Werthe in sich hält. Aber nur der Mineralog sieht es dem unansehnlichen Steine oder Sande an, wie reichhaltig er ist, und schmelzt Gold heraus; wenn der Halbkenner Beydes vor Aergerniß verächtlich wegschüttet. „Doch der Dichter,“ setzt Herr Herder hinzu, „nutzt sie. „Denn Der lebt vom Ueberflusse, und müßte rasend werden, wenn er ihm genommen würde.“ Woher dieses? Weil er sich von Natur auf das Geheimniß jener höhern Scheidekunst versteht, ohne jedoch es andern mittheilen zu können. So wie Böttcher ehedem seine Goldtinktur besessen haben soll, ohne ihre Bestandtheile zu wissen. Mit

andern Worten: Er hat das glückliche Talent, die feinsten Unterschiede der mit den Wörtern seiner Sprache verbundenen Begriffe zu empfinden, ohne daß er ihre Merkmale angeben, und seine klaren Ideen bis zur völligen Deutlichkeit erheben kann; welches gemeiniglich erst lange nachher die Aristoteles oder Girards seiner Nation, denen der scientifische Geist und die mehrern philosophischen Kenntnisse ihres Jahrhunderts dabey zu Hülfe kommen, bald mit mehr, bald mit weniger glücklichem Erfolge zu bewerkstelligen suchen.

Diese Empfindung, dieses Gefühl, oder wie mans sonst nennen will, fliegt in den Sprachen, so wie in aller übrigen menschlichen Erkenntniß, den Abstractionen der höhern Vernunft weit voraus, und hat ihr schon oft einen Vorsprung von tausend und mehrern Jahren abgewonnen; ja es ist vielleicht in manchem Stücke schon längst dahin, wohin jene niemals nachzufolgen vermögend seyn wird. Man lernt viele Jahrhunderte eher mit der Schleuder auf ein Haar werfen, ehe man sich nur einfallen lassen kann, die Linie zu bestimmen, die der Stein in seinem Fluge beschreiben muß,

um das vorgesteckte Ziel zu treffen. Ein Genie, vielleicht unter der niedrigsten Klasse des Volkes, oder gar unter den Kindern, thut in einem begeisterten Augenblicke, in einer glücklichen Situation, einen schnellen und hellen Blick über das Gebiet aller in der Sprache schon vorhandenen Ideen hinaus und bringt, indem es seine Erscheinung Andern mitzutheilen strebt, durch ein kühn gewagtes Wort oder ganze Redensart einen neuen Begriff in die Sprache, der anfangs vielleicht blos von Jemanden aus der Familie, wie andere Ausbrüche seines kleinen Verstandes aufgefaßt und erzählt, nach und nach weiter ausgebreitet, endlich aber unvermerkt in der Sprache selbst gäng und gäbe wird; bis er einem Pitt in die Hände fällt, der den Diamant erkennt, und durch den Gebrauch, den er davon zu machen weis, reich und berühmt wird. Freylich bleiben viele rohe Diamante unerkannt unter andern Steinen liegen: aber sollten deswegen künftig keine mehr da seyn, wie Herr Herders Philosoph will, so würden auch von nun an keine mehr geschliffen werden können. Kurz, je reicher eine Sprache selbst an solchen Worten ist, welche blos undeutliche Begriffe bezeichnen, desto leichter läßt sich

die Anzahl der deutlichen Begriffe unter einer Nation vermehren.

Wie groß auch der Reichthum einer Sprache seyn mag, so ist doch keine reich genug, Alles und Jedes sagen zu können, was sich in einer andern sagen läßt; oder auch, vollkommen so richtig, so bestimmt und dem jedesmaligen Zwecke und Zusammenhange unsrer Gedanken so gemäß auszudrücken, als es in mancher andern möglich ist. Eine Wahrheit, für welche selbst die cultivirtesten Nationen ihr Zeugniß durch die That ablegen. Die Engländer z. B., so reich sie auch schon durch edlen Raub geworden sind, bemächtigen sich demungeachtet noch immer neuer Wörter aus alten und ausländischen Sprachen; und das Französische würde es mehr thun, wenn es könnte und dürfte.

Doch dieser Punkt möchte wohl keines fernern Beweises bedürfen: ich komme also zu einem andern, der sich darauf gründet, daß die Sprachen nicht blos den gesammten Vorrath einzelner Materialien zum Denken, sondern auch die Formen enthalten, welche der menschliche Geist seinen Begriffen gibt und geben kann. Fremde Sprachen bereichern ihn also nicht allein mit

Ideen, sondern sie vervollkommen auch diejenigen, welche uns bereits aus unsrer Muttersprache beywohnen.

Es ist bey der Anwendung unsrer Begriffe nichts weniger als gleichgültig, ob wir sie so oder anders bezeichnen, ob wir sie unter dieser oder jener Gestalt denken; selbst wenn die eine — wiewohl dies in tausend Fällen kaum einmal zutrifft — den Begriff im Allgemeinen vollkommen so richtig als die andere darstellt.

Schon die Simplicität der Vorstellungsart an sich selbst, hat in vieler Betrachtung einen sehr großen Werth. Gemeiniglich ist sie aber auch noch mit geometrischer Kürze des Zeichens verbunden, durch welche die Sicherheit und Leichtigkeit des Denkens in hohem Grade befördert wird. Wer über mehrere Sachen schalten und walten kann, bedient sich dieses Vortheiles fast täglich; und oft ohn es selber jemals inne geworden zu seyn.

Um nicht manchem undeutlich zu scheinen, will ich mich durch einige Beyspiele erklären, die ich aus der Arithmetik wähle, weil diese theils ihrer allgemeinen Gangbarkeit, theils ihrer einfachen Natur wegen, Jedermann bekannt und verständlich sind.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0034
DFG

Niemanden sind die Wörter Million und Billion, welche sich unsre Mathematiker aus einer fremden Sprache zugeeignet haben, unbekannt; da das erstere schon seit langer Zeit auch in die Sprache des gemeinen Lebens gekommen ist. Welche Menge von Einheiten umfaßt ein einziges derselben! und dennoch läßt sich eben so bequem damit rechnen, als mit andern weit kleinern; weil sie sich uns unter dieser Bezeichnung als eine bloße Einheit von höherer Gattung darstellt. Dem Begriffe selber würde freylich nichts von seiner Richtigkeit abgehen, wenn man sich die erstere Zahl auch als zehnmal hundert tausend, und die letztere etwa als das Produkt aus eben dieser Zahl, mit sich selber multiplicirt, oder in irgend einer andern Form denken wollte. Aber Niemand wird, (wo nicht ein besonderer Nebenumstand in der Rechnung es verlangt, sie als Producte aus jenen Factoren zu betrachten;) es sey im Kopfe oder auf dem Papiere, unter der letztern Gestalt so leicht und sicher damit zu Werke gehn, als unter der erstern.

Daher der bekannte englische Taglöhner, welcher durch blos natürliche Arithmetik, beym Holzfällen und Grasmähen zum Zeitvertreibe die ungeheuersten Summen im Ko-

pfe ausrechnete, sich zu den größern Zahlen eigne Wörter erfunden hatte, und z. E. die Million drebs und die Billion dribs nannte; weil ihm unbekannt war, daß seine oder irgend eine andere Sprache schon besondere Namen für diese Zahlen besäße. So wahr und gewiß ist es, daß einfache Vorstellungsarten und Bezeichnungen unserm Verstande unentbehrlich sind, wenn er Operationen von einigem Umfange und Wichtigkeit zu Stande bringen soll; und so natürlich ist dieses Erleichtrungsmittel, daß sogar der ganz rohe, sich selbst gelaßne Denker, wenn innere Gewalt ihn treibt, den Wirkungskreis seiner Intellectualkräfte zu erweitern, ohne einige Anweisung, und gleich als durch einen Instinkt, darauf verfällt. Nicht daß ich, nach einem ziemlich poetischen, wiewohl nicht ganz ungewöhnlichen Begriffe von demjenigen, was man Genie zu nennen pflegt, daraus folgern wollte: ein Genie finde seinen Weg allezeit selber, und könne der Reisecharten und Wegweiser ohne Schaden entbehren. Denn wem muß nicht der Gedanke einfallen, was würde dieser Mann, der freylich für eine Nation, welche noch gar keine oder nur wenige Begriffe von Zahlen gehabt hätte, vielleicht ein

Thaut

Thaut geworden wäre; — da er in England, aller dort schon vorhandenen mathematischen Kenntnisse unkundig, ohne weitern Zweck und Nutzen, blos zu Befriedigung seines Naturtriebes, nichts als schon bekannte Dinge für sich allein erfand; — was würde er vielleicht für Europa haben werden können, wenn er z. E. Neutons Sohn gewesen wäre?

Was ihm indeß, zu seinem ebenfalls entbehrlichen Zwecke, die daselbst erfundenen Zeichen leisteten, und was die ihm unbekannten, in seiner Landessprache schon vorhandenen Worte, mit weit mehr Bequemlichkeit für ihn, geleistet haben würden: das leisten dem, der mehrerer Sprachen mächtig ist, die fremden, da wo ihm in seiner Muttersprache hinlänglich bequeme Bezeichnungen oder beßre Vorstellungsarten mangeln. Und wie häufig ist dieses der Fall bey vielen Dingen, über welche zu denken man entweder Neigung oder auch Beruf und Verpflichtung hat. Kaum würde Jemand, der nur eine Sprache kennt, vermuthen, daß sich von dieser so beträchtlichen Verschiedenheit in der Vorstellungsart die Beyspiele selbst aus den Zahlwörtern, und zwar europäischer und cultivirter Nationen hernehmen liessen; gleichwohl finden sie sich in Menge.

Wir Deutschen denken uns z. E. 94 als Vier und Neunzig; der Franzose als vier-mal Zwanzig und Zehn und Vier, und der Däne als Vier, und fünftehalbmal Zwanzig. Wird wohl in diesen Sprachen das junge Kind nebst der untern Klasse des Volkes so leicht zählen und rechnen lernen, als in andern, wo ihm dergleichen Zahlen in weit einfacherer Gestalt vor den innern Sinn gebracht werden?

Doch selbst dem geübtern Kopfe muß ihr Gebrauch beschwerlich fallen; und ein Thatbeweis davon ist, daß die französischen Gelehrten bereits vor geraumer Zeit diese Wörter abgeschaft und durch andere ersetzt haben; obgleich jene unter dem Volke noch gangbar sind: weil es allezeit schwer hält, gewisse Gedankenformen nebst ihren Zeichen, wenn solche einmal einer ganzen Nation eigenthümlich, ja gleichsam natürlich geworden und dabey im täglichen Gebrauche sind — so unbequem sie auch, selbst ihrer äussern Unbehülflichkeit wegen, seyn mögen, — auszutilgen und andere an ihre Stelle zu setzen.

Aus den oben angeführten Beyspielen, unter denen das französische Wort sechs und das dänische sieben Sylben enthält, erhellet zugleich, wie genau einfachere Vorstellungsar-

ten und kürzere Bezeichnungen mit einander verbunden zu seyn pflegen. Und kaum läßt sich zweifeln, daß in der Sprache der Yamas, die, wie uns Condamine berichtet, nur bis Drey zählen, das acht-sylbige Wort, durch welches die Zahl Drey angedeutet wird, solche unter einer zusammengesetzten Form, vielleicht durch Addition aller darin enthaltenen Einheiten ausdrückt.

Ein Hinderniß mehr, den Fortgang gewisser Erkenntnisse unter einer Nation aufzuhalten. Denn nur kurze Zeichen haben den Vorzug, daß unser Gedächtniß sie leicht faßt und fest behält.

Gäb es ein Volk, welches sich der Dyadik bediente, so wäre seine Arithmetik schon himmelweit über die Rechenkunst desjenigen erhoben, das seine Zahlbegriffe gar noch nicht nach Klassen ordnete und benamte, sondern jeden mit einem eignen Namen nennte. Und wofern, nach Leibnitzens Vermuthung und dem dunklern Zeugnisse eines morgenländischen Scribenten, die gepriesene Erfindung des Chinesers Fohi keine andere als eben diese Dyadik war, so verdiente er unstreitig von seinen Landsleuten einen großen Theil der dankbaren Verehrung, welche sie ihm erzeigen.

Schon einen beträchtlichen Schritt weiter hatte jene thracische Völkerschaft gethan, unter der, wie Aristoteles anmerkt, das tetradische System gewöhnlich war. Und noch ein gutes Theil leichter und bequemer, als wir Europäer, würde im gemeinen Leben mit größern Zahlen eine Nation umgehen, welche statt unsrer dekadischen Progression etwa die Sechzehn oder eine noch größre Zahl zum Nenner ihres allgemein angenommenen Zahlgebäudes gemacht hätte.

Aber so wie die gemeine Arithmetik dieser vier Nationen sich gegen einander verhalten würde, so verhalten sich fast jede vier Sprachen auf der Welt in einigen Stücken gegen einander.

Jede besitzt, nach Maaßgabe des physischen, politischen, moralischen Zustandes und der damit vorgegangenen Veränderungen und Revolutionen, kurz nach der ganzen Individualität des ganzen Volkes, dem sie eigen ist, gewisse Klassen von Ideen, welche schon vorzüglich bearbeitet und vervollkommet, folglich auch durch hinlänglich genau bestimmte und vielfassende Worte bezeichnet sind; indeß daß andre Nationen, bey denen sich vielleicht andere Arten von Begriffen früher und leichter entwickelten, in Ansehung jener noch weit hin-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0040
DFG

ter ihr zurück bleiben, und sich mit undeutlichen Vorstellungen und unbequemen Bezeichnungen oder weitschweifigen Umschreibungen behelfen.

Wie strebt und arbeitet oft selbst der erfindsame Geist eines Plato, so sehr er auch seiner damaligen Sprache in ihrem ganzen Umfange Meister war, diese und jene Idee, (hier gleich viel, ob wahr oder chimärisch;) die seine fruchtbare Imagination erzeugt hatte, dem Leser darzustellen! und welchen Aufwand von Worten hat er oft nöthig, da wo in spätern Jahrhunderten, seit eben diese Ideen, durch ihn zuerst veranlaßt, weiter entwickelt und gangbar geworden waren, es auch ein Anfänger in der Philosophie leicht findet, diese Begriffe zu fassen oder andern verständlich zu machen.

Doch es bedarf wohl keiner weitern Anmerkungen zum Beweise, daß fremde Sprachen unserer Erkenntniß durch Begriffe, welche wir neu nennen, weil sie in einem gewissen, hier unbestimmlichen Grade von den schon bey uns vorhandenen unterschieden sind, mehr Extension geben. Weit ausgebreiteter, wichtiger, und doch vielleicht unbemerkter, ist der Vortheil, welchen sie derselben in Ansehung ihrer intensiven Vollkommenheit verschaffen.

Jede Bezeichnung einer Intellectualidee ist die Frucht einer Abstraction, welche die Nation entweder erfunden, oder anderswoher bekommen, und durch ihre Aufnahme unter die gangbaren Begriffe, mit dem Siegel eines innern Gehaltes beglaubigt hat. Diese aber sind in jeden zwo Sprachen, bey einem und ebendemselben Objecte einander lange nicht so völlig gleich und einerley, als Jemand denken mögte, der sie auf guten Glauben so annimmt, wie sie einander im Wörterbuche gegen über stehen; oder der sich überhaupt begnügt, das, was er liest, selbst in seiner eigenen Muttersprache, (wenn es nicht ganz alltägliche Dinge sind;) nur halb und als in einem Nebel zu erblicken.

Aber eben durch diese verschiedne Modification von einerley Hauptideen wird, bey richtig getriebner Philologie, der Verstand veranlaßt und genöthigt, Gedanken von ihren ursprünglichen Zeichen abzusondern und selbige in andern darzustellen; intellectuelle Ideen in sinnliche zu verwandeln, und sinnliche zu intellectuellen zu erheben; Unähnlichkeiten an sonst ähnlichen Begriffen zu bemerken, diesen feines figürlichen Gewandes zu entkleiden und jenen, durch glückliche Bildung einer ihm eigenthümlichen Form, zum erstenmale sichtbar

oder doch leuchtender und deutlicher zu machen; kurz immer neue Gleichungen zu verfertigen, gegebne zu reduciren und sich überhaupt in der Analysis des allgemeinen Menschenverstandes zu üben. Eine Beschäftigung, von welcher der Geist eben dieselben Vortheile hat, die der Körper durch mannichfaltige Leibesübungen gewinnt. Und so wie durch die letztere jeder Muskel, jede Sehne zu tausenderley Bewegungen geschickt wird, welche demjenigen unmöglich sind, der entweder überhaupt nur wenige, oder doch immer einerley körperliche Beschäftigung treibt: so giebt jene Uebung dem Verstande eine Geschmeidigkeit und Fertigkeit in der Anwendung und dem Gebrauche seiner Kräfte, die durch kein anderes Mittel erlangt, und deren Verabsäumung durch nichts gleichgeltendes völlig ersetzt werden kann.

Ein anderer Vortheil ist dieser, daß viele Ideen, die uns in unserer Muttersprache fast gänzlich unbemerkt oder doch dunkel bleiben, bey dieser Beschäftigung von uns wahrgenommen und bis zu ihrer möglichsten Deutlichkeit erhoben werden; theils weil sie in der fremden Sprache, vielleicht schon wegen ihres schärfern Gepräges, mehr in die Augen fallen, theils weil durch ihre, uns noch neue Vorstellungs-

art und Bezeichnung unsere Aufmerksamkeit auf dieselben jetzt zum erstenmale rege gemacht wird.

Ueberdieses befinden sich in allen Sprachen viele tausend Worte, deren jedes mehr als Eine, und manches sehr viele, oft völlig von einander verschiedene Bedeutungen hat. Eine fruchtbare Quelle einer Menge von Irrthümern und dennoch aus wichtigen Ursachen unvermeidlich und unentbehrlich in jeder menschlichen Sprache.

Daher ist es ein Glück für den menschlichen Verstand und für die Wissenschaften, daß gerade in diesem Puncte die meisten Sprachen weit von einander abgehen; wodurch jene Vieldeutigkeit, bey dem allgemeinen Verkehr und Umtauschen der Ideen zwischen mehrern Nationen, desto leichter offenbar und solchergestalt unschädlich wird.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird dem um so viel einleuchtender, der sich aus der Geschichte menschlicher Irrthümer erinnert, daß sie gerade alsdann am längsten in dem tyrannischen Besitze ihres hergebrachten Rechts geblieben sind, wenn eine unglückliche Uebereinstimmung unter mehrern Sprachen, in der Vieldeutigkeit gewisser Worte, jene Ver-

wirrung begünstigte und die Entdeckung dieser Irrthümer eben dadurch schwer machte.

Um das jetzt Gesagte durch einige Beyspiele deutlicher zu machen; sind nicht die Verwundungen der Sehnen, durch einen sonderbaren Irrthum, Jahrtausende lang von den Aerzten fast für die gefährlichsten, ja beynahe für unheilbar gehalten worden? weil man den Sehnen die alleräusserste Empfindlichkeit zuschrieb; ungeachtet sie auch nicht die allermindeste besitzen. Aber gerade diese so wunderbare Einstimmigkeit aller Aerzte aus den vorigen Zeiten, bey einem so wichtigen Irrthume, schreibt eben der große Mann selbst, welcher ihn zuerst völlig entdeckte, hauptsächlich dem Umstande zu, daß das griechische νευρον nicht allein Sehnen und Bänder, sondern auch Nerven bedeutet *). Ein Doppelsinn, der aus dem Griechischen nachher weiter ins Lateinische überging; so wie, auch unter uns, der Laye in der Physiologie beyde noch häufig mit einander zu verwechseln pflegt.

Um nicht gerade in der Mitte gänzlich abzubrechen, mögen noch einige überhaupt hie-

*) Haller in seiner Vorlesung von den empfindlichen und reizbaren Theilen des menschlichen Körpers.

her gehörige Gedanken den Beschluß machen; die ich jedoch in den engen Gränzen dieser Blätter mehr berühren, als ausführen kann.

Man fragt noch immer zuweilen: Könnten wir nicht allmählich der alten Sprachen völlig entbehren?

Ob dies irgend einmal in der Zukunft thunlich und nützlich seyn mögte, gehört unstreitig nicht zur Frage: daß es aber vor der Hand noch unmöglich sey, ist, wie mich deucht, keinem Zweifel unterworfen. Unsere Religion und ein großer Theil unserer Gesetze und politischen Verfassungen, nebst allen unsern übrigen Wissenschaften, sind Sprößlinge aus altem griechischen und römischen Stamme; so genau und innig mit der Litteratur jener Nationen verwachsen, daß es nur demjenigen, der sie blos von der Oberfläche kennt, möglich scheinen kann, solche schon jetzt von ihr unabhängig, selbstständig, und auf eigener Wurzel feststehend und wachsend zu machen.

Allein, selbst diese Möglichkeit vorausgesetzt, so ist unstreitig zum gemeinsamen Vortheile menschlicher Erkenntniß, eine allgemeine Sprache nöthig, welche die aufgeklärten Nationen insgesammt zu einer einzigen Völkerschaft verbindet; und als eine durch-

gängig anerkannte, verständliche und zuverlässige Dollmetscherin, sowohl gegenseitige Mittheilung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften unter jedem gleichzeitigen Menschengeschlechte, als deren Fortpflanzung auf künftige Jahrhunderte sichern und erleichtern kann.

Daß dieses aber eine schon fest bestimmte, unveränderliche, und folglich eine todte Sprache seyn müsse, ist aus bekannten Ursachen klar, und oft genug erwiesen.

Ohne Zweifel würde es in unsern Zeiten äusserst schwer — doch ich will lieber zuversichtlich sagen, es würde ganz unmöglich seyn — zwischen den sämmtlichen europäischen Nationen, von Island und Abo an bis nach Malta, und von Lissabon bis Petersburg, über eine der neuern Sprachen eine solche Vereinigung zu Stande zu bringen, als diejenige, so durch eine mehr als tausendjährige Revolution menschlicher Dinge, in dem ganzen genannten Umfange von Ländern, mit der altrömischen bereits wirklich zu Stande gebracht ist. Und da alle bisher errichteten Magazine menschlicher Erkenntniß nun einmal auf ihrem Grund und Boden angelegt sind: Wozu überhaupt die Mühe und Kosten des Umräumens?

Zudem, ehe man mit diesem Geschäfte wieder bis dahin käme, wo wir jetzt ohnedies schon sind, würde die in den Platz des Lateinischen getretene neuere Sprache, durch diejenigen Veränderungen, welche einer jeden Sprache über längere oder kürzere Zeit unausbleiblich bevorstehen, einer abgestorbenen ähnlich geworden seyn; dann aber wäre die Nachwelt mit ihr wieder in eben demselben Falle, worinnen wir uns jetzt mit dem Lateinischen befinden.

Und endlich mit welchem mächtigen Einflusse würde, durch diesen Vorzug seiner Sprache, ein einziges Volk auf den Geist aller übrigen Nationen wirken! Würden sie nicht überall, wohin sie selbst kämen, als die einzigen ächten und gebohrnen Lehrer der allgemeinen Sprache, den Ton in unsrer ganzen Art zu denken und zu handeln angeben? Um so mehr, da es Nothwendigkeit und Ehre seyn würde, jedesmal alle lang- und kurzweilige Scribenten von der neuesten Mode in dieser Sprache, gelesen zu haben? Doch es scheint mir überflüßig, diesen Punkt weiter auszuführen.

Bey einer schon ausgestorbenen Nation ist nichts von dem allen zu besorgen: Sie kann, blos vermittelst ihrer Schriften, und weiter

durch nichts auf uns wirken: Und ohnedies hat die Zeit von jenen Nationen fast nur ihre vortreflichsten Werke auf uns gebracht; zum Lesen der übrigen aber können nur wenige Personen, und nicht leicht durch andere, als nützliche Absichten, veranlaßt werden. Dieser Umstand führt auf noch eine wichtige Betrachtung, welche hier ebenfalls ihren eigentlichen Platz hat.

Unstreitig bildet man den Geist weit mehr durch den Umgang mit einem Autor, der gewisse Wahrheiten zuerst erfand und an den Tag brachte; als durch das Lesen desjenigen, der solche blos zum gemeinen und alltäglichen Gebrauche verarbeitet, und mehr in Umlauf bringt: ungeachtet sie bey dem letztern vielleicht in bequemerer Ordnung, hier und da mehr berichtigt, oder auch vollständiger anzutreffen seyn mögen. Denn jener führt uns den Weg, auf welchem er selbst zu ihrer Erkenntniß gelangte, und dies war der Weg eines scharfsehenden, selbstdenkenden Kopfes vom ersten Range; der Andere hingegen liefert sie uns blos aus der zweyten und dritten Hand, zu diesem oder jenem Gebrauche zubereitet. Von dem letztern lernt man blos Gedanken, aber der erstere lehrt uns zugleich denken. Und eben hierin liegt dasjenige,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0049
DFG

was den Hauptvorzug der wenigen sogenannten Originalwerke ausmacht; deren Genuß, (wenn man dessen von Natur fähig ist,) durch Erlernung einer Sprache nie zu theuer erkauft wird; da diese höhern Producte des menschlichen Geistes gerade diejenigen sind, welche sich nie nach ihrem ganzen Werthe in andere Sprachen übertragen lassen.

Nun kann man aber als ausgemacht und durchgängig zugestanden annehmen, daß der Originalscribenten unter den Alten weit mehrere sind, als unter den Neuern; vielleicht eben darum, weil Jene vieles erst erfinden mußten, was Diese schon bey ihnen vorfanden. So wie man umgekehrt sich unstreitig an die letztern halten muß, wenn es drauf ankömmt, den gesammten Vorrath schon vorhandener menschlicher Wissenschaft kennen und benutzen zu lernen.

So mag z. E. Gottscheds Weltweisheit, oder jedes andere ihm ähnliche Buch, als Repertorium von dem ganzen Inhalte der Philosophie, wie solche vor etwa vierzig Jahren, in dem aufgeklärtern Theile Deutschlandes, die fast allein herrschende war, ein sehr nutzbares Buch seyn: Allein so viel es auch von Seiten der Wahrheit und Vollständigkeit vor Platons und Ciceros Schriften voraus haben

dürfte; so weit muß es ihnen unstreitig nachstehen, wenn es uns darum zu thun ist, selber philosophiren zu lernen.

Und eben hieraus erhellet auch die so oft bezweifelte Nützlichkeit der Uebung im Uebersetzen aus alten Sprachen.

Wenn ein junger Mensch nicht blos Vieles wissen, sondern auch vornämlich denken und Gedanken gut ausdrücken lernen soll; so läßt sich, besonders in der letztern Absicht, kaum ein bewährteres Mittel angeben, als daß er solchergestalt die schönsten Muster derjenigen Alten nachbildet, welche eben so sehr Meister im Ausdrucke, als Herrn ihrer Materie waren. Denn er thut bey dieser Beschäftigung gerade das, was der junge Mahler thut, wenn er Meisterstücke copirt: er ist genöthigt, ihre Vollkommenheiten viel genauer zu studiren, ihren Schönheiten bis auf die feinsten Pinselzüge nachzuspüren, und weit tiefer, als beym bloßen Lesen, in ihren Geist sowohl, als in ihre Manier einzudringen. Wofern er nun, wie er soll, (und wie er wirklich thut, wenn er Kräfte in sich fühlt,) auch hier das Höchste von sich fodert, was ihm möglich ist, und jeden Gedanken mit eben der Richtigkeit und Stärke, und in eben

dem Glanze oder sanftren Lichte u. s. w. darzustellen ringt, wovon ihm das Urbild aus der fremden Sprache vor dem Geiste schwebt; so wird es ihm auch zugleich das wirksamste Mittel, sich seiner eigenen Muttersprache zu bemächtigen, und das volle Recht eines Hausherrn über sie zu erhalten.

2.

Ueber
den Einfluß der schönen Wissenschaften
auf die
Veredlung der Menschheit.

Eine Rede
zur Feier des Geburtstages
des Königs,
Friedrich Wilhelms
von Preußen,

von
Gottlieb Ernst August Mehmel,
ausserordentlichem Lehrer der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Erlangen.

Durch die Huld und edle Menschenfreundlichkeit des vielgeliebten Königs, in dem die Vorsehung uns einen weisen und gütigen Landesvater verehren läßt, genießen wir zum ersten Male die rührende Freude, daß wir das Opfer der Ergebenheit und Liebe, den Wissenschaften und der Tugend geheiligt, an dem Fuße eines Thrones niederlegen dürfen,

auf welchem die Menschlichkeit ihren Freund, die Gerechtigkeit ihren Beschützer und die Wissenschaften und Künste ihren Wohlthäter umarmen. Willkommen und gesegnet muß uns der Tag seyn, der uns hier versammlet hat, willkommen und gesegnet, als der Stiftungstag einer Gesellschaft, die sich vereinigte, die Gefilde des Schönen und Guten zu bebauen, willkommen und gesegnet, feierlich und heilig als der Tag, der uns und Millionen unserer Brüder einen König gab, der Freude und Glückseligkeit in der Glückseligkeit und Freude seiner Untergebenen findet. Was soll ich von den Empfindungen sagen, die meine Brust in diesem Augenblicke erfüllen? Dankbar gerührt durch das gütevolle Wohlwollen der verehrungswürdigen Vorsteher dieses Instituts, die mich in ihre Gesellschaft einluden, aber gedrückt von dem Gefühl meines Unvermögens bin ich zum ersten Male hier aufgetreten, und soll mit unberedter, ungeübter Zunge im Kreise würdiger und verdienstvoller Männer, die zum Theil mein Herz durch Wohlwollen und unverdiente Freundschaft beglückten, durch meine Rede einen Tag begrüßen, dessen Grösse und Feierlichkeit meine Sprache nicht erreicht. Ich kann nicht auf den Beifall dieser angesehnen Versammlung,

nicht auf das seltne Lob der Beredtsamkeit, der Gedankenfülle und eines hinreissenden Vortrags rechnen. Demuth und Dankbeflissenheit beseelen meine Hofnung, und das feste Vertrauen auf die Edelmuth Ihrer Gesinnungen, verehrungswürdige Männer und Freunde, hebt allein meinen sinkenden Muth und giebt mir Freudigkeit zu der warmen und zuversichtlichen Bitte um Nachsicht und Schonung.

Aber welchen Gegenstand aus dem Reiche des Schönen und Guten, des Edlen und Erhabnen soll ich wählen, um dem Zwecke der großen Feierlichkeit dieses den Musen so wie der Dankbarkeit, der Verehrung und Bewunderung geheiligten Tages, zu entsprechen? Da strahlt mir majestätisch und lieblich das Bild des gütigsten Königs entgegen; hold lächelt sein Antlitz, Güte und Wohlthun blikken aus seinen Augen; sein Mund eröfnet sich zur Gnade und seine Arme breiten sich aus zum helfen und beglücken. Weisheit und Gerechtigkeit wandeln ihm zur Seite, und die Religion sichert seine Schritte auf dem steilen Pfade der Unsterblichkeit. Doch wem in dieser Versammlung, und ich möchte fragen, welchem braven und durch Wissenschaften gebildeten Teutschen schwebt nicht das Bild Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten zugleich

als das Bild des edlen und warmen Freundes, des unverblendeten und geweihten Beschützers der teutschen Musen vor Augen? Wer weiß es nicht, wie sehr sein großes teutsches Herz alles liebt, was durch teutschen Geist erzeugt, durch teutschen Fleiß und Geschicklichkeit geschaffen und durch teutsche Kraft und Betriebsamkeit hervorgebracht ist. Er liebt Künste und Wissenschaften im teutschen Gewande und hört die Sprache gern, die Tuiskons Söhne sprechen. Schöner konnte sein königliches Auge nicht für die Bildung seines Volkes wachen, sicherer nicht für die Vermehrung des Wohlstandes und des Freudengenusses der Seinigen sorgen, und sie auf keinem angenehmern und bequemern Wege dem großen Ziele der Menschheit, dem Ziele der Veredlung näher bringen, als daß er durch Gerechtigkeit, durch Achtung und Belohnung teutsches Verdienst weckte und den Bund begünstigte, welchen die Musen so gern mit der Tugend errichten. Diese Gesellschaft, die nicht aufgefordert durch äussere Vortheile, sondern durch den Beruf innerer Liebe zum Guten, sich verband, Gefühl des Sittlichen und Schönen zu befördern, hat einen sprechenden Beweis erhalten, wie gern Friedrich Wilhelm solche Bestrebungen durch Beifall und Ehre krönt. Wie könnten

dankbare und treue Unterthanen eines gütigen Königs sich seines gnädigen Vertrauens und seiner Huld würdiger machen, als durch das feste Bündniß, seinem landesväterlichen Willen, mit gewissenhaftem Eifer ihre vereinten Kräfte zu weih'n. Erlauben Sie mir daher, meine Herren, daß ich in dieser Rücksicht und in Hinsicht der Bestimmung unseres Instituts Sie einige Augenblicke von dem Einflusse unterhalten darf, den das Studium der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit haben muß.

Indem ich die Ehre genieſſe, vor einer Versammlung, die aus Gelehrten und Freunden der Gelehrsamkeit besteht, von den Wissenschaften zu reden, die fühlenden Seelen schon durch den Beinamen, den sie führen, den Wunsch ihrer Bekanntschaft abnöthigen müssen, würde es überflüssig seyn, zu zeigen, wie die Dichtkunst und Rhetorik in ihrem ganzen Umfange zu dieser Benennung gekommen sind. Eben so wenig kann mich hier die Untersuchung beschäftigen, ob diese Benennung die richtigste und bequemste, oder ob es besser sey, die Dichtkunst, wie die Redekunst unter dem allgemeinen Namen der schönen Künste zu betrachten. Noch weniger würden die Beschränktheit der Zeit und der Zweck dieser Ver-

sammlung die schwere Untersuchung erlauben, worin das Wesen der Schönheit bestehe. Auch ist es leichter, ihre Bezauberungen zu empfinden, als ihr Wesen und ihre Entstehung durch Worte darzustellen. Sie ist eine Tochter der Natur, und unendlich in ihren Gestalten, wie diese. Diejenigen sind nicht in ihr Heiligthum gekommen, haben nichts von ihren süssesten Umarmungen geschmeckt, die sie zu einer Sclavin der Sinne erniedrigten, und in der Belustigung dieser ihr ganzes Daseyn und ihre vollendete Bestimmung zu finden wähnten. Sie entzückt nicht blos Aug und Ohr, sondern fesselt auch Geist und Herz und ärndet selbst von der reinsten Vernunft Bewunderung und Liebe. Wer für sie ein richtiges feines und schnelles Gefühl im Busen trägt, den hat die Natur zu ihrem Liebling erkohren. Ueberall, wo Leben und Kraft, wo Harmonie und Liebreiz, Ungezwungenheit und Ordnung, wo Unschuld und Wahrheit herrschen, da läßt die Schönheit ihre Gestalt erblicken. Der Mensch kann ihre Natur nicht ändern, sondern sie herrscht nach unumstößlichen und ewigen Gesetzen. Alle, die sie erblicken, empfinden, wie von einer Gottheit berührt, jenes Wohlgefallen, das die Freude nährt und das Herz fürs Gute erwärmt. Die Dichtkunst und

die Redekunst empfangen Daseyn und Leben von ihr. Sie ist der Talisman, wodurch beide ihre Wunder verrichten, Freude und Entzücken athmen und zur Traurigkeit und Wehmuth erweichen. Mit dem Verstande, dem Witze und der Einbildungskraft im Bunde, giebt sie Dichtern und Rednern die Kraft, Glauben und Gehorsam, Bewunderung und Staunen zu bewirken, das Herz zur Liebe und Haß, zum Wohlwollen und Abscheu, zur Belohnung und Rache zu entflammen. Es kann daher nicht befremden, daß alle Nationen des Alterthums wahre Dichter und Redner so sehr schätzten, und in ihnen die Wohlthäter des Staats verehrten. Sie waren es, die zuerst den rohen Menschen zum Menschen bildeten, seine verschloß'ne Sinne fürs Schöne und sein rauhes Herz fürs Gute öfneten. So bahnten sie der Tugend den Weg und wurden eine Quelle der Vaterlandsliebe, großer und edler Gesinnungen. Das waren die Verdienste, wofür der dankbare Mythos der Griechen, einen Orpheus, Amphion und Linus mit dem blühenden Kranze der Unsterblichkeit geschmückt hat. Der hohe Mannsinn der Stammväter unserer Nation, ihre felsenfeste Redlichkeit, und jener allmächtige Drang der Freiheitsliebe, der sie zu furchtbaren Kriegern

und zu schrecklichen Rächern des anmaßenden Frevels der römischen Eroberungssucht machte, wurden durch die Barden genährt. Wirksamer als die ehernen Feuerschlünde, welche die Heere ihrer oft sehr unteutschen Nachkommen begleiten, war ihre Rede, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß wir ihren Gesängen es zum Theil verdanken, daß wir noch Teutsche sind. So lange es noch Barden gab, sagt daher mit Recht ein würdiger Enkel jener Sänger, war der Nationalgeist der nordischen Völker unbezwinglich. In den Tagen, wo's für teutsche Ritter, trotz aller Rauigkeit des Zeitalters, noch Schande war, sich durch etwas anders als durch rühmliche Unternehmungen und Thaten auszuzeichnen, mußten Dichter die Ritterzüge begleiten und selbst die Kreuzfahrer, die nur durch Finsterniß und Unwissenheit zu der heiligen Raserei geweihet wurden, ihre Brüder zu verfolgen, erhoben sich wenigstens dadurch über manche gekrönte und gelehrte Häupter unserer aufgeklärten Zeit, daß sie die Dichter für nützliche Menschen ansahen, und sie mit sich führten, um durch ihre Gesänge sich der Tapferkeit ihrer Mitstreiter zu versichern. Wenn ich so auf die Wirkungen des Guten hinzeige, welche die schönen Wissenschaften bey der Bildung

des Menschen äussern, so halte ich mich zugleich der Mühe überhoben, von dem Gegenstande, der unsre Aufmerksamkeit jetzt beschäftigt, jene marklose und verderbliche Schöngeisterei auszuschliessen, die den ächten Mannsinn zerstört, Ungründlichkeit über alle Zweige der Wissenschaften verbreitet, die Sitten ansteckt und die Geschäfte des bürgerlichen Lebens zerrüttet. Ich rede hier von der Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit jenen reifen Geistesfrüchten in den Gefilden des Schönen, wodurch der Geschmack und die Sitten gebildet, die Seelenkräfte geschärft und erweitert und das ganze Daseyn des Menschen veredelt wird.

Um zu zeigen wie die schönen Wissenschaften das vermögen, müssen wir die Gegenstände aufmerksam betrachten, die sie bearbeiten, die Seelenkräfte, die sie fordern und bilden, und die Sprache, wodurch sie sprechen. Die Sprache ist die erste Bilderin des Menschen und nächst dem Leben und der Vernunftfähigkeit das edelste Geschenk des Urhebers der Dinge. Durch sie entwickeln sich die zarten Keime der menschlichen Seelenkräfte, und die ganze Mittheilung unserer Empfindungen und Gedanken geschieht durch sie. Freundschaft und Liebe und alle jene Quellen der Freude und Menschen-

beseeligung, was wären sie ohne Sprache? Sie zu vervollkommnen ist die erste Pflicht des vernünftigen Menschen. Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich die überflüßige Bemerkung hinzusetze, daß dieß vorzüglich von der Sprache gilt, worin wir geboren sind. Ich will sie nicht belästigen mit fruchtlosen Klagen über die verschrobne und hohnwürdige Denkungsart derer, die für Vaterlandsliebe kein Herz haben, und sich auf alles besser, als auf ihre Muttersprache verstehn. Die Zeiten sind vorbey, wo es für Teutsche eine Empfehlung war, nicht teutsch reden und schreiben zu können, die Vernunft hat der Thorheit so viel Feld abgewonnen, daß selbst der Knabe und das Mädchen vom Adel nicht mehr genöthiget sind, von transrhenanischen Dirnen zu lernen, daß die Teutschen auch etwas geschrieben haben, was sich ohne fi donc! lesen läßt.

Das erste und festeste Band, wodurch die Glieder der Staaten unter einander und mit ihrem Oberhaupte verknüpft werden, ist eine gemeinschaftliche Sprache. Die Großen der Erde können kein besseres Mittel wählen, dieses Band frühzeitig zu zerreissen, und die Herzen ihrer Unterthanen fürs Vaterland zu erkälten, als den Wahnsinn zu befördern, mit

fremden Zungen zu reden. Fremde Sprache, fremdes Interesse! Das Herz kann nicht teutsch seyn, wenn der Kopf ausländisch ist! So sehr die Wissenschaften und die Menschheit selbst durch das verbreitete Studium der Sprachen mehrerer aufgeklärten Nationen gewinnen müssen, und wirklich in unsern Tagen gewonnen haben, so unwiderlegbar scheint mir auch die Behauptung, daß man nur durch eine unermüdete und unabläßige Vervollkommnerung seiner Muttersprache sich den Weg zur Kenntniß fremder Sprachen bahnen sollte. Die Bildung des Geistes hielt bey allen Völkern mit der Bildung der Sprache gleichen Schritt, und Dichter waren unter allen Zonen ihre ersten Wohlthäter und Gesetzgeber. Wenn zwey Männer von entgegengesetzter Meinung ihre Behauptung vor der Welt verfechten, so darf man nur auf die Sprache sehn, die beide führen, um sicher zu wissen, welcher an wahrer Geisteskultur den Vorrang behauptet. Der unsterbliche Leßing und Melchior Goez, zelotischen Andenkens, können zum Beispiel dienen. Je höher die Stufe der Bildung ist, zu welcher ein Volk über andere sich erhoben hat, desto mehr übertrift es sie auch an Bestimmtheit, Anmuth und Reichthum der Sprache. Die Geschichte der frei-

genden und fallenden Kultur unter den Griechen, von Homer bis auf Longin, den letzten, aus welchem der ächte Geist der Griechen ohne Barbarismen spricht, giebt hiervon einen überzeugenden Beweis. Es ist daher ein lächerlicher Wahn, daß bey den ernsthaftern Gegenständen der Wahrheit das Studium der Sprache eine Nebensache sey. Unerträglich, steif und ungenießbar, wie ein Mensch, der nie geliebt hat, pflegt gewöhnlich die Sprache dessen zu seyn, der den Grazien und Musen nicht geopfert hat. Je ausgebildeter und bestimmter, je angenehmer und schöner, je deutlicher und fruchtbarer, je darstellender und vollkommner die Sprache ist, desto bestimmter und deutlicher, desto wirksamer und einnehmender sind die Empfindungen und Gedanken, die sie ausdrücken. So tönt sie von den Lippen des Mannes von vollendetem Geschmack, und ihr schönstes Organ sind die Wissenschaften, die durch den Ausdruck und die Darstellung des Schönen gefallen. Wer sein Leben irgend einem Zweige gelehrter Kenntniß widmet oder auch nur den Namen eines gebildeten Menschen verdienen will, sollte sich daher um die Freundschaft der schönen Wissenschaften bewerben, und sich in ihrem Umgange auf seine eigentliche Bestimmung vorbereiten. Wie

viel müßte die Menschheit an Veredlung und Freudengenuß gewinnen, wenn das wirklich im Leben so wäre! Welchen Einfluß müßte das auf den Vortrag und die Behandlung der übrigen Wissenschaften haben! Deutlichkeit und Anmuth und ein verdoppeltes Interesse würden den Unterricht der Weisheit beleben, und ihre Zöglinge die Hörsäle derselben mit Vergnügen besuchen. Schon zeigt sich wenigstens die reizende Hofnung dieser glücklichen Periode von ferne, und die schöne Morgenröthe einer geschmackvollen Bearbeitung der Wissenschaften blickt schon in einzelnen Stralen hervor. Der Freund des Schönen beklagt es daher um so mehr, daß die vielen gothischen Gebäude, die von verschiedenen Seiten ihre Verbreitung aufhalten, den völligen Anbruch des glücklichen Tages verspäten. Die Musen haben das vielfältig mit dem schönen Geschlechte gemein, daß man ihre wahre Bestimmung, ihre liebenswürdigste Seite verkennt, und sie durch erniedrigende Vorurtheile und durch Verletzung der Achtung, die ihnen gebührt, unfähig macht, auf die Veredlung des Jünglings und Mannes zu wirken. Würde zum Beyspiel den Töchtern der Mnemosyne nicht noch so häufig aller Einfluß auf die Bildung des jungen Rechtsgelehrten abgesprochen

oder doch entzogen, so würde die Rechtspflege selbst nicht noch immer so häufig durch die Barbarey einer ungeheuren Sprache die Vernunft beleidigen und den Geschmack empören. Richter und Sachwalter würden mehr, wie bey wenigen Ausnahmen in Friedrich Wilhelms Staaten, der Würde ihres Amtes auch durch die Sprache entsprechen die sie führen, und sich dadurch der Gesellschaft als Männer von Bildung achtungswürdig machen. Würden die schönen Wissenschaften von den Theologen nicht noch öfters zu den Gegenständen des gelehrten Luxus gezählt, die der Sache Gottes mehr schaden als nützen, so würde der Unterricht in den Schulen und Erziehungsanstalten angenehmer, zweckmäßiger und faßlicher seyn, und die Lehrer der Religion würden sich nicht so häufig durch eine Sprache, die leider die Roheit ihres Herzens verräth, an ihrem Berufe und Gewissen versündigen. Anstatt die traurigen Folgen weitläuftig zu schildern, die daraus für die Sittlichkeit und Gottesverehrung entstehen müssen, sey's mir vergönnt, diese angesehne Versammlung an die deutliche und angenehme Belehrung, die Rührung, den Nachdruck und die Würde zu erinnern, welchen der Vortrag der Religion Jesu in dem Munde von Männern

hat, die ihren Beruf — und Heil dieser Stadt die solche Erfahrungen machen kann! auch durch Geschmacks-Bildung verherrlichen.

Und von welcher entschiedenen Wichtigkeit ist diese Bildung nicht vorzüglich für diejenigen, die auf die Menschheit durch Schriften wirken wollen! Predigts nicht die tägliche Erfahrung laut, wie klein die Zahl derer ist, die veredelt durch das Gefühl und das Studium des Schönen ihrer Sprache und ihrem Vortrage, jene Schicklichkeit und Würde, jene Richtigkeit und Anmuth zu geben wissen, wodurch der Schriftsteller den Dank und die Liebe gebildeter Menschen verdient und auf die Veredlung des Verstandes und Herzens wirken kann. Ohne hier bey dem zahllosen Heere derer zu verweilen, deren Sprache bald durch Unrichtigkeit und Steifheit, bald durch Verworrenheit und Unnatürlichkeit, bald durch Sinnlosigkeit und Finsterniß abschreckt, frage ich blos, woher die widrige Erscheinung, daß selbst berühmte Männer in ihren Schriften so häufig jenen Wohlstand beleidigen, der in der Gesellschaft aller gebildeten Menschen herrscht! Woher jene Unwürdigkeiten, wodurch Gelehrte gegen Gelehrte ihre Schande verewigen! Liegt der Grund nicht in dem Mangel jener Bildung, der so

nahe mit Rohigkeit des Herzens und Sittenlosigkeit verwandt ist? Wie entzückt nicht im Gegentheil jenes richtige Gefühl des Schönen, jene Lauterkeit der Empfindungen, jene himmlische Harmonie des Herzens und Verstandes, die den Schriften eines Xenophon's und Plato's, eines Virgils und Tibuls, eines Adißon's und Gellerts, eines Fontenelle und Hallers, eines Engels und Garvens, eines Jerusalems und Zollikofers das Siegel der Vollendung und Unsterblichkeit aufgedrückt haben. Die Apologie des Socrates, wodurch Eberhard seinen Namen wider die Vergessenheit gesichert hat, ist ein wahrer Triumph, der die Harmonie einer gründlichen Wissenschaft und eines feinen Geschmacks verherrlicht, und die unübertrefbaren Briefe über die Kantische Philosophie von dem unübertrofnen Denker Reinhold werden der spätesten Nachwelt beweisen, wie sehr auch die gründlichste Gelehrsamkeit und der alles zermalmende Scharfsinn des Tiefforschers durch den lebendigen Hauch der Musen und Grazien gewinnen!

Nicht geringer ist der Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Gesellschaft! Welcher Segen würde nicht über sie verbreitet werden, wenn

wenn alle Mitglieder derselben durch einen feinen Geschmack gebildet wären. Anstand und Bescheidenheit würden die Urtheile über Andre leiten, Feinheit und Wohlwollen, Ungezwungenheit und Munterkeit, Freimüthigkeit und Schonung würden im vertraulichen Bunde leben, und gemeinschaftlich die Freude fesseln, die selten lange in den geselligen Kreisen verweilt. Wie viele Gelegenheiten zum Mißvergnügen zu Entzweihungen und Streitigkeiten würden alsdann nicht wegfallen! Ein Mensch von gebildetem Geschmack unterscheidet sich überall und in allen Verhältnissen und Lagen durch Worte und Handlungen von dem, welchem es an diesem Vorzuge fehlt. Die Gegenstände verändern in beider Munde ihre Benennungen und der rohe Mensch hat Ausdrücke, die dem gebildeten so fremd sind, wie die Gedanken und Empfindungen, die sie bezeichnen. Dieser beleidigt, nicht weil er beleidigen wollte, sondern weil er sich nicht ohne Beleidigung auszudrücken wußte. Jener hat ein Herz, worin kein Falsch ist, möcht, durch Scherz und Ungezwungenheit, durch Witzigkeit und launige Bemerkungen die Fröhligkeit herbey führen und verscheicht sie, weil seinem Geiste die Weihung des Geschmacks, seiner

Sprache die Würze der Zucht und Schicklichkeit mangeln. Es ist eine große Empfehlung für die schönen Wissenschaften, daß sie auf die Geschäfte des bürgerlichen Lebens so vortheilhaft wirken. Von dem Staatsminister bis zu dem unbemerkten Dorfschulmeister herunter giebt es keinen Beruf, der nicht vielfältig durch Geschmacksbildung gewönne. Wie oft hiengen nicht Wohl und Wehe der Staaten, Krieg und Friede von der beredten Zunge eines einzigen ab? Wie häufig wurden durch die reizenden Schilderungen der Tugend von den Lippen der Freundschaft und Liebe dem Laster die Beute abgenommen und die Unschuld von nahem Falle gerettet, wie tausendfältig sah man nicht durch die Vorstellungen eines gebildeten Mundes die Entzweihten vereinigt, den Verfolger entwafnet, den Gebeugten aufgerichtet, den Leidenden getröstet? Was zerreißt die heiligen Bande zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Freunden und Verwandten, zwischen Gatten und Gattinnen öfters, als jene rauhe, ungebildete Sprache, worunter sich die Liebe verliert, das Wohlwollen und die sorgsame Freundschaft das Ansehen des lieblosen Eigensinnes der Härte und der Bedrückung erhalten? Doch lassen Sie uns das Auge von diesem Anblick entfernen und es auf jene rei-

zendere Gefilde richten, wo die schönen Wissenschaften ihre Schätze sammlen.

Welchen Stoff Dichter und Redner zur Bearbeitung wählen, in welchem Zweige ihrer Kunst sie Beifall für Vergnügen einzuwechseln streben — Talent und Kunst vermögen nichts ohne Kenntniß der Natur und des Menschen. Dieß sind die Schulen ihrer Bildung, ohne welche die glänzendsten Fähigkeiten nichts Vollkommenes erzeugen. Woher die unerreichbare Anmuth der Sprache, die liebenswürdige Zartheit der Empfindungen, die Wahrheit und das Leben der Bilder und die rührende Unschuld der Charaktere, die in Gesners Schriften herrschen? Er las in dem schönen und großen Buche der Natur, liebte ihre Gesellschaft und Unterhaltung. Da wurde seine Einbildungskraft genährt und verfeinert durch die Gemälde der Anmuth und Schönheit, der Milde und des Wohlthuns, der Heiterkeit und der Freude, der Harmonie und Unschuld. Das gab seinen Empfindungen Fruchtbarkeit, Reinheit und Wärme. Sein Verstand gewöhnte sich an die Reize der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, an die Freuden der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens und der Betrachtung. Durch dies alles wurde sein Herz eingeweiht in jene himmlische Lauterkeit,

in jenen kindlichen Sinn des Wohlwollens, der Unbefangenheit, der Liebe und Zärtlichkeit, die seine Schriften athmen und sie zur Lieblingslectüre aller gefühlvollen und edlen Seelen gemacht haben. Die Homere und Ossiane, die Thomsone und Hallers, die Hagedorne und Kleiste würden nicht mit so unauslöschlichen Zügen im Buche der Unsterblichkeit prangen, und die Gleime und Wielande nicht so sicher seyn, die ihrigen einst neben jenen zu erblicken, wenn sie nicht die Natur belauscht und den Zauber der Schönheit, der sich da ihrer Phantasie und ihres Herzens bemächtigt hatte, ihren Schriften wiedergegeben hätten. Der Dichter sucht die Schönheiten der Natur auf und entdeckt Vorzüge, die der kalte Beobachter nicht sieht. Witz und alle Reichthümer der Sprache und des Verstandes werden aufgeboten, um dem Seelenauge die Reize des Anblicks zu verschönern. Das Studium guter Dichter, die mit den Geheimnissen und Wundern der Natur vertraut, ihre Werke durch den Geist beseelen, der die Geweihten überall in dem Gebiete jener Allgeberin umweht, ist daher Einladung zum Umgang mit ihr, ist Erweckung der Aufmerksamkeit auf ihre Schönheiten und Anleitung zum Genuß der Freuden, die sie mit unerschöpflicher Wohl-

thätigkeit an Himmel und auf Erden, auf Bergen und in Thälern ausgestreut hat. Und welche Quelle der Veredlung muß sich nicht für den Menschen eröfnen, der Freude empfindet an der Natur, wo alles Zusammenhang und Ordnung ist, wo die Spuren der Weisheit und Güte den Verstand zu stillen Betrachtungen, und das Herz zur Bewunderung, zur frohen Dankbarkeit und Anbetung erwecken. Die Quelle wahrer Freuden, weiser Ruh' und stillen Friedens fließt nirgends reichlicher und ungetrübter, stillt den Durst nach Glückseligkeit und frohen Aussichten in die Zukunft nirgends besser, als in dem mütterlichen Schooße der allgütigen Natur. Wie sie die wahren Dichter mit ihren schönsten Gaben zu dem hohen Berufe weiht, Veredler der Menschheit zu werden, so wird sie auch die Lehrerin derer, die durch die Ueberzeugungskraft und Gewalt der Beredtsamkeit dem Verstande Beifall und dem Herzen Entschliessungen abzugewinnen wissen. Die größten Redner aller Nationen und aller Jahrhunderte waren immer Vertraute der Natur und hatten ihr die Gabe der Rührung, der Belehrung und Ueberzeugung abgelernt. Die Kramers und Jerusalemme, die Zollikofers und Spaldinge, wie schmiegen sie sich nicht überall an die Natur!

Wer erkennt nicht in der Wärme, der Wahrheit, der Anmuth und ungezwungenen Würde ihrer Bilder und Gleichnisse, die Quelle, woraus sie schöpften? Und welches Beispiel könnte in dieser Versammlung, die aus christlichen Anbetern der Gottheit besteht, der Sache mehr Gewicht und Ueberzeugung geben, als das Beispiel des göttlichen Weisen, den wir in Jesu verehren? Ueberall verweist er auf die Natur und sucht durch sie die Herzen zur Tugend und dem Schöpfer zu leiten.

Nicht weniger wichtig und fruchtbar in den Folgen zur Veredlung der Menschheit ist der zweite Hauptgegenstand der schönen Wissenschaften. — Der Mensch ist unter allen Gegenständen, die uns unter dem Monde umgeben, und unsern Verstand zur Thätigkeit reizen das erste, wichtigste und unentbehrlichste — der Kompas, der unsren Lauf auf dem Meere des Lebens leiten muß. Ohne Kenntniß des Menschen wird die Weisheit zur Thorheit und die tiefste Gelehrsamkeit verliert ihren schönsten Schmuck, ihren wahren Adel und Werth. Es giebt nicht leicht ein Geschäft des Lebens, wobey der Mensch diese Kenntniß ungestraft entbehren könnte. Alle jene seelenlose Hirngespinste, die ihr Daseyn in der todten Studierstube erhielten und

weiter kein Interesse haben, als daß sie zum Beispiel menschlicher Verirrungen dienen, beweisen sattsam, wie unsicher die Bestrebungen der prüfenden und forschenden Vernunft selbst werden, wenn sie von dieser Führerin verlassen ist. Diese Bemerkungen können uns die schönen Wissenschaften von einer sehr ernsthaften und ehrwürdigen Seite zeigen. Der Mensch mit seinen Leidenschaften und Schwachheiten, seinen Tugenden und Fehlern ist der große Gegenstand der Dichter, Redner und Geschichtschreiber. Das Studium des Menschen ist ihnen daher eben so unentbehrlich wie sie durch ihre Arbeiten zur Kenntniß desselben führen. In Absicht der Geschichte sprechen die Namen eines Thucydides und Xenophons, eines Polybius und Plutarchs, eines Cäsars und Sallustius, eines Livius und Tacitus, eines Vertots und Raynals, eines Robertson's und Gibbon's, eines Schröckhs, Schmidts, Meiners, Schillers und Friedrichs des Einzigen so laut, daß selbst der Unverstand es nicht wagen würde, ihren Einfluß in die Bildung des Menschen zu bezweifeln. Um das nämliche von der Dichtkunst zu beweisen, dürfte ich Sie, meine Herren, nur an den Sänger der Odysse und Iliade, an den edlen Tyrtäus und Pindar und an die

Barden der nordischen Völker erinnern, und Sie bitten mit den Wirkungen, die diese hervorgebracht haben, den Einfluß zu vergleichen, welchen die Dichtkunst in dem Munde der alten Pythagoräer, der Gnomologen und in den zärtlichen Liedern der Minnesänger auf die Sitten ihres Zeitalters gehabt hat. Aber es sey mir erlaubt, noch ein Paar andre Bemerkungen hinzuzufügen. Gute Dichter und Redner bereiten den Menschen nicht nur auf die Erfahrung vor, sondern laden ihn auch dazu ein, zeigen ihm die Gefahren des Lebens und geben ihm durch Beispiele Mittel an die Hand ihnen zu entgehen. Die Unschuld lernt hier die Gefahren kennen, die ihr drohen, die Tugend wird mit den Täuschungen bekannt, wodurch sie desto leichter ein Raub der Sinnlichkeit und Verführung werden kann, je sichrer sie sich wähnt. Der sinnliche Mensch wird nicht schneller und dauerhafter fürs Gute gewonnen, als wenn er die Glückseligkeit, womit es lohnt, wie mit Augen erblickt, in Handlungen und lebendigen Gemälden anschaut. Die Dichtkunst hat das noch vor der Geschichte voraus, daß sie den Menschen in den interessantesten und lehrreichsten Lagen vorstellen, die verborgensten Triebfedern seiner Handlungen in der Natur seiner Seele aus-

späh'n, mit unpartheiischer Gerechtigkeit sein Verdienst abwägen, die geheimsten Leiden, womit Fehltritte und Laster bestrafen, aufdecken und so den Menschen in seiner ganzen Blöße zur Lehre und Warnung aufstellen kann. Ein großer Kenner des menschlichen Herzens sagt: die Tugend würde zur zärtlichsten Liebe entzücken, wenn ihre Reize sich verkörpern und dem Auge sichtbarer werden könnten. Das ist gewissermaßen der Fall mit den im Schooße des Schönen gereiften Früchten der Dichtkunst. Den Freunden der teutschen Musen muß die herrliche und meisterhafte Vertheidigung noch vor der Seele schweben, welche von dieser Seite die Schaubühne von einem unserer besten Schriftsteller *) erhalten hat. „Sie ist es, wie dieser Jünger Thalias sagt, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergeh'n, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven abfallen, alle Schminke

*) S. Schillers Thalia, erster Band, Leipzig 1787.

versiegt, und die Wahrheit unbestechlich, wie Rhadamanthus Gericht hält. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schweigt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwerdt und Waage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Winke zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staube vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palasts herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Makbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. — Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Unge-

witter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht, wenn er sein weisses Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich sein Regan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch Alles!“ — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? Wie feyerlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe!“ Das Studium solcher Geistesfrüchte, auf welchem Boden sie gewachsen und zur Reife gediehen sind, ist hoher Gewinn für die Bildung der Menschheit und Dank sey es der Vorsehung, Dank den Edlen, die uns damit beschenkten. Wie reife Früchte den Körper, so nähren sie den Geist, rufen Vaterlandsliebe, Brudersinn und Treue ins Herz, lehren Duldung und Standhaftigkeit in Leiden, und befördern jenes köstliche Ehrgefühl, das alle schöne und große Seelen belebt und zu edlen und unsterblichen Thaten begeistert. Wie viele giebt es unter denen, die den Ehrennamen der Freunde der Weisheit führten, die sich rühmen können den Menschen so genau gekannt, den Gang und die Eigenheiten seines Herzens so gründlich beobachtet und die geheimsten Absichten und Triebfedern seines Thuns und Lassens so tief ergründet zu haben als die Terenze und

Moliere, die Shakespeare und Leßinge, die Fieldinge und Voltäre, die Rabenere und Schwifte, die Wielande und Göthe? Wer kann von der Lesung der Agathone, der Dom Karlos, einer Miß Fanny Wilkes, einer Fräulein von Sternheim und jener Meisterwerke, die dem Kenner und Freunde des Schönen bekannt sind, unerwärmt für das Schöne und Edle, unbelehrt über die Gefahren der Unschuld und Tugend, über den Gang und die Quellen menschlicher Verirrungen und ohne Gewinn der Weisheit fürs Leben zurückkehren? Wo findet man das menschliche Leben treuer und lehrreicher dargestellt, die Wahrheit reizender und überzeugender vorgetragen, und die ungeschminkte Rechtschaffenheit und Lebensweisheit so lichtvoll und eindringlich empfohlen, als in den Werken eines Sterns, eines Goldsmith's, eines Rousseaus, eines Marmontels, eines Gellerts, Müllers, Musäus u. s. w. Wo ward je die Tugend reizender gelehrt, als sie in dem Munde Musarions tönt! wo jemals ein Vorurtheil liebenswürdiger und edler bekämpft als durch Nathan den Weisen? Und wo findet man den Philosophen, der seine Zweifel an den Meinungen Anderer mit herzlicherer Wärme und Anständigkeit, mit mehr Grazie vorgetragen, und den Ver-

fechtern ihres Glaubens ein edleres Beispiel der Nachahmung gegeben hätte, als der bescheidne und fromme Mönch vom Libanon?

Noch deutlicher wird sich der Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung des Menschen darstellen, wenn wir auf die Seelenkräfte sehn, worauf sie hauptsächlich wirken. Durch lebhafte Darstellung zu interessiren, ist Zweck des Dichters, so wie durch das Anziehende der Beredtsamkeit dem Verstande die Ueberzeugung zu erleichtern oder auch wohl durch Phantasie und Empfindungen sich den Weg ins Herz zu bahnen, Entzweck des Redners. Die natürliche Folge, die sich daher aus der Beschäftigung mit diesen Wissenschaften ergeben muß, ist Befruchtung und Verfeinerung der Empfindungen, Belebung und Erhebung der Einbildungskraft. Und wie wichtig ist diese Bildung nicht bey der Wahl unserer Vergnügungen, für die Stimmung unsers Lebens und für die Entwickelung der höhern Seelenkräfte selbst. Jeder Kenner weis, mit welcher Harmonie eine Kraft in die andere wirkt, wie ein Vermögen durch das andre geschärft und vervollkommnert wird. Die Sinnlichkeit gleicht einem fruchtbaren Gefilde von lieblichen Gegenständen, die der Verstand bearbeitet, und nach den Gesetzen

seines höchsten Richters der Vernunft jedem seine Anwendung und Bestimmung ertheilt. Feinheit und Lauterkeit der Gefühle und der Einbildungskraft, so wie die Vertraulichkeit mit dem was wahrhaftig schön ist, sie erzeugt, muß natürlicher Weise die Begierden reinigen und den Menschen über die Versuchungen erheben, etwas als Vergnügen zu begehren, was nur die Gefühllosigkeit reizen und die Rohheit belustigen kann. Bey dem unbezweifelten Einfluß, den der Körper auf die denkende Kraft unsers Ichs hat, bedarf es keines weitläuftigen Beweises, daß der Verstand eines ungebildeten Menschen, welcher der gröbern Sinnlichkeit lebt und mit ungeläuterten Gefühlen die Gegenstände des Vergnügens aufsucht, durch die Ueberredung der Sinne bestochen, und anstatt seine Kräfte zu erweitern, immer unfähiger werden muß, das Wahre von dem Falschen, das Schickliche von dem Unschicklichen, das Schöne von dem Häßlichen, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Geläuterte und große Empfindungen, Gefühl des Schicklichen und Angenehmen, des Guten und Schönen, flößen auch dem Herzen schöne, große und edle Gesinnungen ein, und erzeugen nach und nach jenes liebenswürdige Betragen, das durch Anstän-

digkeit, Wohlwollen und zuvorkommende Bescheidenheit gefällt. Der Mensch kann körperliche Gebrechen und die leicht durchscheinenden Mängel gründlicher Kenntnisse verbergen, aber jene Roheit der Empfindungen und Gefühle, die Mißfallen erregen, Mangel des geläuterten Sinns fürs Schöne nicht. Und das Studium der schönen Wissenschaften, deren Einfluß wir hier prüfen, würde schon im höchsten Grade zu empfehlen seyn; wenn sie auch keinen andern Nutzen hätten als den Geschmack zu bilden. Aber sie sind auch wohlthätige Pflegerinnen des Verstandes und wirken auf diesen, wie eine reine und geistvolle Liebe aufs Herz. „Alle Kräfte unserer Seele sind, wie ein großer Kenner sagt *), nur Eine Kraft, wie unsere Seele nur Eine Seele. Wir nennen oben und unten, hoch und niedrig, was nur vergleichungs- und beziehungsweise so ist; im Ganzen aber ist ein richtiger Verstand ohne richtige wohlgeordnete Sinne, ein bündiges Urtheil ohne gezähmte und zu ihrem Dienst erweckte Einbil-

*) Herder in seiner Preißschrift über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften. S. Abhandlungen der Baierischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissenschaften. Erster Band, München 1781.

dungskraft, ein guter Wille und Charakter ohne gutgeordnete Leidenschaft und Neigung nicht möglich. Also ists Irrthum und Thorheit, die höhern ohne die schönen Wissenschaften anzubauen, in der Luft zu ackern, wenn der Boden brach liegt!" Die schönste Blume vertrocknet und stände sie in einem Paradiese, wenn der Zufluß der Nahrung stockt, wenn Sonnenschein und Regeln mangeln. So vertrocknet die schönste Blüthe des Verstandes und wärs auch in einer Engelsseele, wenn ihm die Quelle des Schönen und Guten versiegt, wenn die Dürre der Gegenstände, die er bearbeitet, ihn verzehrt wie eine trockne Sandwüste den Wandrer im Sommer! Die Weisheit gleicht einer Gottheit, die nur im Allerheiligsten ihres Tempels sichtbar ist. Wer die Weihung der Musen und Grazien empfangen hat, ist würdig ihr Antlitz zu schauen. Der Ungeweihte, der nie über die Schwelle des Vorhofes schreitet, sieht eine Bildsäule und vermeint die Göttin zu kennen. Die Geschichte der menschlichen Verstandesverirrungen beweist unter andern auch, wie leicht sich der Verstand im todten Felde der Spekulation verliert, und dem Schatzgräber ähnlich wird, der, anstatt unter Menschen

und

und mit Menschen sich und andern nützlich zu werden, seinen Keller durchgräbt und den Stein der Weisen sucht! Wider solche Verirrungen giebt es kein besseres Mittel als die Liebe der Grazien und Musen. Sie nähren den Geist mit Bildern der Harmonie und Ordnung, führen den Menschen zu Menschen, leiten ihn durch die Fluren der Natur und des menschlichen Lebens, beflammen seine Denkkraft durch das Interesse der Menschheit und begeistern seine Liebe zur Wahrheit durch den Hauch der Schönheit und Sittlichkeit.

Selbst die Religion verdankt den schönen Wissenschaften einen großen Theil ihrer Rührung, ihrer Belehrung und Ueberzeugung. Wer fühlt sein Herz nicht erwärmt, und von heiligen Empfindungen der Andacht und Frömmigkeit durchdrungen, wenn Gellerts fromme Muse die Liebe und Weisheit, die Erhabenheit und Größe des Schöpfers besingt, mit dankbar gerührter Wehmuth die Leiden des Erlösers betrachtet, die Allwaltung der Vorsehung und die Herrlichkeit der Schöpfung bewundert, oder den christlichen Dulder durch den Lohn der Unschuld und der Ewigkeit tröstet? Wen begeistert nicht der göttliche Gesang eines Davids, die Gedankenfülle und

Wärme eines Kramers; und wen erhebt nicht der Adlerflug eines Klopstocks zur Bewunderung und Anbetung des Hocherhabnen und Ewigen? Der roheste Mensch wird oft durch die sanfte Rührung eines beredten Mundes und durch die geheime Gewalt eines frommen Liedes bewegt und dadurch, wie durch den Zug einer unsichtbaren Macht, für die Religion und Tugend gewonnen. Wie mancher, der mit unreiner und frecher Seele in den religiösen Versammlungen seiner Mitbrüder erschien, ist durch die Feyerlichkeit des Gesanges erschüttert worden und hat in den folgenden Tagen seines bessern Lebens diesen Augenblick mit dankbarem und veredeltem Herzen gesegnet. Die Religion erfordert ein gefühlvolles Herz, das den Eindrücken des Wohlwollens und der Liebe offen steht, durch die Züge der Ordnung und Güte des Großen und Erhabenen zum Wohlgefallen, zur Bewunderung und Freude gestimmt und zu dankbarer Verehrung bewegt wird. Noch mehr! die allbeglückende Religion, zu der wir uns bekennen, hat das Gebäude ihrer Lehren zum Theil auf dem Grunde der Dichtkunst errichtet. Die Schriften des alten Bundes sind Quellen, aus welchen der große Stifter der bessern Gottesverehrung und seine Nachfolger geschöpft haben. Die Schrif-

ten Mosis, Hiobs, Davids und der Propheten athmen den Geist der erhabensten Poesie, und diejenigen werden nie ihren wahren Sinn ergründen, welche die Musen nicht ehren. Wie hat nicht die scholastische Gefühllosigkeit jener Herzlosen, die am todten Buchstaben nagen, diese erhabnen Denkmäler frommer Begeisterung gemißhandelt! Welcher Kenner vom Geschmack mag ohne Unwillen die Thorheiten lesen, die man so oft diesen Gottgeweihten in den Mund gelegt hat! Je empfänglicher der Mensch für alles, was durch ächte Schönheit reizt, geworden ist, je mehr seine Empfindungen ausgebildet und gereinigt sind von dem, was Aug und Ohr beleidigt und den Gesetzen der Schicklichkeit und des wahren Wohlstandes zuwider ist, je mehr die Werke Gottes in der Natur ihn entzücken, desto leichter muß auch die Religion in seinem Herzen wurzeln, desto mehr ihn die Kenntniß und Verehrung des Wesens beseligen, das alles Schönen und Guten Schöpfer ist!

So veredeln also die schönen Wissenschaften den Menschen, indem sie das Organ der Seele, die Sprache bilden, die Empfindungen verfeinern und nähren, das Gefühl des Schönen, welches der Sittlichkeit so verwandt ist, wecken und stärken, daß sie die Freuden des

Lebens versüßen und verschönern, daß sie Aug', Ohr und Herz angenehm rühren und für den süßen Einklang der Natur, für die sanften und seligen Empfindungen der Freundschaft und Liebe, des harmonischen Mitgefühls und des Wohlwollens gewinnen. Sie werden endlich die Wohlthäterinnen der höhern Seelenkräfte dadurch, daß sie dem Verstande Stoff zum Denken darbieten, seine Untersuchungen leiten, schärfen und beleben, und selbst die rauhen und steilen Pfade der ernsten und spähenden Vernunft fruchtbar machen und mit Blumen bestreuen. Sie krönen zuletzt ihren schönen Beruf, den Menschen zu veredeln, dadurch, daß sie der Weisheit und Tugend ihre entzückende Sprache leihen und jene Gesinnungen befördern, die den Menschen an den Menschen, das Geschöpf an den Schöpfer knüpfen, und die Schicksale der Sterblichen mit der Unsterblichkeit vereinigen.

Die Pflege, welche die schönen Wissenschaften in den Staaten, an welche die Vorsehung auch uns angeschlossen hat, unter dem wachenden Schutze unseres weisen und vielgeliebten Friedrich Wilhelms genießen, lieferte mir die Züge zu dem Bilde, das ich in diesem, ich fühl es, höchst unvollkommnen Versuche entwarf. Möchte mir es wenigstens

gelungen seyn, dadurch das Bewußtseyn einer Glückseligkeit zu erneuern, wofür wir der Vorsehung nicht dankbar genug werden können. Doch mächtiger als meine Rede erinnert uns die Feyer des heutigen Tages, daß wir unter dem glänzenden und wohlthätigen Szepter eines vortreflichen Königs leben, der so wie über Künsten und Wissenschaften überhaupt, und über allem, was den Ruhm und Wohlstand seiner Staaten und Unterthanen vermehren kann, so auch über der Veredlung durch die schönen Wissenschaften insonderheit mit dem Blicke königlicher Wohlthätigkeit und Milde wacht. Alles Wissen ist selbst als der edelste Geistesgenuß, als höchste Wohllust der Seele, die nach Wahrheit dürstet, doch nur Mittel zu dem höhern und schönern Zwecke der Menschenveredlung. Das erkannte der erhabne Blick Friedrich Wilhelms im hellen Lichte, darum verwies er die höhern und niedern Schulen seines Landes auf dieses Ziel, und sah selbst mit väterlichem Wohlwollen auf die Bemühungen herab, wodurch diese Gesellschaft ihren Eifer für die Erreichung desselben als treue Unterthanen zu bewähren sucht. Freude und Jubel müssen unsere Seelen erfüllen und diese Versammlung am Altare Minervens zu dem Bunde vereinigen, das Vaterland

und den König zu lieben, Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Gesetze durch Worte und Beyspiel zu verbreiten und durch das heilige Gelübde unbestechlicher Rechtschaffenheit und Berufstreue das Andenken dieses Tages zu verherrlichen. Gutes thun und nicht müde werden, ist die Losung des braven Mannes, und in dem Tempel der Wissenschaften, der Menschheit und Wahrheit Freunde, der Tugend Verehrer bilden, die beste Beglaubigung des Wunsches, eines weisen und guten Königs werth zu seyn. Heil und Wonne und die Segnungen des Allgütigen über Friedrich Wilhelm den Vielgeliebten! Der Geist jener Unsterblichen, die Preußens Namen vor der Welt groß gemacht haben, sey mit ihm! Mit einem Herzen, das Gott fürchtet, liebt er die Menschheit und ehrt ihre Rechte. Wenn Fluch die Tyrannen verfolgt und ihre frevelnde Diener mit der Hölle im Gewissen, vor der Strafe zittern, die sie früh oder spät treffen muß, wie ein furchtbares Gewitter die faulende Eiche, so folgt, wie ein schöner Tag, der unbewölkten Sonne, der Lohn edler Thaten, Heil und Vergeltung des Allgerechten, Friedrich Wilhelm dem Menschenfreunde! Ach dort wandelt Er, den wir lieben auf dem todtschwangern Pfade des Krieges! Ein sonst blühendes

Reich büßt in schrecklichen Verwüstungen die Laster und Sünden schuldbeladener Jahrhunderte! Freyheit und Zügellosigkeit liegen im blutigen Kampfe. Ihre Schläge treffen selbst die Unschuld und fremdes Eigenthum. Friedrich Wilhelm zog aus mit seinen Kriegern, kein Alexander um zu zerstören, sondern um sich eines geschmähten, unglücklichen Königs zu erbarmen, die Freyheit mit der Menschheit zu versöhnen und den reissenden Strom der Ungebundenheit und Gesetzverachtung in sein Ufer zurück zu dämmen! — O der du die Zügel der Welten lenkst, Allvater, höre das Flehen der Bruderliebe für ein verirrtes Volk! Gieb Ruh und Frieden den Bedrängten und uns unsern geliebten König, als Geber des Friedens und begleitet von den Segnungen eines wiedergebornen Reiches zurück! dann versüße die Tage des Gesalbten durch Gehorsam und Liebe eines edlen, glücklichen Volks. Schön wie die Siegespalme blühe der Kranz der Lebenswonne um sein geweihtes Haupt, und Segen komme über alle, die vom Blute der Väter Friedrich Wilhelms stammen. Weihe seine Diener durch die Herzensmilde, die ihn beseelt, und laß Weisheit und Vaterlandsliebe, Achtung gegen die Menschheit, Treue gegen ihren König und Ehrfurcht vor

dir, den Unbetrüglichen, ihre Absichten und Handlungen leiten. Und o Vater, hörtest du je was deine Kinder baten, o so höre auch uns, mit gerührter Dankbarkeit und mit dem Drange der Liebe, die von dir stammt, flehen wir, aus einem Herzen und mit einem Munde, segne, wie du deine Lieblinge segnest, den Edlen, den Friedrich Wilhelm uns zum Führer gab, und erhalte, noch einmal flehen wir, erhalte noch lange dem Lande und uns deinen Hardenberg!

3.

Philosophische Blicke auf die mannichfaltigen Vorstellungen der Menschen, von dem Zustande nach dem Tode.

Alles geht vorüber
Und wird zum Traum, — und nichts begleitet uns hinüber
Nichts als der gute Schatz, den wir in unser Herz
Gesammlet, Wahrheit, Lieb und innerlicher Frieden
Und die Erinnerung, daß das Gefühl, daß weder Lust noch Schmerz
Uns je vom treuen Hang zu unsrer Pflicht geschieden.

Wielands Oberon.

Der menschliche Verstand findet nirgends ein weiteres Feld zu Vermuthungen, als bey Gegenständen, wo ihn jede gewisse Erkenntniß, sey sie nun auf allgemeine Gesetze des Denkens und Empfindens, oder auf besondere Er-

fahrungen gebaut, verläßt, und wo der Einbildungskraft, die sich so oft vor dem Richterstuhl der Vernunft muß schelten und in ihre Grenzen zurückweisen lassen, das Recht gutwillig eingeräumt wird, ihr freyes Spiel zu treiben. Die Erkenntnißbegier pflegt überdies in dem Grade zuzunehmen, in welchem sich interessante Gegenstände dem Forschungsgeiste entziehen, und sie ist geneigt, da mit halben und unsicherm Wissen zufrieden zu seyn, wo ihr das Anschaun der ganzen Wahrheit versagt ist.

Die unendliche Verschiedenheit der Vorstellungen der Menschen aus allen Zeiten und Völkern bestätigt diese Bemerkungen in vieler Rücksicht. Sobald es uns um ganz sichre Begriffe von dem zu thun ist, was aus uns werden wird, wenn sich dieser sichtbare Körper in seine Elemente aufgelöst hat, so sehen wir uns umsonst nach einem befriedigenden Unterricht um. Der spekulativste Denker kann uns am Ende hier wenig weiter führen als der philosophische Dichter, der dem begierigen Forscher keinen andern Werth zu geben weis, als Popens weisen Spruch:

Wait the great teacher death and God adore *).

*) Erwarte den großen Lehrer, den Tod, und bete Gott an.

Popens Versuch über den Menschen.

Selbst die Belehrungen unsrer Religion reden, wenn sie auf diese Frage kommen, von Dingen, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, kein Menschenherz geahndet hat, und verweisen zur geduldigen Erwartung, weil es noch nicht erschienen sey, was wir seyn werden. Auch die Erfahrung ist stumm wie das Grab, das täglich Unzählige der Lebenden verschlingt. Man forscht vergebens alle Reihen von Jahrhunderten hinauf und hinab, um nur einen dieser Zahllosen zu finden, der Rede stünde und Antwort gäbe über das, was er über den Gräbern gelernt hat.

Die Alten bildeten bekanntlich den Tod als einen schönen Jüngling, der den Menschen an das Grab führt, und da seine Fackel umstürzt und auslöscht. Der Mythos sollte, wie man leicht begreift, zunächst das Verlöschen des Lebenslichtes (eine den Dichtern sehr gewöhnliche Bezeichnung des Todes) ausdrücken. Man könnte seine Bedeutsamkeit noch weiter ausdehnen, und die über dem Todten verlöschende Fackel für das Bild der Dunkelheit gelten lassen, worin wir uns in Absicht seines Zustandes befinden. Alles was von Erschienenen erzählt wird, verschwindet bey dem Licht der strengern Untersuchung, und wär es auch alles wahr, so ist doch noch kein theolo-

gisches und philosophisches Lehrbuch, durch ihre Aussagen von jener Welt, auch nur um einen Paragraphen reicher geworden.

Und doch — wer ergiebt sich in das harte Gesetz, da nicht mehr zu fragen, wo man tausend Fragen thun möchte, ohne Sträuben? Um nie neugierig zu seyn, wo und in welchem Zustande wir uns befinden werden, wenn uns das ganze weite Erdenrund nicht mehr beherbergt, muß man entweder ein Pflanzenleben führen, oder gleich den Feuerländern auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, oder — sich es sehr lebhaft bewußt seyn, daß die Antwort vielleicht fürchterlich seyn könnte. Wer je über sich selbst und die älteste und unbezweifeltste aller Wahrheiten, „ich bin Staub und muß zu Staube werden," einmal in ihrem ganzen Sinne gedacht hat, wird auch gefragt haben, und immer wieder fragen: „Und was wird aus dem werden, was nicht Staub ist?" Wer je einem geliebten Todten die Augen zudrückte, würde sich minder unglücklich gefühlt haben, wenn er nur das Einzige hätte wissen können, wohin er gegangen sey?

Kann man sich also verwundern, wenn bey der Allgemeinheit dieser Gefühle die Einbildungskraft von jeher hat ersetzen sollen, was man auf andern Wegen zu finden ver-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0096
DFG

zweifeln mußte? Aber kann es auch befremden, wenn sie, bey der niemand zweifelhaft ist, daß sie alle ihre Bilder der Sinnenwelt schuldig sey, und daß die Eindrücke, welche diese Sinnenwelt auf empfindende Wesen macht, sehr verschieden und selbst von der Kultur der übrigen Seelenkräfte so abhängig sind — wenn sie, sag ich, die mannichfaltigsten Gemälde entwarf, und jeder, in dem sie wirksam war, das seine für das ähnlichste hielt. Man könnte dicke Bände schreiben, wenn man, so weit man kann, in der Geschichte der Menschheit zurückblättern, und nur das Bekannte von den Ideen älterer und neuerer Völker über den Zustand nach dem Tode sammeln wollte. Man würde da Sinn mit Unsinn gepaart finden, und bey manchen Beschreibungen einer Sache, die an sich zu den ernsthaftesten für den denkenden Menschen gehört, nur mit Mühe ernsthaft bleiben können. Wer ein solches Werk nur fragmentweise läse, würde kaum begreifen, daß es Gemälde ein und derselben Sache enthielte, und sich bey den Zechereyen aus Schädeln in Walhalla, vermuthlich eben so wenig in dem Himmel unsrer nordischen Väter, als bey den wohllüstigen Umarmungen schöner Huris, in dem Aufenthalt der Seligen zu befinden glauben.

Dennoch hat diese Zusammenstellung etwas Interessantes für den philosophischen Beobachter. Sie ergötzt nicht nur sein Auge durch die Mannichfaltigkeit und gewährt ihm ohngefähr dasselbe Vergnügen, was uns die Wahrnehmung der tausendfachen Wünsche und Bestrebungen und der eiteln Mühe der Sterblichen sie zu befriedigen, geben kann; sondern wenn er selbst Versuche macht, das Wahrscheinliche von dem Unwahrscheinlichen zu sondern, und die Vorstellungen, bey denen er sich, bis ihm ein helleres Licht anbricht, beruhigen will, auszuheben, so findet er sich die Arbeit durch diesen Vorrath von Ideen erleichtert und ist wenigstens seltner in Gefahr, gleich seinen Vorgängern zu irren. Man könnte zwar fürchten, eben dieses Chaos von Meynungen wäre nur geschickt ihn noch mehr zu verwirren und den trostlosen Zweifel zu wecken, ob nicht vielleicht der ganze Gedanke, von einem Zustande unsers besseren Theils nach dem Tode des Irdischen, ein süßer Traum und eine willkommne Täuschung sey. Ich fürchte dies eben nicht für den, der sich früh gewöhnt hat, seine Erkenntniß und Ueberzeugung nie allein von den Meynungen anderer abhängig zu machen, immer nur das zu seyn, was die Gesellschaft um ihn her ist, immer

nur den letzten Eindruck für den wahrsten zu halten; sondern selbst zu prüfen, sich feste Grundsätze zu machen, und sich dann, wenn er sie einmal recht durchgeprüft hat, auch selbst durch den Zweifel, den er nicht auf der Stelle zu beantworten weis, nicht wankend machen zu lassen. Für ihn wird die Vergleichung der mannichfaltigen Gemälde des künftigen Lebens nur Anstoß seines eignen Raisonnements werden, und sollte er selbst bey der größesten Mannichfaltigkeit dennoch auf gewisse auffallende und allgemeine Aehnlichkeiten stoßen, so wird er in ihnen vielleicht die Spuren eines gewissen Gemeinsinnes, selbst in den Urtheilen über zukünftige und unsichtbare Dinge, mit Vergnügen entdecken, und so den Vereinigungspunkt der verschiedensten Vorstellungsarten ausfindig machen.

Ich theile hier einige solcher Bemerkungen mit, nicht um etwas Vollständiges zu liefern, wozu hier ohnehin der Raum nicht hinreichen würde, sondern nur meine jungen Leser aufmerksam zu machen, zu welchen Betrachtungen uns selbst die Lesung der abentheuerlichsten Vorstellungen dieser Art, wozu Reisebeschreibungen und alle Nachrichten zur Völkerkunde so reiche Beyträge liefern, veranlassen kann.

Zuförderst kann man in den verschiedenen Systemen, oder wenn man lieber will, Fabeln und Träumen, über den künftigen Zustand, nicht leicht das Nationelle oder Eigenthümliche des Volkscharakters verkennen. Man findet vielmehr immer die Denkart der Nation in den Bildern wieder, die sie zur Bezeichnung dieses Zustandes gewählt haben. Woraus sollten sie sie auch zusammensetzen, als aus den einzelnen Zügen, die ihnen gerade ihr Ideenkreis darbot? Ungekannte und ungenossene Freuden, oder Freuden, die man sich wenigstens durch keine einzige Aehnlichkeit mit empfundenen und genossenen deutlich machen kann, hören auf reizend zu seyn, so wie uns unbekannte Uebel wenig schrecken. Die Glückseligkeit der künftigen Welt, oder ihre Qualen mußten also immer einiges Aehnliche mit dem haben, was hier dafür gehalten wird, wenn die Vorstellung davon wirken sollte.

Das nächste sinnliche Bild des Todes ist das Bild der Ruhe, des Schlafs. Der Todte scheint zu schlafen, auszuruhen von der Arbeit; seine Sonne ist untergegangen, die Nacht ist gekommen. Völker, die sich nie durch eine besondere Thätigkeit ausgezeichnet haben, und denen ein heisseres Klima die Ruhe doppelt

werth

werth machte, trugen diese Idee von dem Leichnam auf die Seele über. Der Geist war ihnen auch zur Ruhe gekommen. Die Beschreibungen des Zustandes des Körpers und der Seele laufen oft so in einander, daß es schwer zu sagen ist, wovon mehr die Rede sey.

Der Gerechte kommt um, und niemand achtets,
Der Fromme wird weggerafft, und niemand denkt daran
Daß er wegaerafft wird vor dem Unglück,
Er geht in Frieden dahin und ruht auf seinem Lager.

Oder in Hiobs Wehklage:

Warum starb ich nicht im Leibe der Mutter?
Hervorgegangen — warum verschied ich nicht?
Da läg' ich doch und ruhte,
Schlief' und mir wäre so wohl.

In den Gemälden der Ruhe und des sanften Schlummers ist diese einzige Idee oft so weit ausgebildet, daß man fast den Gedanken an einen Zustand des Bewußtseyns dabey aufgeben muß. Man erinnere sich an einige Dichter des Orients.

Wer preiset dich im Reich der Todten
Wer dankt dir in der Unterwelt?
(Ps. 6, 6.)

Was nützte dir mein Blut
Sänk ich ins Grab hinab?
Preist dich der Staub?
Verkündet er deine Güte?
(Ps. 30, 10.)

Die Todten werden Jehovah nicht loben
Nicht die hinunterfahren in die Stille.
(Ps. 115, 17.)

Andre Völker wollen auch nach dem Tode in dem trägen Wohlbehagen fortschwelgen, worin sie hier gelebt haben, wollen sich auf weichen Sophas dehnen, sanftberauschende Getränke einschlürfen und der sinnlichen Lust pflegen. Welcher andre Himmel könnte auch wohl für einen orientalischen Weichling, dessen ganzes Wohlbefinden im trägen Geniessen besteht, Reize haben? Kriegerische Völker wollen auch dort ihre Waffen nicht niederlegen. Schon auf Erden hatten selbst ihre Freudenfeste die Farbe des Krieges. Bey Gladiatorspielen, Lustgefechten, Waffentänzen ruhten sie von dem ernsthafteren Waffenspiel aus, tummelten ihre Streitrosse zur Uebung, wenn es keine Schlacht gab, und lenkten ihre Streitwagen auf der Rennbahn, wenn der Kriegsgott die Schranken geschlossen hatte. Nichts anders erwarteten und wünschten sie von den Freuden, die sie nach dem Tode hofften. So

läßt Virgil den Aeneas die Helden in der Unterwelt finden.

Arma procul, currusque virum miratur inanes,
Stant terra defixae hastae, passimque soluti
Per campos pascuntur equi. Quae gratia currum
Armorumque fuit vivis; quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos *).
(Aen. VI, 651--655.)

Wo die Art Krieg zu führen, und die Behandlung der Besiegten barbarisch war, da verkennt man diese Barbarey auch in den Vorstellungen des künftigen Zustandes nicht. Die Helden, sagt die Isländische Edda **), die

*) Staunend sah er die Waffen und leeren Wagen der Helden
In den Boden Lanzen gepflanzt, und rings auf der Ebne
Abgelöst die weidenden Rosse. Wie sie im Leben
Liebten Wagen und Waffen, und treffliche Rosse zu nähren,
Also lieben sie's noch im Reiche der Schatten.

**) Man sehe den 31. 33. 34 und 35. Abschnitt. Jüngern Lesern werden vielleicht einige Erläuterungen der folgenden Stelle nicht unangenehm seyn. Die Isländische Edda ist eine Sammlung mythologischer Alterthümer celtischer Völker. Sie enthält Götter- und Heldengeschichten; Dichtungen

in Odins Wohnungen aufgenommen werden, waffnen sich täglich zum Streit, stellen sich in

der Scalden (oder nordischen Poeten) u. s. w. Man hat eine doppelte Sammlung: eine von Saemund Sigfüsson, einem gelehrten Isländer, der ums Jahr 1057 lebte; die andre von dem berühmten Snorro Sturleson, der etwa 120 Jahr später aufs neue eine solche Sammlung veranstaltete, wobey er die erstere zum Grunde legte. Sie ist aus der Ursprache mehrmals, unter andern von Mallet übersetzt und findet sich hinter seiner Introduction a l'histoire de Dannemarc. (Copenhague 1755). — Odin war der oberste Gott — ein Schrecklicher und Unerbittlicher (sagt die Edda) des Mordes Vater, der Verwüstende, der Geber des Sieges, der Muth verleiht im Streit, und die Namen nennt der zum Tode Bestimmten. — Regner Lodbrog war ein berühmter König, Dichter und Corsar, der im Anfang des neunten Jahrhunderts in Dännemark regierte. Er war in Britannien von Ella überwunden, und starb von Schlangen zerfleischt, die man in sein Gefängniß gebracht hatte. Unter den Qualen soll er den Todtengesang gedichtet haben, den Wormius in der litteratura Danica aufbehalten und Mallet zum Theil übersetzt hat. Die vollständigste Ausgabe hat im Jahr 1782 J. Johnston, Prediger bey der englischen Gesandschaft in Dännemark, unter dem Titel:

Schlachtordnung und metzeln sich nieder. Aber wenn die Stunde zum Schmause schlägt, kommen sie alle gesund und heil auf ihren Rossen in Odins großen Saal geritten, essen und trinken Bier aus den Schädeln getödteter Feinde. Regner Lodbrog, König der Dänen, schied darum so muthig von der Welt und sang den kühnen Todtengesang, der uns als ein interessantes Denkmal nordischer Alterthümer noch übrig ist. Ich hebe nur eine Stelle aus:

Gekämpft hat unser Schwerdt!
Doch sieh die himmlischen Jungfraun
Gesandt aus Odins Heldensaal,
Kommen und laden mich ein zum Mahl.
Da thron' ich auf dem hohen Sitz
Und trink' aus Feindesschädeln Bier,
Des Lebens Stunde ist dahin,
Fröhlich soll mich finden der Tod.

Jagdliebende Völker geben ihren Todten Pfeil und Bogen mit, vermuthlich um sicher

Lodbrokare-Quida or the Death-song of Lodbrog besorgt, worin das Original nebst lateinischer und englischer Uebersetzung befindlich ist. Aus dieser ist die obige Stelle von mir übersetzt. Es ist wohl wahrscheinlicher, daß Scalden das Lied nach seinem Tode dichteten, um dadurch seine Tapferkeit unsterblich zu machen.

zu gehen, weil sie beides in jener Welt so gut als hier brauchen werden. Robertson in seiner vortreflichen Geschichte von Amerika, erzählt dies von den Eingebornen. Die Bemerkung, die er bey dieser Gelegenheit macht, verdient so sehr als das Faktum hier eine Stelle. „Die Menschen, sagt er, wenn sie ihre ersten unvollkommnen Begriffe von der unsichtbaren Welt fassen, bilden sich ein, daß sie dort noch immer dieselben Begierden fühlen und sich mit eben den Gegenständen wie hier beschäftigen werden. Daher schreiben sie auch natürlich die Unterschiede und Vorzüge in jenem Leben, eben den Eigenschaften und Talenten zu, die sie in diesem Leben hochschätzen. Daher räumten die Amerikaner die höchsten Stellen in ihrem Lande der Geister dem geschickten und erfahrnen Jäger, dem unternehmenden, kühnen und glücklichen Krieger und denenjenigen ein, welche die größte Anzahl Feinde überrascht und erlegt, und viele von ihren Gefangnen gemartert und verzehrt hatten. — Und da sie sich einbilden, daß die Todten in jener Welt ihren Lauf von neuem anfangen, so begraben sie ihren Bogen, ihre Pfeile und andre Jagd- und Kriegszeichen mit ihnen, damit sie ihr andres Leben nicht wehrlos und unversorgt antreten dür-

sen u. s. w.*)." Die Grönländer haben bekanntlich mit nichts als Rennthieren, Seehunden und Wallfischen zu thun. Sie kön-

*) Geschichte von Amerika, IV. B. S. 450. Indem ich das klassische Buch, aus welchem ich diese Stelle abschrieb, aus der Hand lege, kann ich den Wunsch nicht unterdrükken, daß man dies und so manches ähnliche historische Werk, das durch Inhalt und Vortrag gleich lehrreich werden muß, doch in den Händen recht vieler reifenden Jünglinge sehen möchte, statt daß ein großer Theil von ihnen sich durch die Kopf, Herz und Sitten verderbende Lektüre, so vieler Alltagsschriften und Schriftchen um allen richtigen Geschmack bringt. Gemeiniglich beschäftigen die letzteren die Einbildungskraft und sind ihnen deshalb willkommen. Aber sie wissen oft nicht was sie thun. — Schulen und besonders Erziehungsanstalten sind hierauf gewiß noch nicht aufmerksam genug, und doch läßt sich, wie ich aus Erfahrung sagen darf, nicht sowohl durch Verbote und Konfisciren verdächtiger Schriften — welches nur vorsichtiger macht, nicht überzeugt — aber wohl durch ausdaurende Aufmerksamkeit, durch Sorge für bessere Lektüre, durch gemeinschaftliches Lesen gewählter Werke, durch Gewinnen des Zutrauens der Jünglinge, und besonders durch möglichste Ausfüllung der leeren Stunden mit nützlichen Arbeiten, sehr viel ausrichten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0107
DFG

nen sich daher auch den künftigen Zustand derer, die hier zu diesem Geschäft getaugt haben, nicht anders als unter verwandten Bildern denken. Sie werden ihrer Meynung nach am Meere wohnen, Ueberfluß an jenen Thieren haben, sie ohne Mühe fangen, auch wohl schon in einem großen Kessel gekocht finden *). Wie viel mehrere Beyspiele ließen sich anführen, wenn diese nicht schon hinreichten, die oben gemachte Bemerkung, von den Spuren des Nationellen in den Ideen von jener Welt zu bestätigen.

Ich komme zu einer zweyten, die man beynahe eben so allgemein nennen kann. Alle Zeiten und alle Völker kommen darin, daß es aufs wenigste gesagt, nicht schlimmer mit dem Abgeschiednen werden wird, überein. Bey den meisten Nationen, wo die Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böse nur einigen Boden gefunden haben, wird diese Meynung dadurch modificirt, daß sie den Zustand der Guten besser werden lassen. Nur solche die noch ganz weit in aller sittlichen Ausbildung zurück sind, nehmen bey der Austheilung der Ehren und Freuden in jener Welt mehr Rücksicht auf den Rang als auf das Verdienst.

*) Cranz Beschreibung von Grönland.

So glauben, dem zufolge, was Herr Professor Forster davon erzählt, die Bewohner der Südländer zwar, daß Personen von Rang, Fürsten, Oberhäupter, Priester in die himmlische Versammlung werden aufgenommen werden, um da mit der Gottheit Brodfrucht und andre Speisen und Getränke, die sie hier liebten, zu genießen, da hingegen das gemeine Volk nur auf einen Ort, den sie Torza soboo nannten, hoffen dürfe. Doch, setzt er hinzu, hört ich nie, daß irgend einer dieser Orte als eine Strafe betrachtet wurde, und überhaupt scheinen die Handlungen nach ihrer Lehre keinen Einfluß auf den künftigen Zustand zu haben *). Dies ist im Gegentheil durchgängige Lehre aller einigermaßen gebildeten Völker, so verschieden sie wieder in der näheren Bestimmung dieses Besserwerdens seyn mögen. Trübsal und Leiden sind durch die ganze Menschheit vertheilt, und das Loos zu dulden so allgemein als Seufzer und Thränen der Ausdruck des Schmerzes, den man unter jedem Himmelsstrich hört und versteht. Meistentheils ist der letzte Auftritt des Lebens nicht der heiterste, und gewöhnlich wird das Band, das Seele und Körper bindet, mehr gewaltsam

*) Observations made during a Voyage round the World. p. 554.

zerrissen, als aufgelöst. Schon dadurch knüpfte sich die Idee eines besseren Zustandes an die Idee des Todes an. Jeder Todte schien ein bedeutendes Symbol, und was von seinem Leichnam so gewiß gesagt werden konnte, er habe ausgelitten, trug man sehr natürlich auf das über, was eigentlich in ihm litt und empfand. „Auch bey den gewaltsamsten Zerrüttungen der Krankheit," sagt Herder sehr schön in seiner Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, „gehen meistens sanfte Minuten, oder gar helle und heitere Visionen dem Abschiede voraus. Die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Sausen, bis sie uns überschatten und der blasse Schleyer auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum berührt werden sollte. Heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen; das sagt sein ruhiges Gesicht: das sagt seine befriedigte Todtengebehrde. Auch Gesichtszüge, welche die Leidenschaft lange verzerrt hatte, werden von der sanften Hand des Todes geebnet; so daß in wenigen Minuten mancher Entschlafene schöner ist, als er in seinem Leben gewesen. Kein Schreckgespenst also ist unser letzter Feind, sondern ein Endiger des Lebens; der schöne Jüngling, der die Fackel auslöscht und dem wogenden Meere

Ruhe gebietet" *). — Sehr oft hat man aus diesem Grunde den Tod mit dem Schlafe verglichen oder verbrüdert. Somno perpetuali, aeternali, quieti aeternae, stand auf vielen Grabschriften. Die Todten sind zur Ruhe gekommen. „Dort ruhen doch, sagt der Dichter des Hiob, die viel Mühe gehabt haben. Da haben mit einander Friede die Gefangenen, und hören nicht die Stimme des Drängers." Der Tod ist Ende des Kummers, Schmerzenbesänftiger; da trocknen alle Thränen vom Auge; da ist nicht Tod, nicht Trauer und Schmerz mehr; da fließt der Lethestrom, aus dem man das selige Vergessen aller Leiden trinkt. — So heißt es auf einer Grabschrift:

Nein, du bist nicht gestorben, o Prote! Schönere Fluren
Siehest du jetzt und bewohnst voll Freude der Seligen Inseln
Auf den Auen Elysiums wandelnd in sprießenden Blumen,
Lebst vom Leide du fern. Getrübt vom traurigen Winter
Bist du nicht mehr, nicht mehr von Hitze gequält und der Krankheit,

*) S. Herders zerstreute Blätter, zweyte Samml. S. 278.

Nicht von Hunger und Durst. Der armen Sterblichen Wallfahrt
Reizet dich zum Verlangen nicht mehr; ein untadelich Leben
Lebst du, in reinerem Glanz in der Nähe des Götterolympus *).

Doch da nicht die Leidenden allein, sondern auch die Glücklichen über jene Welt dachten, so erheben sich auch oft die Hoffnungen eines blos negativen Wohlseyns, zu höheren Erwartungen.

Ganz neue Quellen des Vergnügens waren schwer zu ersinnen. Man blieb also bey den bekannten, aber man läuterte sie von dem Gemisch des Unangenehmen, und hoffte den Becher der Freude rein zu trinken. Unter Völkern, die in einer paradisischen Natur und unter einem milden Himmel lebten, finden sich am häufigsten schöne Naturgemälde auf den Aufenthalt der Entkörperten übergetragen, wo, wie Pindar singt, in der Seligen Inseln sanfte Lüfte wehen, goldne Blüthen dem Boden entsprossen, oder den Zweigen des Baums, oder den nährenden Quellengestaden **).

*) Gori Inscript. II, 119.

**) Olymp. II.

Hic choreae cantusque vigent, passimque vagantes
Dulce sonant tenui gutture carmen aves.
Fert casiam non culta seges totosque per agros
Floret odoratis terra benigna rosis *).
(Tibull. l. 1. El. III.)

Wo der Geschmack kleinlicher und von der Empfindung der schönen Natur, zum Anstaunen künstlicher Pracht ausgeartet ist, findet man diese Dürftigkeit auch in den Beschreibungen jener Welt wieder, wovon die Gemälde eines himmlischen Jerusalems Beweise genug geben.

Geselligkeit, Umgang mit Freunden und Geliebten, ist fast allgemeines Menschenbedürfniß. Die Grade der Kultur verfeinern und veredeln nur diesen Menschengenuß. Auch ihn erwartet man fast durchgängig in jener Welt, und beynah so allgemein als die Hoffnung des Fortdauerns ist, ist auch die Hoffnung des Wiedersehens und Wiedererkennens der zurückgelassenen oder vorangegangenen

*) Drüben ruht nicht Tanz, nicht Gesang, süß tönten die Lieder
Lieblicher Kehlen im Hayn.
Ungebautem Boden entsproßten Blumen, und ringsum
Duftende Rosen der Flur.

Freunde. Die Lebhaftigkeit dieser Hoffnung giebt, unterstützt von der Macht der Gewohnheit, den indianischen Weibern den Muth, sich in die Scheiterhaufen ihrer Männer zu stürzen und den unglücklich Liebenden den Salto mortale zu wagen; giebt den armen afrikanischen Sklaven die Entschlossenheit sich zu erwürgen, um in ihrem Vaterlande unter den ihrigen wieder aufzustehn. Diese Aussicht ward in dem denkenden Manne der Vorzeit zum erhabenen Gedanken, und erheiterte seine Seele bey der Annäherung des Todes. O des herrlichen Tages, sagt Cato beym Cicero, wo ich in jene himmlische Versammlung der Geister treten, und dieses lästige Gewühl des Lebens verlassen werde! Da komm ich dann zu jenen großen Männern, die ich oben nannte, Paullus Aemilius, Scipio und ihre Ahnherrn, dorten finde ich meinen Cato, den besten Mann wieder, dessen Leichnam ich hier bestattete — und mich mit dem Gedanken tröstete, unsre Trennung könne nicht lange dauren *). Und noch itzt tröstet diese Hoffnung unzählige Leidende, denen nichts die Entbehrung des Verlornen ersetzen mag.

Ich habe schon bemerkt, daß, je gebildeter ein Volk in Absicht seiner sittlichen Begriffe

*) Cic. de Senect. c. 23.

war, desto mehr brachte es auch diese erhöhten Freuden in ein Verhältniß gegen den moralischen Werth der Abgeschiedenen, und die Verdienste in dem ersten Leben. Schon in mehreren Stellen Homers, noch weit mehr aber in den Beschreibungen Virgils von der Unterwelt, die er vielleicht aus den Ideen, die man in den eleusinischen Mysterien erweckte, geschöpft hat *), sieht man dieß deutlich. Wer hat je den Dichter mit Aufmerksamkeit gelesen und nicht die treffliche Stelle im Gedächtniß behalten, wo Aeneas in dem schönsten Theil Elysiums die Schatten der Edelsten ihres Volks findet.

— — dextra laevaque per herbam
Vescentes, laetumque choro Paeana canentes
Inter odoratum lauri nemus: unde superne
Plurimus Eridani per sylvam volvitur amnis.
Hic manus ob patriam pugnando vulnera passi;
Quique sacerdotes casti, dum vita manebat.
Quique pii vates et Phoebo digna locuti:

*) Doch sehe man hierüber Hrn. Hofr. Heynens Bemerkungen in den Excursibus zum 6ten Buch der Aeneide, besonders nach der neuesten Ausgabe, deren Aeußeres nun doch auch endlich einmal dem inneren Werth angemessener geworden ist, und aufgehört hat für die Ausländer abschreckend zu seyn.

Inventas aut qui vitam excoluere per artes:
Quique sui memores alios fecere merendo.
(Aen. VI. 656)

In dem christlichen Lehrbegriff wird selbst die Art der Glückseligkeit nach der Art des Guten bestimmt, und zu einem Wiederfinden der guten Thaten, die hier gethan sind, einer Erndte ohne Aufhören von der Saat der Tugend, Hoffnung gemacht. Ueberhaupt aber ist der Begriff des Nichtaufhörens schon selbst charakteristisch für die Freuden jener Welt, und wird mit allen den Bildern, womit man sie bezeichnet, verbunden. Man redet von ewiger Jugend, ewigem Frühlinge, ewiger Harmonie, unverwelklichen Kränzen, ewiger Freundschaft. Oft dachte man nicht genug bey dem, was man sagte, und glaubte selbst das, was seinen Reiz durch die Abwechslung gewinnt, vollkommen gemacht zu haben, wenn man es ewig genannt hatte.

Wie viele ähnliche Bemerkungen ließen sich noch über einen so reichen Gegenstand machen. Aber ich erinnere mich an die Grenzen einer Abhandlung, die nur Bruchstücke, nur einzelne Blicke, auf dies unermeßliche Feld von Meynungen enthalten sollte. Es sey also genug noch mit einer einzigen zu enden.

Gerade

Gerade die allerwürdigste und fruchtbarste Vorstellung von dem Zustande der Seele nach dem Tode, die Vorstellung von einer fortgesetzten und erhöhten Thätigkeit findet man am allersparsamsten. Selbst Plato deutet in mehreren Stellen seiner Schriften diese Idee mehr an, als daß er sie ausbildete. Er bringt alle abgeschiedene Seelen in Rücksicht auf ihren Werth und Unwerth, in fünf Klassen, und läßt die von der ersten, die ganz reinen Seelen ächter Weltweisen und Wahrheitsforscher, deren ganzes Leben ein unausgesetztes Bestreben war, die Seele vom Leibe abzuziehn, gleich nach dem Tode zu ihren ehemaligen Sitzen und den ihnen verwandten göttlichen Naturen emporsteigen, in deren Gesellschaft sie frey von allen Banden und Uebeln des Körpers, eine reine Seligkeit genießen *). Aber daß diese Seligkeit vornehmlich in einer fortgesetzten Erhöhung aller geistigen Kräfte und aller sittlichen Fertigkeiten bestehen werde, finde ich wenigstens nirgend deutlich ausgedruckt. Unsre christlichen Schriftsteller über

*) Man sehe mehrere Stellen im Phädon, Gorgias, und der Republik X B. und vergleiche Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griechenland, II. Th. S. 781.

diese Materie hätten selbst in unsern Religionsbüchern manchen Anlaß zu dem Gedanken finden können, die doch von einer Zeit reden, „wo sich das Stückwerk unsrer Erkenntniß in Vollkommenheit verwandeln wird, wo wir die Wahrheit nicht mehr wie durch ein Glas, sondern von Angesicht zu Angesicht erkennen, wo wer im Kleinen treu war, über viel gesetzt werden wird.“ Statt diese an fruchtbaren Ideen so reichen Keime zu entwikkeln, hangen viele von ihnen an den sinnlichsten Bildern, die zum Theil gar kein Interesse mehr für uns haben können, und malen uns einen Himmel, der wahrlich für keinen, der seine Geisteskräfte hier einigermaßen geweckt und geübt hat, ein wünschenswürdiger Aufenthalt seyn kann. Wenigstens möchte mancher thätige Mensch es vorziehen, — wärs auch nur um der zu überwindenden Schwierigkeit willen, — die Felsenlast des Sisyphus hinauf und hinab zu wälzen, als von dem Moment seines Todes an in alle Ewigkeit Hallelujah zu singen, wenn er auch noch so schöne Palmen dabey in der Hand, und noch so schöne Kronen auf dem Haupt tragen sollte. Nur seitdem man angefangen hat, auch die Religionswahrheiten auf reine und deutliche Begriffe zurückzubringen, ist eine so Geist und

Herz erhebende Vorstellung öfter genutzt, und sie hat die schärfste Kritik der Vernunft nicht scheuen dürfen. Denn es ist durchaus nichts Widersprechendes oder Unwahrscheinliches darin, daß unser Verstand alle Ewigkeiten hindurch immer neue Gegenstände der Erkenntniß finden, unsre Urtheile sich immer mehr berichtigen, unser Wille immer mehr reinigen, und so dem höchsten Urbilde der Vollkommenheit nähern werde. Nur hätte man hiebey stehn bleiben sollen. Aber man wollte noch mehr bestimmen. Man begnügte sich nicht einen verklärten Körper zu vermuthen; man wollte ihn auch beschreiben; man ging von der Analogie des irdischen aus, und vergaß, wie trüglich die Schlüsse von seinen gröberen Sinnen, auf sogenannte feinere Sinnen seyn konnten. Beyspiele, wohin dieses Vergessen führen könne, geben die Lavaterschen Aussichten in die Ewigkeit in Menge; vor allen der Abschnitt von der Erhöhung der physischen Kräfte, worin es für gar nicht unwahrscheinlich gehalten wird, daß wir Welten zu schaffen und Welten zu zerstören nicht mehr Mühe anzuwenden nöthig haben werden, als Verse zu versetzen, um sie harmonisch zu machen. Da, ruft der Verfasser einmal in seiner Begeisterung aus,

Da leit' ich selber tausend Welten
Mit einem Wink wohin ich will
Und plötzlich stehen auf mein Schelten
Die rollenden Systeme still. —
Ich zünde hunderttausend Sonnen
Die auf mein Wort zusammenrollen
So leicht wie eine Kerze an,
Ich baue Welten und zernichte
Den Bau nach vieler Zeiten Lauf
Sie brennen aus, und ich, ich richte
Sie neu aus ihrer Asche auf *), u. s. w.

Das wäre eine Sache für so manchen, der hier schon mit seiner Allgenugsamkeit alles in der Welt umkehren, und nach seinem Sinn formen möchte. Aber ich denke, wir lassen es mit dem Weltenbauen und Weltenzerstören dahin gestellt seyn, und ahmen lieber dem weisen und bescheidenen Socrates, wie wir ihn aus Platon-Mendelssohns Phädon kennen, nach. Ganz nah an der Grenze des Lebens endigt er das tröstende Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele, mit diesen goldenen Worten: „Vielleicht sagt ihr noch, meine Freunde: Gut, Socrates! du hast uns gezeigt, daß wir ein künftiges Leben zu hoffen haben: sage uns aber auch, wo werden sich unsre abgeschiednen Geister aufhalten? Wel-

*) Lavaters Aussichten, 14. Brief.

che Gegend des Aethers werden sie bewohnen? womit werden sie sich beschäftigen? auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht werden?“ Wenn jemand mich dies frägt, so antworte ich: Freund, du forderst mehr als meines Berufs ist. — Ob die Seelen der Gottlosen werden Frost oder Hitze, Hunger oder Durst zu leiden haben — ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelsteinen blitzenden Erde, die reinste Himmelsluft einsaugen und sich im Glanze der Morgenröthe sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und sich mit Nektar und Ambrosia füttern lassen: alles dieses, mein Freund, weis ich nicht. Wissen es unsre Dichter und Fabellehrer besser: so mögen sie andre davon versichern. Es schadet vielleicht nicht, wenn gewisser Leute Einbildungskraft auf eine solche Weise beschäftigt und angestrengt wird *).

*) Es schadet auch nicht, möchte man hinzusetzen, wenn die Vorstellungen von den Freuden jener Welt ihre Mannichfaltigkeit behalten. Die seinen sind für wenige, und der Zweck wird erreicht, wenn sie die Wirkungen hervorbringen, die Furcht vor dem Tode zu mindern, und den Menschen lehren, sich durch Tugend und Frömmigkeit für jene Welt geschickt zu machen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0121
DFG

Was mich betrifft, so begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut stehen werde, daß seine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem über mich walte, und daß meine wahre Glückseligkeit, in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe. Diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freyheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung seiner Absichten und Ergebung in seinen heiligen Willen. Diese Seligkeit erwartet meiner in jener Zukunft, dahin ich eile, und ein mehreres brauche ich nicht zu wissen, um mit gesetztem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führt.

4.

Ueber

Lebensgenuß.

Ein Stückchen Philosophie des Lebens.

In Briefen an einen Freund

von

Ewald.

— Der ist am glücklichsten, er sey
Ein König, oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Iphigen. von Göthe.

An den Herausgeber.

Das muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, lieber B., ich lächelte unwillkührlich, als ich in Ihrem Briefe und in Ihrer Ankündigung las, daß Sie auch zur Beförderung häuslicher Glückseligkeit schreiben wollten. Es war kein hämisches Lächeln; denn ich bin kein Rezensent. Es war das gutmüthige Lächeln

eines Mannes, der dem jungen Pastor zusieht, wie er bey seiner sechsten Predigt in die Herzen einzudringen sucht, und ehrlich erwartet, daß nach Endigung derselben Tugend und Menschenliebe im ganzen Kreise seiner Zuhörer verbreitet seyn sollten. „Die treuherzige Seele!“ — dacht ich bey mir — „gedenkt Einfalt der Sitten und Fülle des Herzens, gedenkt Paradiesessinn durch ein Buch, durch ein Journal wieder herzustellen! — Nun, wenn das nicht Schwärmerey ist!“ — — — — Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen ganz dringend davon abzurathen, und ich gefiel mir recht in meinem vorhabenden Ritterzuge gegen eine neue Schwärmerey; — Sie sehen: — ich habe auch meine Schäferstunden, in denen ich du bon ton bin. —

„Lieber B.“ — wollt' ich Ihnen sagen — „Sie wollen durch ihr Journal häusliche Glückseligkeit befördern? — Aber begreifen Sie dann nicht, daß ein Buch höchstens nur zurechtweisen, aufklären, Vorurtheile wegnehmen, halbschlafende Ideen wecken kann; und daß es bey häuslicher Glückseligkeit auf alles dieses nicht ankommt; sondern auf Sinn für Einfalt, auf Vater- und Mutter- und Gattengefühl — kurz auf lauter Dinge, die der Mensch gern und gewiß braucht, wenn er sie

hat, und die ihm kein Buch und kein Mensch giebt, wenn er sie nicht hat? — Einem Menschen, dessen Gaumen so abgestumpft ist, daß er nur Schnepfenconsommis und hochgewürzte Makaronipasteten essen mag, dem wollen Sie beweisen, daß eine Schüssel Saurenkohl und ein Stück Schinken sehr gesund sey: und dadurch soll er Appetit darnach bekommen? — Einem Menschen, der sich halb blind gelesen und debauschirt hat, wollen Sie ein Buch schreiben, daß man recht gutes Augenmaaß haben, gut in die Ferne sehen müsse, u. dergl. — und Sie schmeicheln sich dadurch seine Augen zu heilen?" — —

„Unsere schöne, große Welt hat nun einmal den Sinn für häusliches Glück verloren. Das frohe Sumsen und Pappeln der Kinder ist ihr unschmackhaft und beschwerlich. Der Morgengruß und Morgenkuß des Gatten ekelt sie an. Der einförmige Gang des häuslichen Lebens ennuyrt sie zum Sterben, so wie der eben so einförmige und eben so unleidliche Gang der Sonne. Wollen Sie durch Ihr Journal wieder Geschmack dafür wecken? — Ja, wenn es hübsch anziehend geschrieben, niedlich gedruckt und in ein, etwa im hetrurischen Geschmack, dekorirtes farbichtes Papier geheftet ist; so läßt man's wohl kommen, sieht

unterm Frisiren hinein, und es glänzt wohl gar neben dem Modejournal auf der Toilette. Haben Sie dafür gesorgt, daß Alles mit hervorstechenden Anekdoten durchmischt ist, und daß hin und wieder eine empfindsame Skizze aus dem häuslichen Leben darin vorkommt; so dürfen Sie so gar hoffen, daß man eine solche Anekdote erzählt, und daß wohl gar eine solche Skizze vorgelesen wird. Es versteht sich, mit so was beschäftigt man sich nur in Nebenstunden, so wie man nur zu gewissen Zeiten Baigneusen und Juivs trägt. — Aber rechnen Sie auf weiter nichts! Die Dame des Hauses wird Ihre lebendig gemalte Scene von dem herrlichen Umgang einer Mutter mit ihren Kindern lesen; aber sie wird schrecklich auffahren, wenn ihr Kind sie etwa in ihrer Lektüre stört. Der Mann amüsirt vielleicht eine Gesellschaft von Damens mit Erzählung von dem Herzenserguß zwischen Gatten; wenn er denkt, daß die Damens gerade mit so etwas zu amüsiren wären; aber er wird darum nicht weniger ungeduldig, wenn sein gutes Weibchen ihn einen Abend von einer Whistparthie abhalten wollte. Das ist nun einmal der Gang unserer Zeit. Der schreibsüchtige Schriftsteller schreibt um zu schreiben, und die amüsementsurstige Welt liest um zu lesen. Ein lächer-

licher Schwärmer, wer mit seinem Schreiben mehr will?" —

Das, und wer weis, was noch Alles mehr, wollt' ich Ihnen schreiben; und ich hoffte, Sie sollten die Idee davon ganz aufgeben. Aber ich merkte bald, daß meine ganze Declamation zu Viel, und also Nichts beweisen würde; daß sie Einseitig und also falsch sey. Dann müßte man auch kein moralisches Buch schreiben, nicht für beßre Erziehung sorgen, nicht predigen — nichts dergleichen thun; denn das Alles wirkt bey dem größten Haufen gerade so, wie Ihre Aufsätze zur Beförderung häuslicher Glückseligkeit wirken werden.

Wer nichts wirken will, weil er nicht Alles, nicht auf Alle, nicht auf die Meisten zu wirken hoffen darf, der ist entweder sehr stolz oder sehr träge. Der wird nie etwas Großes wirken, wer sich um der kleinsten Wirkung willen nicht in Thätigkeit setzen mag. Und dann ist der große Haufe der Lesewelt doch nicht der ganze Haufe. Es gilt freylich auch hier, wie bey Allem: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. Aber es giebt denn doch auch auserwählte Leser und Leserinnen, um derentwillen es der Mühe werth ist, zu schreiben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0127
DFG

So manche Familie mögte gern häusliches Glück genießen, und weis nicht, wie sie's machen soll: sie ist von dieser oder jener Seite verdreht; sie hängt an diesen oder jenen Vorurtheilen des Standes, der Mode, der Konvenienz, und weis selbst nicht, daß sie ihr den Geschmack am meisten Glücke verderben. Eine solche Familie aufklären, heißt sie glücklich machen. Solche Vorurtheile lächerlich machen, heißt von Sklaverey befreyen. Und es ist ja wohl immer eines edlen Mannes würdig, so was nur zu wollen.

Wichtig ist's auch gewiß, nur einen Gran zu der Masse häuslichen Glücks hinzuzulegen. Es giebt kein größres Leiden, als häusliches Leiden; und kein größres Glück, als häusliches Glück. Keine Langeweile ist peinlicher und tödtender, als Langeweile in seinem Hause; und man sollt' es nicht denken, wie viel Böses die Menschen aus Langerweile thun. Da ist eine Theegesellschaft, die alles um sich her richtet und verdammt, die gleich jeden frohlächelnden Blick zu Coketterie macht und jeden schiefgesetzten Huth für Kontrebande erklart. Der ehrliche alte Pastor findet in ihr einen Beweis von dem verderbenden Gift der Langenweile. Dort ist ein Klubb Herrn, die im Spiel und Wein

debauschiren. Es ist nichts weniger, als Hang zur Debausche. Sie debauschiren aus Langerweile. Wüßten jene Damens und diese Herrn sich auf andre Art wohl zu machen: sie medisirten und debauschirten nicht. Wirklich man könnte die Menschen durch kein äußeres Mittel mehr bessern, als wenn man sie lehrte, das Leben genießen. Ein recht feiner Directeur des plaisirs für Familien, wäre der beste Moraliste.

Doch, nichts mehr! Ich verspreche mir sonst zu Viel von Ihrem Unternehmen, da ich mir vorher Nichts davon versprach; wie's denn uns reizbar organisirten Erdensöhnen geht. — Kurz: ich habe mich bekehrt; ich halte Ihre Idee für gut und — was so selten der Fall bey Bekehrungen ist — ich will's gleich durch die That beweisen.

Gleich nach meiner Bekehrung kramt' ich unter meinen Papieren und fand Briefe an einen Freund, die ich Ihnen geben kann. Ich war kurz vorher von einer kleinen Reise zurückgekommen; mein Freund wollte sich mit dem Mädchen seines Herzens verbinden, und wir schwatzten natürlich viel über Lebensgenuß und häusliches Glück. Schon vorher hatt' ich seine nahe Verbindung gewußt; ich hatte also bey der kleinen Reise auf Alles vorzüglich ge-

sehen, was Einfluß darauf haben konnte. „So muß es P. nicht machen!“ — dacht' ich gleich, so bald ein Mann durch Flirren oder Sonderbarkeit eine Frau verdarb. „Das will ich P., das seinem M. vorschlagen!“ — fiel mir gleich ein, wenn ich mit Lebensgenuß haushaltisch umgehen, oder ihn durch irgend etwas würzen sah. Statt Reisebeschreibung bekam er also philosophische Bemerkungen über Lebensgenuß, mit Beyspielen von meiner Reise belegt. — Doch; da haben Sie die Briefe, und frommen sie Ihnen, so mögen sie in Ihrem Journal stehen, obgleich Freund P. die Augen gewaltig aufreissen, und kaum seinen Augen trauen wird, wenn er sie gedruckt sieht.

Erster Brief.

O. 20. Oktober.

Ja; so geht's mit unsern Planen, lieber Pietsch! — Wer mir noch vor acht Tagen gesagt hätte, daß ich heute hier in meiner Stube beym mäßig warmen Ofen im Schlafrocke sitzen, und nicht mit Dir in der Eremitage zu B. herumschlendern würde, den hätt' ich ausgelacht; so gewiß war ich meiner Sache! — Aber regnets dann nicht, als wenn eine zweyte Sündfluth einbrechen wollte!

Und dabey das Examen, und die vielen Kranken und meine Abwesenheit — kurz: es geht nicht! Ich muß mein Blumenbeet mit der Gießkanne begießen, wenn der Regen vorbey zieht. — Du siehst, ich regalire Dich mit Deinem eignen Weine, wie's die Frankfurter sich selbst so gern thun, wenn sie Jemand auf dem Lande besuchen. — Ich muß Dir schreiben, statt Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Ich hab' eine herrliche, unterrichtende und amüsante kleine Reise gemacht, und dabey aufs Neue erfahren, daß man nur etwas Bestimmtes im Auge haben muß, wenn man etwas Rechts sehen will. Man hat malerische Reisen, musikalische Reisen, physiognomische Reisen, Reisen zur Beförderung der Naturkenntnisse — und welcher Kenntnisse nicht? Ich habe eigentlich gereiset, um Dich zu einem glücklichern Manne, und Dein Minchen zu einem glücklichern Weibe zu machen; also — zur Beförderung Eures häuslichen Glücks. Wenigstens find' ich das hinten nach, da ich Dir etwas davon erzählen will; wie's ja wohl viele der berühmten Reisenden erst hintennach gefunden haben, warum sie gereiset sind.

Ich wollte gleich die erste Nacht bey dem Herrn von P. zubringen, den ich noch von

Cassel her kannte, und dessen Gemahlin jeder Mann, der auf Geschmack und Gefühl Anspruch macht, kennen muß. Aber mein Pferd verlor ein Eisen, und der Schmid brachte an den zu schmiedenden Nägeln und dem oft anzuprobirenden und oft zu verändernden Eisen so lange zu, daß ich erst Nachmittags um drey Uhr aus dem Dörfchen E — wegkam. Daß ich nun keine sieben Stunden mehr reiten konnte, versteht sich von selbst.

Gleich an der Frau des Schmids sah ich etwas, was mir wohl gefiel und mir wohl gethan hätte, wenn ich der Schmid gewesen wäre. Der Mensch schwitzte bey Verfertigung des neuen Eisens sehr, weil ihm der Fall vielleicht lange nicht vorgekommen war. Die Frau hatte Kartoffeln auf dem Feuer, und ein Stück Speck war dazu bestimmt. Als sie ihren Mann den Schweiß abwischen sah, ging sie stillschweigends in den Keller, holte einen guten Topf Milch herbey, und sagte zu ihrem Jungen: den soll der Vater haben, wenn er fertig ist. Der Junge, ein naseweises, vorlautes, lebendiges Wesen, das mir schon die Uhr fast aus der Tasche gezogen, und die Feinheit des Tuchs an meinem Rock untersucht hatte, sprang fort, und wollt' es dem Vater

erzäh-

erzählen; aber die Frau rief ihm zu: „halt's Maul Junge; dem Vater wird die Milch schmecken, wenn er fertig ist!“ — „Recht, Frau!“ wollt' ich sagen; aber es fiel mir ein, daß man so etwas in Kindlichkeit hingethan, nie rühmen muß; und so ließ ich's gut seyn. Aber in meinem Herzen freut' es mich, daß die Frau dem Manne die Attention nicht anrechnen, ihm deswegen keinen Dank und kein freundlicheres Gesicht abzwingen, sondern ihm Milch geben wollte, — damit er sich an Milch erquicke. Sie hat unendlich viel Delikatesse, würde man sagen, wenn's eine Dame von Stande gewesen wäre; da es aber eine Schmidsfrau war, so sagte man — nichts; und es war desto besser! Ich setzte mich zu Pferde, und kam Abends bey guter Zeit bey dem Amtmann Rudolph zu W. an.

Daß der Mann verheirathet war, wußt' ich; er hatte mir auch auf mein Befragen einmal geschrieben, es gehe ihm recht wohl: von seinem ausserordentlichen häuslichen Glück hatt' ich indeß nie rühmen hören. Aber desto mehr fand ich! — Du hast einmal Plato's Idee, daß Mann und Weib eigentlich Ein Wesen seyen, mich dünkt, im Merkur, benutzt: hier war sie realisirt. Solchen feinen Sinn für des Mannes Wesen und jedes

momentane Bedürfniß, so eine Sicherheit es getroffen zu haben, was der Mann jetzt wolle, und so eine Schnelligkeit und Gewandheit, diese kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, sah ich nie. Und das Alles mit einem natürlichen ungeschminkten Wesen, als thue sie nichts; so gar mit einem Schein von Leichtsinn, als sey sie ganz in dem Plaudern verloren und denke gar nicht an ihren Mann; mit einer Holdseligkeit und Innigkeit — ich hätte sie einmal über das andremal küssen mögen. Und wie der Mann das Alles so tief und doch so männlich fühlte; wie er's ihr manchmal mit einem innig traulichen Blick dankte — nicht dankte; denn sie gabs nicht als Wohlthat, und er empfing's nicht als Wohlthat — mit dem Blick ruhiger männlicher Liebe sagte: du bist doch immer das nämliche holde Weib! — und wie man ihm ansah, er sey so ein Betragen von ihr gewohnt! Du hättest's sehen sollen, Pietsch! — Zehnmal nach einander freute ich mich über mein verlornes Eisen und über meinen langsamen Schmid, ohne den ich diese treffliche Amtmannsfamilie gerade würde vorbey geritten seyn.

Ich kam ganz unvermuthet; fand den Mann im Schlafrock, aber die Frau äusserst reinlich, einfach und geschmackvoll gekleidet.

Ihr braunes Haar war nachlässig aber mit Geschmack hinaufgeschlagen. Sie hatte einen simplen Strohhuth auf und ein Paar Blumen auf dem Strohhuth. Du weißt, wie wenig Weiber und Mädchen einen Huth zu setzen wissen: sie verstand's, und es war doch so, als könne der Huth nicht anders gesetzt werden. Ein gut passendes kattunenes Kleid, ein seidnes, vortheilhaft gewähltes Halstuch und ein Paar gut gemachte Schuhe — da hast Du ihren Anzug! — Man sah's, sie war für ihren Mann angezogen und sie wollte sich für ihn anziehen. Daß sie nun weggelaufen wäre und sich etwa anders angezogen hätte; das erwartest Du wohl nicht. Ja, wenn sie, wie unsre Frau Pfarrin zu R. oder unsre Frau Amtmannin zu S. ein schmutziges gelbes Kamisol mit Hornknöpfen über einen rothen Unterrock geworfen, und eine Nachtmütze auf dem Ohr gehabt hätte! — Aber so! — — —

Im Hause, das heißt ja wohl für den Mann, ist Alles gut genug! sagte mir einmal unsre Frau Amtmannin zu S.; aber das liebe Amtmannsweibchen zu W. dachte: „was für den Mann gut genug ist, ist auch für einen Fremden gut; besonders wenn er unerwartet kommt!" So handelte sie wenigstens. —

Du weißt, wie verlegen sonst gemeiniglich die Weiber sind, wenn ein Fremder ihnen unvermuthet kurz vor Tisch kommt! Wie da Alles im Hause angespannt wird! Alles durch einander läuft! — — Den Fremden ruhig zu unterhalten; zu machen, daß er sich jetzt da zu Hause fühlt; ihn in die Familie recht zu introduciren, daß so bald wie möglich, die Kinder mit ihm bekannt werden, und er sich allenfalls nichts daraus machte, seine Stiefel auszuziehen — wer denkt daran? Die Hauptsache ist, daß vier Schüsseln auf den Tisch kommen, wenn sie auch nur halbeßbar wären! — Ein Glück, wenn der Mann noch Zeit hat, den Fremden zu unterhalten; wiewohl man auch diesem die Verlegenheit leicht abmerkt. Von dem Allen war bey meinem lieben Ehepaar nichts zu sehen. Ich war ihnen lieb; aber ich genirte sie nicht. Sie war Maria, nicht Martha, und bey den Marien ist's einem immer wohler. Ich war schon eine ganze halbe Stunde da gewesen, und sie hatte sich noch nicht vom Fleck gerührt. Ihrer Luise — ein Mädchen von etwa sieben Jahren — hatte sie etwas ins Ohr gesagt; das war's Alles! Nach einiger Zeit, da ich eben mit ihrem Manne in einem männlichen Gespräche war, ging sie ruhig hinaus, und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0136
DFG

zu gehöriger Zeit hatten wir zwey Schüsseln, die recht für einen Menschen gemacht waren, der den ganzen Tag geritten hat: eine erquikkende kalte Schale und eine recht nahrhafte, wohlschmeckende Schüssel Fleisch.

Ich weiß nicht, ob Du den stummen Bedienten kennst, die pyramidenförmigen Tische, auf die man Alles setzt, was man etwa beym Essen braucht. Solcher Tische standen zwey da, und es wurde vorher Alles darauf gesetzt, was man etwa bedürfen könnte. Der Bediente kam nur herein, um eine Schüssel zu bringen. Wir saßen so ruhig und traulich zusammen, als ob wir Jahrelang mit einander gelebt hätten, und ich fühlte von Neuem, daß eine mäßige trauliche Mahlzeit mit guten, geliebten Menschen, unter den besten Lebensgenuß auf Erden gehört.

Unsre Alten, die weniger raffinirten und wahrer fühlten, hatten wohl recht, daß sie eine gemeinschaftliche Mahlzeit zur Sanction der Freundschaft machten; und wenn Gott die Absicht hatte, das Judenvolk von andern Völkern getrennt zu halten; so konnt' Er's nicht besser machen, als daß Er verbot, mit ihnen zu essen.

Eine Abendmahlzeit ist noch weit mehr. Der Abend ist überhaupt so recht für trauli-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0137
DFG

chen Umgang guter Menschen gemacht; und es hat mir immer wohl gethan, daß Jesus sein trautestes Mahl an einem Abend hielt. Diese Ruhe und Stille, die am Abend herrscht, die Geschäftlosigkeit, die man sich da erlauben darf; die Gewißheit: du wirst nun nicht mehr gestört, nicht mehr abgerufen! das Alles öffnet so natürlich unser ganzes Wesen; wir können uns der trauten Gesellschaft so ganz hingeben; wir sind unzertheilt, unzerrissen da, wo wir sind, als wären wir allein für den Genuß da. Den ganzen Tag kann ich mich auf einen Abend freuen. Es ist mir dabey, wie den leckeren Kindern, die sich den besten Bissen bis zuletzt aufheben, damit ihnen der Geschmack bleibe. Es ist mir, als sey der ganze Tag gut gewesen, wenn der Abend gut ist, und wirklich bekömmt ein guter Abend auf einen schlechten Tag, wie ein Glas Tokayer auf sauren Wein; der Magen wird geheilt. — Ich mögte sagen: man muß gewisse fein fühlende Menschen am Morgen oder am Abend sprechen, wenn etwas von ihrem eigentlichen Wesen zu Tage kommen soll; und die Amtmännin sagte mir selbst bey Tische, sie könne über manche Sachen nicht wohl reden, wenn es nicht ein wenig dämmericht sey. Mir ist's darum aber oft unbegreiflich, warum so viele

sich den Abend und die Mahlzeit ganz verderben: der Schwall von Essen und Bedienten; die künstliche Anordnung im Aufsetzen der Speisen; die nöthige Wachsamkeit, damit das Alles gehörig in Ordnung bleibe; die natürliche Aengstlichkeit, diese ganze zusammengesetzte Maschine in ihrer schwerfälligen Bewegung zu erhalten — das tödtet Kopf und Herz in der ersten Viertelstunde. Mir wenigstens wird der Abend zum halben Mittage; die Stube meines Freundes zum Assembleesaal; mein Wesen zieht sich unwillkührlich zusammen, und ich frage meine Vertrautesten mit der gebährenden Gesellschaftsmiene nach dem neuesten Bande der Berliner Bibliothek, oder nach dem diesjährigen Musenalmanach, oder nach dem Befinden der werthen Familie — — — — — Doch, das Alles wollt' ich nicht sagen. Verzeih, Lieber, Du weißt, daß ich das Steckenpferdreiten nicht gut lassen kann. —

Der Amtmann hat ein Paar liebe Kinder; aber Kinder im eigentlichsten Sinne des Worts: frohe, harmlose Geschöpfe ohne Prätension und Ueberklugheit, die sich bey einem Fremden nicht zieren, und etwa schon ihre Rolle spielen wollen, aber die Augen frey aufheben und ihn ansehen, als wär' er auch ein Mensch wie sie. Das kleine Mädchen mag

wohl einen Hang zur Eitelkeit haben, den die Mama mütterlich kolorirt, aber nicht nähren will. — Ich hatte mit ihr angefangen zu scherzen, und über die Naivität einiger Antworten mein Vergnügen bezeugt; die Mutter gab aber gleich dem Gespräch auf eine feine Art eine andre Wendung, so daß ihre Luise nicht mehr der Mittelpunkt des Gesprächs war; und ich schämte mich ein wenig, wie natürlich. So bald der kleine Desert auf dem Tisch stand, bekam jedes sein Theil, und nun gingen sie weg.

Bisher war das Gespräch heiter, aber doch ernsthaft gewesen; jetzt fing das muthwillige Weib an, ihren Mann zu necken. Sie warf ihm Geiz, und Eitelkeit, und Trägheit, und ich weis nicht, was Alles, vor, und er blieb ihr nichts schuldig. Alles lief am Ende darauf hinaus, ihm eine kleine Feinheit zu sagen, oder seinen Bedürfnissen zuvorzukommen, oder seinem Witz einen Sporn zu geben. Und sie wußte mich in das Alles so gut mit hinein zu ziehen, griff manchmal statt ihres Mannes unser ganzes Geschlecht an, schien manchmal meine Parthie zu nehmen, und sprang dann wieder so schnell über, daß sich mein Witz auch agaciren ließ.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0140
DFG

Da hatten sie einen Teller voll treflicher Pepins und der Amtmann nahm keine davon, ob ich gleich gehört hatte, daß er das Obst sehr liebe. Ich fragte: warum er nicht von den guten Aepfeln nehme? „Da sehen Sie ein Exempel seiner Trägheit“ — sagte das muthwillige Weib — „die Aepfel äß' er wohl gern, wenn sie nur geschält wären. Er hat gesehen, daß ich ein halb Dutzend auf den Teller genommen habe, und so denkt er, ich würde sie ihm wohl schälen. Ich thu' es dann auch, weil er's eben will. Was thut ein Weib nicht, wenn es sich einmal zur Gehülfin von so einem Herrn der Schöpfung erklärt hat! Aber ich denke, es ist von Euch Männern Einer wie der Andere; wenigstens sagte es meine Tante immer. Ich muß Ihnen nur auch schälen. Sie kommen ohnehin von der Reise und sind müde.“ — „Ja, das war's eigentlich, was sie wollte,“ sagte der Mann, „Ihnen ein Compliment ablocken; darauf verstehen sich die Weiber meisterhaft!“ —

Wie gefällt Dir der Ton zwischen diesen zwey Leuten? — So viel merkt man, sie verstehen sich.

Doch noch ein Zug!

„Sie sollten's kaum glauben, wie fein er seinen Geiz zu verstecken weis; — sagte sie —

blos, um mir sobald keine neue Staatsrobe zu kaufen, sucht er mich immer zu bereden, ich gefalle ihm nicht in so einem Kleide. Und wenn wir einmal zu dem Herrn von P. gebeten werden, und ich thue mein Bestes, mich en grand panier zu setzen, um ihm bey den Damens aus der Stadt keine Schande zu machen; so sagt er gemeiniglich: ich wollte du hättest deine schwarze Corselette oder deinen weissen Ueberrock wieder an. Und dazu sieht er Ihnen so treuherzig aus, als wenn's sein Ernst wäre. Der Heuchler! — Aber Du mußt mir nicht böse werden, Rudolph, daß ich so gerade von Deinen Fehlern rede. Mit all' Deinem Geize bin ich Dir doch gut!" — Und im Augenblick hatt' er einen verstohlnen Kuß weg; und mir wurde mit freundlichem Gesicht ein Glas Wein gereicht, vermuthlich zum Ersatz. Sie stimmte das Stollbergische:

„Fröhlich tönt der Becherklang" —

an, und wir sangen's gehörig zu Ende. „Aber jetzt ist meine Zeit, sagte sie, und stand auf; — die Männer sind ohnehin wie die Freymaurer: sie haben immer ihre Geheimnisse, die kein Weib wissen darf." — Weg war sie! kaum hatt' ich's erwarten können.

Aber ich muß enden! Ich höre Minchen schon trippeln, und nach einem Lichte rufen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0142
DFG

Dann ist's gemeiniglich hohe Zeit. Ade Lieber.

M. hat heute weiß an mit blauen Bändern; aber der Huth sitzt ihr — als wenn Du nicht hier wärst.

Zweyter Brief.

D. 27 Oktober.

Und Du, arme Seele, hast Dir den Kopf darüber zerbrochen, warum mir das Fortgehen der lieben Amtmannin so recht war? — Nun, das gleicht wieder einmal Deinem Scharfsinn, der auf eine Meile weit Alles entdeckt, und nicht sieht, was ihm vor Augen liegt. Ich dächte doch wohl — Du kenntest mich! —

Wenn Jemand etwas Treffliches sagt, oder in kindlicher Einfalt etwas Edles thut, und ich darf nicht sagen: „das ist treflich! das ist edel!" — ich darf ihm nicht um den Hals fallen, ihm nicht einmal die Hand drücken: dann juckt mir's in allen Nerven, und ich sehe mich nach Jemand um, in den ich meine rege gewordene Electricität entladen kann. — Lachtest Du mich doch so oft aus, wenn ich dem

träumenden X oder dem alten Y ein Wort von unsrer unvergeßlichen Fürstin *) commentirte! —

Der Frau konnt' ich ohnmöglich etwas ins Gesicht sagen, was nach Lob schmeckte. Das thut man nur Dem, den man nicht achtet, oder Dem, der unserm Herzen ganz nah' ist. Und ich hatte Niemand, den ich bey Seite nehmen konnte, und es hält mir so schwer, zu schweigen. Freylich konnt' ich's also kaum erwarten, bis sie weg war.

Aber nun bracht' ich's reichlich ein, was ich versäumt hatte! Der Mann wußte gar nicht, wo er seine Augen hinwenden sollte, bis ich fertig war.

„Und von dem treflichen Weibe und Ihrem unaussprechlichen Glück schreiben Sie Einem kein Wort? Das genüßen Sie so vor sich hin, als ob's keinen Menschen in der Welt gäbe, der sich mit Ihnen freuete?" — sagt' ich am Ende noch in vollem Enthusiasmus; und dem Mann ward wohl, daß er sich

*) Sophie von Isenburg, geborne Prinzessin von Schauenburg; über die Freund Emmerich (Inspector zu Birstein) so Viel gesagt hat, und noch Mehr gesagt haben würde, wenn er weniger voll von Ihr gewesen wäre.

auf eine anständige Art wieder ins Gespräch mischen konnte.

„„Schrieb ich Ihnen ja: ich sey glücklich — und was konnt' ich mehr schreiben? — Wie man eigentlich glücklich ist, beschreibt man doch Niemand? Und überhaupt läßt sich über das Beste und Heiligste, was der Mensch hat, wenig sagen!““

„Ich würde schon Viel darüber sagen, und aller Welt davon erzählen! Um Gottes willen! Wovon wollte man reden, wenn man von So was nicht reden wollte?“ —

„„Von Putz, von Philosophie, von Krieg und Frieden, von der Stallfütterung oder wovon Sie wollen — nur von häuslichem Glück nicht.““

„Aber warum nicht?“ —

„„Weil man elendes Zeug darüber sagt; weil alles Das, was man sagen kann, häusliches Glück noch nicht ausmacht — Oder getrauten Sie sich die Behaglichkeit in heitrer Frühlingsluft zu beschreiben?““ —

„Sie mögen im Grunde recht haben; aber doch ist mir's ärgerlich, daß ich nichts von Ihrem Glück hören soll.“

„„Lieber E. bleiben Sie etliche Wochen bey uns, und genüßen Sie unser Glück mit. Das ist ja besser als hören. Genüßen kann

ich's, aber nicht beschreiben; vielleicht genöß' ich's weniger, wenn ich viel davon rühmen könnte.""

„Aber nur Eins, lieber R. — doch die Hand aufs Herz! — Sind Sie immer so glücklich?"

„„So glücklich? — Was haben Sie von meinem Glück Großes gesehn?""

„Ist Ihr Weib immer so freundlich und munter, so zuvorkommend und delicat, wie ich sie diesen Abend fand?" —

„„Jetzt versteh' ich Sie erst! (Er lachte herzlich) Man sieht, daß Sie Damens aus der großen Welt kennen gelernt haben. Nein! meine Frau legt ihre Freundlichkeit nicht wie einen Putz an. Sie ist allein so, wie in Gesellschaft, und kaum kann sie in Gesellschaft so munter seyn, wie wir manchmal zusammen sind. Das Beste hebt sie immer mir auf, und sie hat's nicht einmal gerne, wenn ich ihr das unter die Leute bringe.""" —

O Pietsch! wie fühlt' ich tief: ja, so muß es auch seyn! Das ist wahrer Geist der Liebe! — Unsern Geliebtesten geben wir die besten Geschenke; Gold und Brillantringe theilen wir nicht auf einem Jahrmarkt aus: warum sollte dann das Beste, Lieblichste,

Erheiterndste in uns nicht auch für sie seyn? *)

Glänzende Diners und Soupers geben, und dabey seine Kinder darben lassen, findet Jedermann abscheulich, so häufig es auch geschieht: aber wenn nun die Dame vom Haus lies't und Menschen beobachtet, und sich auf Spaziergängen Empfindungen sammlet — blos, um damit in Gesellschaft zu glänzen; wenn sie nicht daran denkt, ihrem Manne damit eine angenehme Ruhestunde zu machen, ihn durch etwas Artiges, was sie las, nach einer verdrüßlichen Arbeit zu erheitern, sondern in Gesellschaft allerliebst, herzlich, Alles — und in ihrem häuslichen Zirkel kalt, trocken, Nichts ist; — Wenn der Mann all seinen Witz, die Quintessenz seiner Lektüre, all seine Talente wohl zu machen, seine Unerschöpflichkeit in Einfällen und Erzählungen,

*) In Göthe's Egmond ist dies unter Andern treflich ausgedrückt, in der meisterhaften Szene zwischen Egmond und Clärchen, wo sie vor ihm auf den Knieen liegt, und sich berauscht im Anblick aller seiner Herrlichkeit; und er ihr sagt, was er der Welt sey, und was er ihr sey. Die Stellung und die ganze Szene ist von dem innigsten Geist der Liebe eingegeben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0147
DFG

wie seine eleganten Kleider braucht; blos wenn er ausgeht oder Gesellschaft in seinem Hause hat — ist das besser? Entzieht er da nichts, weil er kein Geld weggiebt? —

Freylich kann der Mann oder die Frau so seyn, daß man schlechterdings, tête a tête mit ihnen, nicht aufthauen, nicht warm werden, schlechterdings Nichts geben kann. Wenn zehn Ideen gar nicht gefaßt, zehn Urtheile des Geschmacks verdreht, mit Gemeinplätzen erwiedert, oft ohne alle Theilnehmung angehört werden; wenn jedes feine, eigenthümliche Gefühl für Bizarrerie genommen, oder mit Fleischergewicht gewogen, und nach Fleischertaxe geschätzt wird — Wer kann da noch ein Gefühl äussern oder eine Idee haben? — Die Witzigsten werden da einfältig, die Gefühlvollsten eiskalt, und wer wirklich etwas ist, sieht gerade einem Tropf am ähnlichsten. — Du weißt, wie unsre gute Z. manchmal da saß, wenn ihr Mann radotirte! Man hätt' ihr Gellerts Fabeln empfehlen mögen, um ihren Geschmack zu bilden! —

Aber immer ist das der Fall nicht. Gar mancher Mann und gar manche Frau könnten ihrem häuslichen Zirkel etwas geben, wenn sie nur wollten.

Uebri-

Ueberhaupt, lieber P. — (ich weis nicht, ob ich je mit Dir darüber sprach —) war keine Zeit, dünkt mich, wo die edlen Gottesgaben: Witz, frohe Laune, feines Gefühl alles Lächerlichen, feiner Sinn Freude zu machen, und dies wie Rosenduft sich mittheilende und wie Rosenduft wohlthuende Gefühl für alles Gute, Schöne und Edle — so wenig mit Liebe gebraucht wurden, als jetzt. Der Witzige läßt seinen Witz in Epigrammen aus; der Launische schreibt ein launisches Buch; der satyrische Kopf bespöttelt, was die Tongeber der Zeit bespöttelt haben wollen; und die Gefühlvollen gießen so viel Empfindung in Gedichten und Briefen aus, daß ihnen nichts mehr im Herzen bleibt. Man braucht die Gaben seines Kopfs und seines Herzens, wie gemeiniglich der Reiche seinen Reichthum braucht: um Die zu traktiren, die ohnehin genug traktirt werden, und nicht, um dem Armen einen guten Tag zu machen, der so selten einen hat.

Wenn ich daran denke, was Du manchmal mit Deinem Witz bey Deinem Eleven wirktest, oder wie D. manchmal eine ganz verstimmte Gesellschaft auf den rechten Ton brachte, durch ein Bonmot, eine Erzählung, gegeben zu rechter Zeit — Wenn ich berechne,

wie viel Böses und Elend aus übler Laune entsteht, wie viel Böses also verhindert, wie viel Elend weggenommen werden könnte, durch Menschen, die üble Laune aus ihrem Zirkel wegzaubern können, und sehe, daß diese Menschen mit ihrem Witz noch mehr Böses aufregen, noch mehr Elend stiften: sieh! dann wird mir's eben so, als wenn ich höre, man habe an ein Portal von Wallfischrippen so viel verwendet, daß einer armen Familie damit hätte geholfen werden können. Und wenn mir's nun gar vorschwebt, wie wohlthätig die glücklichen Wesen seyn könnten, denen alle Herzen zufliegen und alle Herzen sich öffnen — die Alles um sich her mit ihrem Empfindungsduft anstecken, in deren Gegenwart Alles warm wird und fühlt und liebt — wie sie Götter werden, wie Götter beleben und veredlen könnten, in jedem Kreis, den sie betreten; und ich sehe, was sie oft sind, wie sie Verwirrung anrichten und anrichten wollen, um bemerkt zu werden; wie sie Herzen an sich ziehen, um Herzen von sich zu stoßen; wie das hohe Gottestalent in ihnen der gefühllosesten eigensüchtigsten Coketterie dienen muß — dann mögt' ich gern weinen, wenn ich könnte; ich mögte Gott seyn, oder mit meinen Auserwählten weggehen von den

Menschen, in die Colonie, von der wir so oft geträumt haben. Du verstehst mich! —

Aber ich habe über meinen Eifer den Amtmann und sein Weibchen ganz vergessen, von denen ich Dir noch erzählen wollte.

Wir sprachen über ähnliche Materien noch ein Stündchen; und nun wollt' ich zu Bett' gehen. „Noch einen Augenblick!" — sagte der Amtmann, und ging über einen Schrank, der in der Stube stand. „Weil Sie mir denn doch wie ein Initiirter gesprochen haben, so will ich Ihnen die Präsente zeigen, die ich von meinem Weibchen auf meinem Geburtstag bekommen habe."

Und nun holte er hervor: einen großen Pack des glättesten Brief-Papiers; einen Bund sehr fein geschnittner Federn; ein Paar Socken, ich weis nicht, von welchen Vogelsnestern, die so sehr warm halten sollen; eine Brieftasche, in der sich Alles befand, was ein Mann irgend darin suchen oder nicht suchen mag; ein Riechkißchen in Form eines Ringkragens, mit Bändern, es fest zu machen; ein halb Pfund Caravanen-Thee; eine große Dute mit überzuckertem Kalmus; und vier und zwanzig Mappen, mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. — Alles lag

in einem Körbchen, niedlich von ihr gestickt; der 21ste August war darauf angebracht, und mit einer Guirlande von Jelängerjelieber umwunden — ein Assortiment zum Todtlachen! —

„Sie müssen erst den Schlüssel dazu haben, wenn Sie das Präsent verstehn sollen; Sie wissen: Liebende schreiben immer eine Art von Chiffern! —

„Da dies kleine Körbchen befriedigt alle meine kleinen Bedürfnisse, die ich bey mancherley Anlaß seit einem Jahre fühlte. Mir kann Papier kaum glatt, und keine Feder kaum fein genug geschnitten seyn: darum das Papier und die Federn, die ein berühmter Federnschneider in Wetzlar geschnitten hat. — Ich habe eine unleidlich kalte Amtsstube: darum die Socken, die aus Hamburg sind. — Auf kleinen Amtsreisen brauch' ich oft allerley kleine Geräthschaften: darum die Brieftasche. Ich glaube, sie hat ein Examen mit all meinen Schulzen und Amtsdienern angestellt, um zu wissen, was ich Alles brauchen könnte. — Gestank kann mir Morgens ganz übel machen; die Bauern riechen nicht gut, und ein Flakon vor die Nase zu halten, geht auch nicht: dafür das Riechkißchen, das mich in eine Atmosphäre von Wohlgeruch

hüllt, die dem Branteweinsgeruch undurchdringlich ist. — Ich trinke manchmal sehr gern eine Tasse recht guten Thee; und mein Magen bedarf oft etwas Stärkung, wenn es an den Amtstagen gar zu lange dauert: dafür der Thee und der Kalmus; durch alle ihre Freundinnen hat sie Versuche an mich machen lassen, was ich wol des Morgens am besten vertragen könne. — Ueber Unordnung in meinen Briefen klagt' ich oft und war doch zu träge, um ihr abzuhelfen; dafür die Mappen. Ueber Manches hab' ich oft nur ein Wort verlohren, und manchen Wunsch hat sie mir ohne Wort angefühlt — Das Ganze ist ein Raffinement von Liebe. — Aber wie ich plaudere! Ich wollte nichts sagen, und nun kann ich das Ende nicht finden! — Sie kennen ja das Fräulein von O... noch, bey der man sich immer noch einmal niedersetzen mußte, wenn sie sagte: daß ich's ganz kurz mache! — Schlafen Sie wohl! — — Sie frühstücken doch Morgen mit uns?" rief er mir noch nach; und — Du weißt, was ich antwortete. —

Ich legte mich zu Bette und dachte an Dich und Deine Miechen, *) an das goldne

*) Miechen heißt sie und nicht Minchen, wie Sie im ersten Briefe den Namen kritisch

Zeitalter, ans Paradies und das himmlische Jerusalem, bis ich einschlief.

Oft träumt man vom himmlischen Jerusalem, und erwacht in einem sehr irrdischen Leisewald; *) aber so ging mir's dismal nicht. Gleich beym Aufstehen fand ich ein Paar Bücher, die ich am Abend gar nicht bemerkt hatte. Es waren ein Paar Bände vom Peregrine Pickel und Hirschfelds Gartenkalender. Auch stand Alles auf dem Tische, was zum Schreiben gehört. Ich brauchte jetzt nichts davon, aber es that mir wohl, wie natürlich. —

Es ist doch ein ganz ander Leben, bey Menschen zu seyn, die Sinn für uns und unsre Bedürfnisse haben. Weißt Du noch, wie wir zusammen beym Herrn von N. waren, und Jeder des Abends eine gute Bouteille Wein und Wasser und Pfeiffen und Toback auf seiner Stube fand; aber nicht einmal einen Kalender, den man hätte durchblättern können? — Es war uns da gerade gesagt:

verbessert haben. Es ist auch nicht ein Minchen, sondern: eine Miechen; und an dieser Leseart will ich durchaus nichts geändert haben, was auch Ihr puritanischen Niedersachsen dazu sagen möget.

*) Ein elendes Dorf am Büdinger Walde.

Ihr habt nur Bedürfnisse für den Leib, und Ihr sollt satt' haben für den Leib. — Du trugst damals Dein Buch bey Dir, in dem Du unaufhörlich lasest; aber ich suchte überall nach irgend einem gedruckten Blatte, und der hinkende Bote wäre mir ein angenehmer Fund gewesen. — Solche kleine Sachen sind oft Verräther von dem Sinn oder Nichtsinn der Hausfrau! —

Ich hatte kaum angefangen in Hirschfeld zu blättern; so kam der Amtmann, mich zum Frühstück abzuholen. Er schlug mir vor, ob wir nicht im Garten Caffee trinken wollten; und natürlich war mir das recht, und doppelt recht, weil es grade mit dem Amtmann und seiner Frau war.

Es ist von dieser Seite mit Menschen, wie mit Büchern. Manche mag man lieber in der freyen Luft, Manche lieber in der Stube genüßen: zu Manchem mag die ganze singende Natur accompagniren; bey Manchem liebt man Stille. Mit der Amtmänninn besonders mogt ich gern im Garten seyn.

Wir gingen durch eine Allee von Obstbäumen. In der Allee kam uns die Amtmänninn mit ihrer Louise und ihrem Carl am Arm entgegen. Sie sah heiter aus, wie der Himmel über uns; aus all ihren Zügen glänzte

das durch Schlaf neugeborne Leben, das uns am Morgen auch aus der ganzen Natur entgegen glänzt. Aus ihren Augen sprachs zu Jedem, wer's verstand: ich liebe und werde geliebt, ich mache glücklich und bin's! — Das Mädchen glühte vor Freude; es ging nicht sondern schwebte nur über den Boden weg. — Der Junge jubelte mit den Lerchen um die Wette, und Beyde schienen's nicht erwarten zu können, bis es bekannt wurde, was sie jetzt noch allein wußten. Indessen dacht' ich an nichts.

Wir schlenderten vollends die Allee hinunter, und kamen — ja wie soll ich's wagen? — es war eine Laube und ein Tempel zugleich, in den wir hinein traten; ich sah in eine Welt hinaus, die mich mit ihrer Herrlichkeit betäubte und übermannte. So war ich kaum überrascht worden, als uns der Einzige Prinz von Anhalt das Freundschaftsfest in seiner Retraite gab, wie ichs jetzt war.

Da standen wir dicht am Abhang eines Hügels mit wilden Rosen bewachsen. — Vor mir zur Rechten ein Wiesengrund mit einem Hölzchen bekränzt, an dem ein Bach hinmurmelte; man hörte sein Geräusch. Zur Linken ein Paar niedrige buschichte Hügel, zwischen denen sich Kornfelder schlängelten. An

den Hügeln weidete Vieh; die Büsche wimmelten von Vögeln; und der Wiesengrund war voll jubelnder Heumacher und Heumacherinnen. Aus der Ferne glänzte uns der Mayn entgegen, in dem sich die Morgensonne bespiegelte, und ein herrliches Amphitheater von Bergen begränzte den Horizont. — Der frische Geruch des Heu's, der Gesang der vieltausend Vögel, der Anblick so vieler frohen Menschen, deren Gesang uns ein sanftes Lüftchen entgegen brachte, der heitere liebliche Morgen, und die Menschen um mich her — Du fühlst ohne mein Sagen, wie mir war!

Der Amtmann und die Amtmänninn weideten sich an meinem in Thränen schwimmenden Auge; es war ihnen, als hätten sie den schönen Himmel gemacht und die Vögel singen gelehrt und die Erde so bekleidet. — Du weißt, wie's Einem da ist!

Ueber die Aussicht hätt' ich bald die Laube vergessen, wie man denn über die Natur gemeiniglich alle Kunst vergißt. Die kleine Louise wurde schon ungeduldig, daß ich gar nichts sehen wollte. Sie weckte mich aus meiner seligen Träumerey, und — nun wurd' ich erst gewahr, daß ich die Amtmänninn um den Leib gefaßt und sie fest an mich gedrückt hatte. Es muß wol eine Art von Instinct

im Menschen seyn, sich an irgend ein Wesen zu schlüßen, wenn's Einem recht wohl wird. —

Ich sah mich um, wo wir waren, und es war ein Plätzchen, das die Liebe nur so bauen konnte. Acht Lindenbäume waren in einen Kreis gepflanzt, und oben die Wipfel in einander verschlungen. Vorn, gegen den Abhang zu, war eine Oeffnung, und zwischen zwey Bäumen hing immer eine Guirlande abwechselnd von Rosen und Jasmin. Das Ganze hatte genau die Form eines Tempels, und war ihm jetzt noch ähnlicher, weil auch alle Bäume mit Blumenguirlanden umschlungen waren.

„Gott! wie schön!"

Das war Alles, was ich hervorbringen konnte.

„Ja, hier ist's schön!" sagte der Amtmann, „und Gott vergißt man hier gewiß nicht!" —

Wir setzten uns.

„Wollen wir ein Morgenlied singen!" sagte die Amtmänninn, mit einem Gesicht, das schon allein mehr sagte, als man in einem Morgenliede sagen und singen kann.

„O liebe Frau! ja! Sie haben mir's aus der Seele gesprochen!" —

„Nun so gehe hin, Louise, und sage Deine Cameraden sollten mit singen.“

Nur darauf schien das Mädchen noch gewartet zu haben; denn nun flog sie zur Laube hinaus und Carl hinter ihr drein.

„Unser Cantor lehrt die Kinder etwas singen“ sagte der Amtmann, „und unsre Louise singt so gerne; da wollte sie dann auch hier mit Ihnen singen.“

Herrlich sangen nun die Kinder mit dem Cantor in einer Seitenlaube das schöne Gellertsche Lied.

„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank“ vierstimmig an; wir sangen mit, und Gott weis es — ich habe nie so gesungen und selten so gedankt. —

„Aber nun wollen wir auch etwas zu uns nehmen“ sagte die Amtmänninn munterer; „ich will Butterbrodt zurecht machen; mein Amt schenkt Caffee ein, und Sie geben die Milch dazu!“

Jetzt kamen die Kinder wieder und Louise hüpfte zu ihrem Vater. „Nicht wahr? die Mama hat's hübsch machen lassen?“ sagte sie, und gefiel sich dabey, als habe sie's gemacht; grade wie wir Jemand eine schöne Gegend zum erstenmal zeigen und uns dabey gefallen, als ob wir sie gemacht hätten.

Sind Sie denn nicht alle Morgen hier? fragte ich die Amtmänninn.

„Nein, das nicht! nur so manchmal, wenn wir uns was zu Gute thun wollen.“

Aber warum nicht immer das Gute genüßen?

„„Ja — so sagte ich Anfangs auch, erwiederte der Amtmann; aber meine Frau hat denn in Allem so ihre Oekonomie, und auch im Vergnügen.““

Wie verstehn Sie das Weibchen? —

„Ich habe das noch von meiner seligen Großmutter gelernt. Sie trank recht gerne Caffee; man schmälte auch damals noch nicht so dagegen, wie jetzt: aber sie trank doch nur alle Sonntage, und wir auch, und gewiß hat Caffee mir nie so gut geschmeckt, als damals. Dünne Butterkuchen bekamen wir nur auf die Festtage, und wir freu'ten uns lange vorher darauf. Sehn Sie! da dacht' ich nun: man müsse sich gewisse Sachen auf feyerliche Tage aufheben, wenn man sie immer recht genüßen wolle.“ —

Und findest Du nicht, daß die Frau recht hat? — Wahrlich! die Alten verstanden's doch im Grunde weit besser, wie man das häusliche Leben genüßt und Abwechslung in seine Einförmigkeit bringt. Sie hatten ihre

Bohnenfeste, Spinnfeste, Heufeste, Erndtefeste, ihre Martensgans, Osterfladen, Kirmeßkuchen ꝛc. und tractiren sich da, wie sie sich freylich alle Tage tractiren konnten, was sie aber nicht thaten, damit das Fest — Fest bleibe. Wir wollen immer genüßen und genüßen am Ende Nichts mehr. Wir, haben so sehr alle Vorurtheile abgelegt, daß wir uns die besten Lebensfreuden weggeklügelt haben.

Mir fiel eben über dem Reden mit dem Amtmannspaare Rousseau und seine Iulie de Woldemar ein, die auch ihr Heiliges und Allerheiligstes im häuslichen Leben hatte und durch so manche Einschränkung ihr Leben zu würzen wußte. —

Das ist also Ihr Sale d' Apollon? sagte ich.

„„Nein, lieber E. Vom Apoll wissen wir hier auf dem Lande nicht viel. Es ist unsre Geburtstags-Laube, denn sie ward auf meines lieben R. Geburtstag eingeweyht. Aber ich führte ihm auch das Exempel von Rousseau an, und ich glaube bloß darum findet er's jetzt gut, daß die Laube etwas heilig gehalten wird. Die Männer wollen doch

immer gerne das Wort eines großen Mannes für sich haben.""

„Sie sagt mir's zwar jetzt zum erstenmal; aber vermuthlich hat sie's in meiner Seele gelesen, denn das kann sie meisterhaft. Ich aber auch in der ihrigen. Jetzt zum Beyspiel seh' ichs ihr an: sie mögte gern einen Spaziergang nach der Wiese machen. Wir haben auch Heu da liegen; und da denkt sie: es ginge besser, wenn sie einmal dabey gewesen sey."

Ich nahm sie beym Arm und Louise schlich sich an meine andre Seite. Sie hatte eine sehr hohe Idee von mir bekommen, weil mich Mama wie den Onkel behandelt und mir die Geburtstags-Laube decorirt hatte.

Als wir der Wiese nahe kamen, und ich den Gesang besser unterscheiden konnte, hörte ich eine ganz artige Melodie, und fragte, was die Leute sängen. Louise lachte über meine Unwissenheit und mischte sich in den Gesang; und — was meynst Du wol, was die Leute sangen? — Ich schreibe Dir keine Idylle, es ist buchstäblich wahr — sie sangen nichts Geringeres als das Vossische

„Wenn kühl der Morgen athmet"

und nach einer Melodie, die so recht für das lustige junge Volk gemacht war. Auch sangen sie das „Juchhey!“ daß man's auf eine halbe Stunde hören konnte.

„Aber in aller Welt! wie kommen die Bauern hier zu einem Vossischen Liede?“

„„Alles durch den Prediger und den Cantor sagte die Amtmänninn. Der Prediger sucht Lieder für die Leute aus; die Kinder lernen sie nach der Schule oder den Sonntag Nachmittag; die Erwachsenen hören zu, und die, die ihnen gefallen, werden ihnen abgeschrieben, und die Melodie lernen sie von den Kindern.““

Das heiße ich mir doch einmal einen Prediger, der auch ausser der Kanzel an seinen Leuten bildet. Wo wohnt — Aber da schlägt's wahrlich schon acht Uhr! Ich muß mich zur Kirche anziehn; sonst heißt's von mir: das heiß ich mir einen Pfarrer! Er schreibt Briefe, wenn er auf die Kanzel gehen sollte.

Ade, Lieber! Vergiß mir die Heloise nicht; ich habe von neuem Lust bekommen, sie zu lesen. Ade.

Miechen grüßt; sie kann heute nicht schreiben, weil sie ihren Putz zum Ball in Ordnung bringen muß. — Nu? Nu? Wer wird gleich so auffahren! Sie hat starkes Kopfweh und ich habe ihr alles Schreiben verboten. Vermuthlich hat sie mich aber reden lassen, und hat doch gethan, was sie wollte. —

5.

Lehnchen,
oder
die beste Art der Wohlthätigkeit gegen Dürftige.

Eine Geschichte von Sophie von La Roche.

Offenbach den 12. Apr. 1783.

Sie haben, schätzbarer Herr, meine Entschuldigung wohl aufgenommen, aber nicht als gültig angesehen; Sie erwiesen meinem so schnell hingeschriebenen Brief die Ehre, ihn, wie er war, in Ihr Journal einzurücken, und wünschten ferner Beiträge von mir; ich bin hiezu auch gern bereit, aber Zeit und Umstände fehlen mir wider meinem Willen. Doch, damit Sie sehen, wie gern ich Ihren Wunsch befriedige, so nehm' ich beiliegende Geschichte eines deutschen Bauermädchens und gebe sie Ihnen, so wie sie in den ersten Augenblicken aus meiner Feder floß, da mein Herz durch eine Aufforderung gerührt war, welche die ausübende Tugend an mich machte.

Die Damen zu Nyon im Canton Bern, haben eine Verbindung angefangen, in welcher sie die Bauermädchen von zehn bis zwölf Jahren versammlen, sie nüzliche Arbeiten lehren und ihnen dabei immer etwas vorlesen, was ihr Herz zu aufgeklärter Gottesfurcht, oder ihren Verstand zu verbesserter, kluger Ausübung der Pflichten und Arbeiten ihres Berufs führen kann.

Die von Namen und Seele edle Frau von Bousletten, Gemahlinn des Herrn Landvoigts von Nyon, wünschte von mir eine Erzählung, wie sie für Bauermädchen dieses Alters taugen könnte, und diese sollte dann in ihrem Hause ins Französische übersetzt werden, damit sie von den guten Kindern im Pays de Vaud gelesen werden könne.

Dieses Vertrauen einer edlen Bernerin, deren verehrungswürdige Frau Mutter von Watteville, eine der geliebtesten Freundinnen meiner verewigten Julie Bondely war, — für Schweizer Bauermädchen am Ufer des Genfer Sees — in Nyon, wo die würdige Madame Hartmann, älteste Jugend-Freundinn meiner Julie Bondely, auch einst als Frau Landvögtinn wohnte, in dem Schloß, aus dem Julie mir vier Briefe schrieb, wo man jezt Etwas von mir wünschte — die Ver-

einigung alles Dessen, was ich liebe: Freundschaft, Erinnerung einer der schönsten Gegenden von Gottes Erde, Ideen von der Schweiz, und Landleute, deren Stand ich so herzlich verehre — Antheil an einer edlen That und Nutzen für gute Menschen, meine Eigenliebe, Nächstenliebe und Liebe der Tugend — Alles das wurde in mir zugleich geweckt; und so entstand diese Geschichte, in welcher die Spinn-Anstalten für ein armes Dorf ganz wahr sind, und durch eine meiner geliebten Freundinnen ausgeübt werden, so wie auch mehrere einzelne Züge verschiedner Personen, selbst die des Tagelöhners, seiner Frau und Lehnchens, die würklich leben, nach der Natur gezeichnet wurden und die Faden zu diesem Werke gaben, die dann Möglichkeit der Nachfolge in andern Gegenden zu einem Ganzen vereinigte.

Es ist gewiß, daß in Holland, Braband und England eben so arme Leute sind, wie in unsern Gegenden; aber der National-Geist hat emsige Arbeitsamkeit und sorgliche Reinlichkeit so verbunden, daß die ärmste Hütte voll Ordnung und Sauberkeit ist; und da ein sehr großer Mann mir sagte:

„Der Wille des Menschen ist das größte Triebwerk in der moralischen Welt;"

so denk' ich immer, was Menschen dieser Classe, unter diesen Umständen, dort thun, das können Andre von der nämlichen Art, von dem Stande und Beruf in einer andern Ecke auch thun, wenn sie nur — wollen.

Lehnchen, die Tochter eines armen Taglöhners, wurde von der ersten Jugend an zur Arbeit und Frömmigkeit erzogen. Ihr Vater lehrte sie und ihre drey Geschwister an Sonn- und Feiertagen selbst lesen und schreiben; dabei schickte er sie fleißig zur Kirche in die Kinderlehre, und darauf mußte sich der ganze Unterricht seiner Kinder einschränken, weil er zu arm war, um das Schuldgeld für den öffentlichen Unterricht zu bezahlen. Die Mutter that auch das Ihrige, so gut sie konnte; jeden Morgen und Abend betete sie mit ihren Kindern um die Gesundheit des Vaters, um Arbeit und um gehorsame Herzen ihrer Kinder; sie gewöhnte sie dabei zum Fleiß, zur Sparsamkeit, zu allen den häuslichen Tugenden, die selbst im Stande der Dürftigkeit mit Ruhe und Zufriedenheit lohnen.

Lehnchen war gut und folgsam; kindlich liebte sie ihre Eltern, und keinen größern Wunsch kannte sie, als — auf irgend eine Weise, etwas zur Bequemlichkeit und Freude

ihrer Eltern beytragen zu können. Sie war neun Jahr alt; durch Arbeit konnte sie noch nichts erwerben, freudig übernahm sie daher das Geschäft eine Heerde Gänse zu hüten, die zwei reichen Bauern angehörte.

Ehrlichkeit und Treue waren Hauptzüge in ihrem Charakter, die sich selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten zeigten: so sammlete sie z. B. sorgfältig alle Federn, die ihre Gänse im Streit oder sonst verlohren, und brachte sie dann gewissenhaft eine Woche um die andere den beiden Bäuerinnen. Diese wunderten sich über den Einfall des Mädchens und sagten ihr, sie könne die Federn für sich sammlen, nur dürfe sie den Gänsen keine ausrauffen.

„O gewiß nicht! erwiederte Lehnchen, die Federn und die Gänse gehören ja Euch! und — wie könnt' ich den armen Thierchen auch weh thun! — —"

Einst fragte sie den Pfarrer: ob sie wol die Strohhalme und Holzstückchen auffammlen dürfe, die sie auf der Landstraße fände? —

„Das darfst du wol liebes Kind, war seine Antwort; aber — wozu willst Du das sammlen?"

Lehnchen. „Ey! das Stroh hilft zu unserm Dünger, und wenn ich im Sommer beim Hüten die Holzsplitterchen sammle, so darf mein Vater und der Bruder im Winter nicht so oft in die Holzhecke und frieren."

Pfarrer. Nun — so sammle in Gottes Namen; aber bleib nur hübsch auf der Landstraße!

Lehnchen. „Gewiß, lieber Herr Pfarrer!" — und freudig eilte sie von ihm.

Der Pfarrer ließ in der Gegend, wo Lehnchen hütete an dem Garten des Schultheiß einige Späne umherstreuen und das größte Holzstück nahe an die Hecke des Gartens legen, lauschte dann still hinter der Hecke, um zu sehen, ob sie wol gewissenhaft seiner Erinnrung folge.

Das gute Mädchen ließ ihn nicht lange warten; sie kam mit ihrer kleinern Schwester und dem jüngern Bruder, die ihr helfen mußten. Kein Fingerlanges Spänchen blieb liegen; ihr Bruder sah das größre Stück in der Hecke, hüpfte schnell über den kleinen Graben und bracht' es freudig seiner Schwester: sie nahm es und — trug es schweigend in die Hecke zurück; „Siehst du nicht, sagte sie, als sie zurück kam, zum Buben, der um das schöne Stück weinte, daß es zum Garten gehört?

Nur von der Landstraße sollen wir sammlen, hat der Herr Pfarrer gesagt."

Aber es ist ja Niemand da! sagte der siebenjährige Bruder. "So, Friede! hast du vergessen, daß Gott Alles hört und sieht, und willst Du den böse machen?" — —

Der Pfarrer hatte Alles gesehen und gehört, und es wohl bemerkt, wie gern Lehnchen das größre Stück behalten hätte; denn sie legte es traurig hin; aber er sah auch, daß sie freudig zurückging, weil ihr Herz froh war, dem Verbot gefolgt zu haben.

Eben so fleißig und achtsam war sie auch in der Erndte beim Aehrenlesen und im Herbst beym Nachsuchen in den Kartoffeln-Feldern. Im Winter erhielt sie oft Arbeit von den beyden reichen Bäurinnen; auch suchte sie fleißig Brunnenkresse und Feld-Salat.

Die Mutter spann grobes Garn, wozu sie das Werg von einer guten Frau aus der nahen Stadt erhielt, die einige Centner für die Armen dieses Dorfs gekauft hatte. Lehnchen hörte ihre Mutter Gott dafür danken, und sagte oft: o könnt' ich doch die gute Frau in der Stadt, die an die Armen auf dem Dorfe denkt, nur einmal sehen! — Nach einiger Zeit ward dieser Wunsch ihr gewährt; eine Weber-Frau, die mit gesponnenem Garn zu

der edlen Wohlthäterinn des Dorfes ging, erbot sich, sie mit zu nehmen; hurtig pflückte Lehnchen ein Körbchen voll Kresse und Feld-Salat und machte sich damit fröhlich in Gesellschaft der Weberinn auf den Weg.

Der Anblick der Stadt war neu für sie; sie wunderte sich über die vielen großen, schönen Häuser, erstaunte über die vielen Menschen, die so geputzt durch einander liefen, drängte sich ängstlich an ihre Begleiterinn, so oft ihr Jemand nahe kam, und nur ein offner Platz, der mit Bäumen bestanzt war, machte ihr Freude.

Jetzt hatte sie das Haus der Mad. B. (so hieß die wohlthätige Frau) erreicht; schweigend stand Lehnchen mit ihrem Körbchen auf dem Flur; mit schüchterner Neugierde irrten ihre Augen von einem neuen Gegenstand zum andern, und leise flüsterte sie dann ihrer Begleiterinn ihre Bemerkungen zu.

Nicht lange hatten sie gewartet, als sie zur Mad. B. gerufen wurden. Mit klopfendem Herzen folgte Lehnchen ins Zimmer. Als die Weberinn der guten Frau einige Nachrichten von ihr gegeben und es erzählt hatte, warum sie Lehnchen mitbringe, faßte sie Mad. B. liebreich an die Hand, und fragte

sie lächelnd: was sie dann mit ihrem Körbchen wolle?

„Den schenk' ich Euch voll Kresse und Salat, weil Ihr meiner Mutter zu spinnen gebt" sagte Lehnchen mit freundlich verschämtem Blick, und eine helle Röthe flog ihr über die Wangen.

Mad. B. Hast Du die Kresse dann selbst gepflückt?

Lehnchen. O ja in recht schönem Wasser.

Mad. B. Kannst Du auch spinnen?

L. Nein! die Mutter sagt: zum Werg-Garn müssen es große Leute seyn.

Mad. B. Mögtest Du aber wol was arbeiten?

L. Ach! recht gern! gute Frau!

Mad. B. führte sie in das Zimmer, wo ihre Cammermagd und Haushälterinn strickten und näheten.

Mad. B. Sieh einmal! So macht man Strümpfe und so die Hemden.

Lehnchen sah aufmerksam nach der Strickerinn; denn „nähen — sagte sie — kann meine Mutter auch, und lehrt mich's einmal; aber die Stadtarbeit des Strumpfmachens mög't ich wissen" — und leise faßte sie den Faden an. „Ach — sagte sie zur Weberinn — wie ist der Faden so weich und warm!"

„Das ist Baumwolle; willst Du die spinnen lernen?" sagte die gute Frau B.

Lehnchen. O gern — recht gern, liebe Frau!

Jetzt gab Frau B. einen Befehl, ließ von der Haushälterinn das Garn abwägen und nahm Lehnchen mit sich in den obern Stock, um ihr das große Haus zu zeigen. Lehnchen folgte, bemerkte Alles mit Bewunderung, am begierigsten eilte sie aber zu den Fenstern, die von drey Seiten nach der Straße zu gingen. Traurig kehrte sie aber wieder um.

Mad. B. Mädchen, was fehlt Dir?

L. Ey du lieber Gott! Da ist ja nirgend kein Acker und keine Wiese zu sehen!

Mad. B. Ja, liebes Kind! das hat man in der Stadt nicht.

L. Ach! ihr solltet es haben: gute Frau! das ist doch schöner wie die Häuser!

Mad. B. Du hast Recht, gutes Mädchen! aber der liebe Gott wollte nun, daß Menschen in den Städten und andre auf dem Lande wohnen und arbeiten und gut seyn sollten

L. O — ich bin lieber auf dem Lande! — —

Nun kam Nachricht, daß die Frau mit dem Spinnrad da sey, und Mad. B. nahm

Lehnchen mit in die untere Stube und sagte zu ihr: „Sieh, da ist Baumwolle, aus der diese Frau Garn spinnt, das so weich ist und so warme Strümpfe gibt — willst Du das lernen?"

„O ja liebe Frau!"

Die Spinnerinn mußte spinnen; Lehnchen sah das aufmerksam an und bemerkte und begriff alles so gut, daß sie in einer halben Stunde auch Baumwolle spinnen konnte.

Mad. B. schenkte ihr ein Rad und Baumwolle; mit Entzücken drückte Lehnchen das Mädchen an ihr Herz und sagte: „o mein Gott! wie froh bin ich! Nun setz ich mich hin zu meiner Mutter und spinne mit ihr den ganzen Tag. — —

Mad. B. freute sich über das Mädchen; gab ihr ein kleines Geschenk für ihre Eltern und fragte sie, ob dann ihre Geschwister schon etwas gelernt hätten?

L. Ach! die sind kleiner wie ich; aber mein Bruder hütet Ochsen und Bärbgen sucht Späne und Stroh vom Wege.

Mad. B. Was will denn Dein Bruder werden?

L. Ich weiß nicht; aber ich wollt', er würde Gärtner und Zimmermann.

Mad. B. Warum wolltest Du das? Er kann nicht Beydes seyn.

L. Ja! dann pflanzte er im Sommer Bäume und im Winter bauete er des Vaters Haus, das jetzt einfallen will.

Frau B. brach nun das Gespräch ab; sie versprach Lehnchen, in acht Tagen zu ihren Eltern zu kommen und zu sehen, was sie unterdeß gesponnen habe. Zugleich gab sie ihr eine Schüssel voll gutes Fett in ihr Kressen-Körbchen, und sagte: sie solle ihr alle Woche ein Körbchen voll Kresse und Feld-Salat mit den Markt-Leuten schicken, aber auch alle Woche davon zu einem Gemüs für ihre Eltern und Geschwister pflücken und mit diesem Fett zubereiten, weil es ein sehr gutes und gesundes Gemüs sey.

Die Weberinn bekam darauf das Garn zum Verarbeiten zurück, mit einer neuen Menge Flachs und Geld für Spinnelohn. Lehnchen hatte unterdeß immer fortgesponnen, bis sie gingen; dann sprang sie auf, nahm ihr Pack Baumwolle in den Arm, mit der andern Hand das Rädchen, ließ sich damit auf die Karre heben, legte Rad und Baumwolle auf ihren Schooß, das Körbchen zur Seite und fuhr fröhlich zurück. —

Wie schätzbar ist dies neunjährige Mädchen, sagte Mad. B. — daß es so getreu an der Bestimmung Gottes hängt. Aecker und Wiesen sind ihm der schönste Anblick, und Arbeit die süßeste Freude seines Lebens! Gewiß! Gott muß dies gute Geschöpf mit väterlichem Wohlgefallen ansehen.

Lehnchen konnte es vor freudiger Ungeduld kaum aushalten, ehe sie das Dorf erreichte, und kaum sah sie die Hütte ihres Vaters, so rief sie schon: Mutter! Mutter! ich kann auch spinnen und Brod verdienen! — Aengstlich bat sie den Fuhrmann, ihr doch ja nicht das Rad zu zerbrechen; eilte dann schnell zu ihren Eltern, setzte ihr Mädchen vor sich hin und zeigte ihnen, während des umständlichen Erzählens von Allem, was sie in der Stadt gehört und gesehen hatte, mit der innigsten Freude ihre neuerlernte Kunst. Freudenthränen rollten den guten Eltern über die Wangen, und ihr gerührtes Herz floß über in lauten Segnungen der edlen Wohlthäterinn, die sich ihrer und ihres Kindes so mildthätig annahm.

Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht saß Lehnchen nun hinter ihrem Rocken und wartete mit Sehnsucht auf die Ankunft ihrer lieben Frau B. Sechs Tage waren schon

vorüber; Lehnchens Mädchen hatte wacker gerollt und Morgen hoffte sie ihrer Wohlthäterinn die Früchte ihres Fleißes zu zeigen. Sie hofte nicht umsonst; Frau B. hielt Wort und kam am siebenden Tage mit dem Pfarrer in des Taglöhners Haus; freudig hüpfte ihr Lehnchen entgegen, erzählte ihr, wie viel sie gesponnen habe, und erhielt von Mad. B. das Lob eines fleißigen Mädchens; das Garn ward gewogen und das versprochne Geld dafür ausgezahlt. Sie besah hierauf das Haus, bemerkte viel Baufälliges darinn, ließ einen Zimmermann kommen, und übertrug dem die Ausbesserung. Dann nahm sie Lehnchen bei Seite und frug, ob sie heute das Haus schon ausgekehrt habe.

Nein, liebe Frau; Meine Mutter kehrt alle Sonnabend aus." Hör' Lehnchen, sagte Mad. B. Deine Mutter hat für euch drey Kinder, für den Vater und im Haushalt viel zu thun, da kann sie nicht oft kehren; Du kannst es alle Tage; da ist auch nicht viel Unrath, das braucht nicht viel Mühe, und kann leicht alle Morgen geschehen; dann wasch' Dich geschwind und geh zum spinnen; sieh einmal die schöne weiße Wolle und Deine unsaubren Hände!

Lehnchen schämte sich; nach einigem Schweigen sagte sie: ich habe keine Seiffe, wie die reiche Bäurinn ihrer Marie gibt; die kann freilich wol saubere Hände haben!

„Dazu kann Rath werden! Friede und Bärbchen können Dir das verschaffen." Lehnchen sah sie mit großen Augen an. Sie hielt sich, weil sie älter war, in Allem klüger, als ihre jüngern Geschwister; und auf Einer Seite hatte sie auch wol nicht Unrecht; wenn die ältern Geschwister immer gut und gehorsam wären, so wüßten sie immer mehr, als die jüngern, und könnten sich darüber freuen, daß sie schon arbeiten, die jüngern Etwas lehren und den Eltern helfen könnten. Mad. B. las Lehnchens Gedanken in ihren Augen, und sagte ihr dieses; setzte aber hinzu: ich will Dir zeigen, daß Deine jüngern Geschwister Dir nutzen können.

„Ich habe in dem kleinen Graben am Wege viele wilde Castanien bemerkt, diese sollen Dein Bruder und Deine Schwester auflesen; Deine Eltern schälen sie einmal des Abends ab, und ich schicke Euch kleine Reibeisen, auf denen reiben sie denn Deine Geschwister, und mit diesem Mehl kannst Du nicht nur Deine Hände recht rein waschen, sondern Deine Mutter kann es auch, wenn

sie es im Wasser verkocht, zu ihrer Wäsche vortrefflich statt der Seiffe gebrauchen."

Der Rath wurde dankbar angenommen und gleich ausgeführt. — Mad. B. lehrte sie dann auch noch auf eine andre Art die Castanien zu nützen: Sie verschaffte ihnen nämlich ein Faß, in dieses mußten sie die abgeschälten Castanien, in kleine Stücke zerschnitten, werfen, Wasser darauf gießen und das dann täglich ein paarmal umrühren. „Wenn sich nun das Mehligte von den Castanien gesezt hat, sagte sie, so laßt das Wasser ablaufen, und gießt frisches darauf, bis die Stückgen alle geschmolzen sind und nichts bittres mehr haben; dann gebt es euren Schweinen und Hünern; Ihr sollt sehen, wie gut es ihnen thut."

Lehnchens Mutter freuete sich über diese Anweisung; und Lehnchen selbst folgte pünktlich jeder guten Erinnrung, die ihr Mad B. liebreich gab. —

Lehnchen hatte eine Freundinn, von der sie herzlich geliebt wurde, und mit der sie jedes Spiel und jede Freude theilen mußte, wenn sie selbst Vergnügen daran finden wollte; sie hieß Marie und war die Tochter einer der reichen Bäurinnen, deren Gänse Lehnchen gehütet hatte. Einst kam diese voll Freuden

zu

zu ihr und sagte: Hör' Lehnchen! ich habe von meiner Mutter eine eigene Bruthenne erhalten; wenn diese nun ihre Küchelchen ausgebrütet hat, so schenk' ich Dir drey davon, die kannst Du dann leicht aufziehen, denn im Sommer ernähren sie sich selbst und im Winter giebst Du ihnen das Castanien-Mehl, das Dich die gute Frau aus der Stadt bereiten lehrte? nicht wahr Lehnchen, das macht Dir Freude? — — O liebe Marie! war ihre ganze Antwort, und freudig lief sie zur Mutter, um ihr zu erzählen, was die gute Marie ihr versprochen habe „dann bekomm' ich Eyer, „sagte sie entzückt, und die verkauf' ich, und — —"

„ Ja, erwiderte die Mutter, die Hüner „legen aber nicht viel Eyer, wenn man ih„nen keine Gerste gibt, und wo willst Du die „erhalten? Dein Vater hat kein Feld, um „welche zu säen, und Du kein Geld, um wel„che zu kauffen — —„

Ach! rief Lehnchen bestürzt und die Hälfte ihrer Freude war weg; aber das gute nachdenkende Mädchen hoffte auf die Güte des Pfarrers, auf die thätige Liebe ihrer Freundinn Marie und auf ihren eignen Fleiß, und

so — dachte sie — wird doch noch Alles gut gehen!

Eine schiefe Ecke, welche längs der Straße an der Hütte ihres Vaters ungenutzt lag, wurde jetzt der Gegenstand ihrer Wünsche und Hofnungen; mit diesen Gedanken war sie in der Kirche und überall; aber doch hatte sie nicht den Muth, davon zu reden, bis es endlich der gute Pfarrer in der Kinderlehre einst bemerkte, daß Lehnchen ihn mehr als sonst und zwar auf eine Art ansehe, die es deutlich verrieth, sie habe Etwas auf dem Herzen, das sie ihm gern mittheilen mögte, aber sich nicht zu entdecken getraue. Er sagte daher zu ihr, sie solle nach der Kinderlehre auf ihn warten, weil er sie um Etwas fragen wolle; den guten Mädchen überraschte das; sie errieth sehr bald die Veranlassung; Furcht und Hoffnung beunruhigte sie und helle Thränen rollten aus ihren Augen, so daß auch die andern Kinder glaubten, sie habe etwas Böses gethan und fürchte nun einen Verweis zu erhalten; sie hätten auch gern zugehört, als nachher der gute Pfarrer mit ihr redete, aber sie mußten sich entfernen, und dann frug er liebreich das traurige Mädchen, was ihr fehle, und warum sie weine? — Das gute Kind schluchzte laut vor Rührung über die Freund-

lichkeit des lieben Herrn, und erzählte ihm endlich mit treuherziger Offenheit: sie habe schon lange ihn bitten wollen, Er solle doch machen, daß der Herr Amtmann ihr das Fleckchen an ihres Vaters Hause zu einem Gersten-Aeckerchen für ihre Hüner geben möge, die Marie ihr schenken wolle, damit sie Eyer verkaufen könne. Er versprach es ihr, für sie zu bitten und erhielt auch wirklich von dem Menschenfreundlichen, die armen Unterthanen liebenden Amtmann die Erfüllung ihres bescheidenen Wunsches.

Wer war nun froher als Lehnchen! Emsig trug sie alle Steine von dem Fleck, reinigte ihn sorgfältig von allem Unkraut, lokkerte dann die Erde, wozu der Vater ihr half — überrechnete während der Arbeit, wie viel Halme wol darauf wachsen könnten und wie viel Gerste sie wol davon erndten werde — sträuete dann die Körnchen, die Mariens Mutter ihr schenkte, voll Hoffnung aus und — fertig war das Gärtchen, das sie nun mit unbeschreiblicher Freude ansah und das der Pfarrer jetzt mit einer Hecke von dünnen Reisig umkränzte; alle Dorfleute sahen nach Lehnchens Gerstenacker und lächelten über den kleinen Fleck — sie aber dankte Gott, als sie die ersten Keime sah.

Das gute Mädchen hatte nun auch den Winter hindurch so viel Baumwolle gesponnen, daß man ihr für das Geld eine recht ordentliche Kleidung kaufen konnte. Lehnchen hatte dies oft einigen ihrer Gespielinnen gesagt, um sie dadurch auch zum Spinnen zu ermuntern; aber sie konnte sie nicht dazu bewegen. Da sie nun Lehnchen in ihrem saubern Kleide sahen, wurden sie verwundert und ein bißchen neidisch.

„Ey, wie bist Du geputzt! wer hat Dir „das schöne Kleid geschenkt?"

Lehnchen war nur eilf Jahr alt, aber sie wußte, daß es weit besser ist, wenn der gesunde Arme sein Kleid und sein Brodt sich durch eignen Fleiß erwirbt, als wenn er sich Alles schenken läßt; sie sagte also ganz ernsthaft: Es hat mir Niemand Etwas dazu geschenkt, es ist von dem Gelde gekauft, das ich mir mit Wollspinnen verdiente; wenn Du hättest lernen wollen, Lise, so könntest Du jetzt auch einen neuen Rock und ein hübsches Wämsgen haben.

Nun wollte Lise gleich am Montag kommen und lernen, aber Lehnchens Mutter sagte sehr vernünftig: „Wir können die Baum„wolle, die noch von der guten Frau da ist,

„nicht verzupfen und verderben lassen, wie „das bey Anfängerinnen geschieht."

Lehnchen sah wol ein, daß ihre Mutter Recht habe; aber das gute Mädchen trauerte um Lise, die nun den andern Tag vergebens kommen und nichts lernen werde: sie besann sich ein Weilchen, lief dann eilig zur Frau Pfarrerinn, erzälte dieser, „daß Lise gern von ihr das Baumwollspinnen lernen mögte, um auch so einen Rock zu bekommen, daß aber die Mutter keine Baumwolle von der guten Frau verderben lassen wolle und nun könne die arme Lise nichts lernen, wenn Sie ihr nicht etwas Baumwolle schenken wolle."

Ja Lehnchen, antwortete die Pfarrerinn, „Du sollst welche haben, weil du so gut „und freundlich gegen Lise bist."

Lehnchen. Ach, liebe Frau, Lise ist auch arm und ihr alter Rock wird ihr so eng' und so klein, daß sie ihn kaum mehr tragen kann; vom Spinnen kann sie sich bald einen neuen kauffen.

Pfarrer. Freuet Dich denn das, gutes Kind?

Lehnchen. Ja wohl freuet mich's, Herr Pfarrer! Nun will ich auch machen, daß Lise recht fleißig ist!

Pfarrer. Aber was wirst Du dann anfangen, wenn Lise spinnt? dann hast Du ja kein Mädchen? —

Lehnchen erschrak; daran hatte sie nicht gedacht! Wehmüthig und schweigend sah sie das kleine Packet Baumwolle an, das ihr die Frau Pfarrerinn gegeben hatte — „Ach du lieber Gott — rief sie endlich mit Thränen aus — ohne Spinnen kann ich nicht leben!"

„Sey ruhig, Lehnchen! sagte der rechtschaffene Pfarrer, den die peinliche Verlegenheit des guten Mädchens rührte; lehre „nur Morgen Deine Lise fleißig spinnen, und „dann will ich schon dafür sorgen, daß sie „auch bald ein Rad erhält; geh jetzt mit meinem Segen nach Haus und freue Dich, daß „Du, weil Du was gelernt hast, Deine „arme Freundinn nun auch geschickt und fleißig machen kannst; wenn Du gleich noch „jung und arm bist, so ist es doch, als ob „Du Lisen den neuen Rock schenktest, da Du „sie lehrst durch Arbeit sich Geld erwerben.„

Lehnchen war nun getröstet und freuete sich über den Segen und die freundlichen Worte des lieben Pfarrers, und mit Eifer und Geduld gab sie ihrer kleinen Freundinn den versprochnen Unterricht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0186
DFG

Unterdeß schrieb der Herr Pfarrer an die wohlthätige Frau B und gab ihr von Lehnchens bisherigen Betragen und von allen den schönen Zügen der Unschuld und Gutmütigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens die genaueste Nachricht.

Mad. B. überraschte bald darauf ihren Liebling mit ihrem Besuch, brachte für Lise ein Rad und Baumwolle mit, sorgte noch für einige Verbeßrungen im Haushalt der kleinen Familie, der sie sich bisher so gütig angenommen hatte, und nahm dann Lehnchen — welche Freude für sie! — mit in die Stadt, wo sie stricken lernen sollte.

Das Strickzeug kam nun nicht aus Lehnchens Händen; sie war dabei fleißig und achtsam auf Alles, was man ihr sagte und sie lehrte. Am Abend mußte sie gewöhnlich zur Mad. B. ins Zimmer kommen, wo diese dann untersuchte, ob sie gut und ordentlich gearbeitet habe; zugleich zeigte sie ihr auch ihre eignen Arbeiten, womit sie sich den Tag über beschäftigt hatte und dann ermunterte sie das gute Kind zum fernern Fleiß. „Alles was „lebt, sagte sie oft, muß für seine Erhaltung „arbeiten und unaufhörlich thätig seyn, et„was Gutes auszurichten — Aus der Bibel „wirst Du es gelernt haben, daß Gott selbst

„beständig wirksam ist; Seine Engel leben in „ununterbrochner Geschäftigkeit, Seinen heili„gen Willen zu vollziehen; wollen die Könige und „Fürsten von Gott und Menschen geliebt seyn, „dann müssen sie ihre Regentenpflichten auch „treu erfüllen und für das Wohl ihrer Unter„thanen redlich sorgen und thätig wirken; ge„haßt und verachtet werden Die, die das „vergessen; zur Arbeit hat Gott jeden Men„schen, vom Fürsten an bis zum Niedrigsten im „Volk, geschaffen, und Rechenschaft — ge„naue Rechenschaft sollen wir Alle einst dem „Allwissenden geben von der Anwendung einer „jeden Minute; o — wehe Dem, liebes Kind, „der dann vor dem Richter verstummen muß, „wenn ers schrecklich fühlt, wie unzählig viel „er muthwillig verschleuderte! — —"

Lehnchen zitterte bey diesen Worten; die Wärme, mit der Mad. B. dies sprach, drang bis in ihr Innerstes und aus der Fülle ihres Herzens gelobte sie es mit gefaltenen Händen und mit Thränen im Auge, nie eine Minute muthwillig zu verschleudern, sondern jeden Augenblick so weise und gut anzuwenden, als es ihr möglich sey.

Zu einer andern Zeit sagte Mad. B. zu ihr: sie solle nur einmal Acht geben auf die Thiere, wie auch da Alles so unaufhörlich ge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0188
DFG

schäftig sey und für seine Nahrung selbst sorge; auch von ihnen könne sie lernen, daß Gott ordentliche Arbeit und Häuslichkeit liebe, da die Vögelchen so sorgfältig Federn, Strohhälmchen, Moos und kleine Reiser zusammensuchen, um ihr Nest damit zu bauen — die Bienen aus viel tausend Blumen den Wachs und den Honig saugen und in ihre Zellen tragen — die Seiden- und andre Raupen sich ihre Gehäuse spönnen — die Schnekken ihre Schalen selbst baueten und ausbesserten, wenn sie zerbrächen ꝛc. ja, daß selbst die Erde in beständiger Arbeit sey, indem sie für alle die unzähligen Kräuter, Pflanzen, Stauden, Bäume und Gewächse den Nahrungssaft bereite und zuführe —

Lehnchen hörte das Alles mit Aufmerksamkeit und Vergnügen an, und ihr Herz liebte Gott und die Arbeit immer mehr und mehr. Dann erzählte ihr auch Mad. B. daß weit von Deutschland, wo sie wohnten, in Spanien und Frankreich, auch Landleute wären, von denen zwar Manche unordentlich und im Müssiggang lebten, die sich aber dadurch ganz, wie bei uns, in Armuth und Elend stürzten, daß es aber auch dort viele gäbe, die sich durch Fleiß und gute Wirthschaft

ein bequemes und angenehmes Leben verschafften, daß besonders die Weiber und Mädchen dort sehr fleißig wären; neben der Feldarbeit näheten, strickten, spönnen sie und besorgten den Haushalt; trügen sie Milch, Butter, Obst oder Gemüse in die Stadt, dann gingen sie mit ihren Körbchen auf dem Kopf, reinlich und ordentlich gekleidet, Einige von ihnen strickten, die Andern hätten eine Kunkel im Gürtel und spönnen an der Spindel den ganzen Weg, damit kein Augenblick verlohren gehe und Alle sängen dabey fröhliche Lieder; die Fremden, die diese fleißigen Mädchen sähen, wünschten oft: wenn doch überall die Bauermädchen so gut und fleißig wären! —

Lehnchen sah Mad. B. aufmerksam an; die gute Frau sagte: „Glaubst Du nicht, daß solche Bauermädchen von Gott und Menschen vorzüglich geliebt werden?"

Lehnchen. O gewiß! Ach, ich mögte in dem Lande wohnen!

Mad. B. Das hast Du nicht nöthig, liebes Mädchen; wenn Dein Herz Freude daran hat, Gott und Menschen zu gefallen und Dich immer als ein gutes Mädchen zu beweisen, so kannst Du dies in Deinem Dorfe eben so gut.

Mad. B. ging und holte Bilder, welche sie Lehnchen zeigte: auf einem war eine junge Spanische Bäurinn, welche mit ihrem Spinnrocken unter einem Baum saß, während eine Ziege sich an der Hecke ätzte. Ein anders zeigte die Schaafhirten bey Bayonne, welche sich gewöhnten in dem hohen Ginster auf Stelzen zu gehen, um ihre weidende Schafe übersehen zu können, sich dann an einem Baum lehnen und fleißig Strümpfe strikken.

Mad. B. Sieh Lehnchen! Wenn ich Euch nun eine Ziege schenkte, und es wäre in Deinem Dorfe nichts anders zur Weide der Ziegen erlaubt, als die Blätter der Hecken, und Du müßtest dann Acht geben, daß das Thierchen auf keinen verbotenen Ort ginge, und du hättest dann Dein Strickzeug und wärest so fleißig, wie diese Spanische Bäurinn mit ihrem Rocken — wäre das nicht schön?

Ja, das wäre recht hübsch! antwortete Lehnchen treuherzig — Mad. B. schenkte ihr das Bild, versprach ihr, daß sie eine Ziege bekommen und daß sie von ihr die Kräuter kennen lernen solle, welche die Ziegen gern essen und die den andern Thieren schädlich oder unangenehm wären.

Lehnchen freuete sich über das Alles und sagte: „o wenn wir die Ziege haben, so kann mein Bruder Friede auf die Kräuter Acht geben, Bärbchen kann Späne suchen und ich stricke dann und sehe darnach, ob sie's auch recht machen."

Mad. B. Gut, liebes Kind! Mach Du es nur immer wie es die guten Mädchen in den Städten machen.

Lehnchen. Was thun denn die, liebe Madame? (sie horchte hoch auf.)

Mad. B. Wenn man diesen sagt, was die guten Mädchen an andern Orten Gutes lernen und arbeiten, dann wenden sie den größten Fleiß an, eben das zu lernen und suchen sie in Allem nachzuahmen, was sie Gutes von ihnen hören.

Lehnchen. Ey, Madame! das Land, wo das Bauermädchen bey der Ziege spinnt, ist ja weit von hier und ich will ja auch bey unsrer Ziege stricken — — ?

Mad. B. Gut, liebes Mädchen! Wenn Du so bleibest, so will ich auch ferner für Dich sorgen. Dich, je größer Du wirst, immer mehr gute Sachen lehren, daß Du ein recht geschicktes und fleißiges Mädchen wirst, das Engel und Menschen recht lieb haben.

Lehnchen reichte Mad. B. die Hand, sah innig dankbar sie an und blickte auch auf gen Himmel. Mad. B. winkte ihr liebreich zu und sagte noch:

„Ja, liebes Kind, wenn uns Gott gesund „aufwachsen läßt, so mögt er, daß wir Alle „recht geschickt und gut werden, und daß wir „immerfort suchen alles das Gute zu lernen „und auszuüben, was wir an unsern Neben„menschen bemerken. Gleich vornehm und „reich können nicht alle Menschen seyn, aber „gut und fromm, und dadurch dem lieben Gott „angenehm und werth — gutes Lehnchen — „das kannst und sollst Du eben so sehr seyn, „als der reichste und mächtigste König; ich „will Gott bitten, daß er Dich immer zum „Guten leite, daß Du mit jedem Tage immer „klüger, frömmer und besser wirst."

Ich will Ihn auch darum bitten — sagte Lehnchen voll Unschuld und Rührung, drückte dabey der Mad. B. herzlich die Hand und ging dann voll frommer Vorsätze, leise betend, auf ihr Zimmer zurück.

Lehnchen konnte nun stricken und wurde daher wieder zu ihren Eltern gebracht; zugleich bekam sie auch einen Vorrath Baumwolle zum spinnen und gedrehtes Garn zum Strumpfstricken, weil Mad. B. sagte: bei

Regen-Tagen solle sie spinnen und bei schönem Wetter, wenn man überall in die gesunde Luft gehen könne, mit ihren Geschwistern Späne suchen und dabey fleißig stricken.

Sie wollte nun auch Wort halten und den Kindern eine Ziege kaufen; da entstand aber die Sorge um ein Ställchen für das Thier. —

„Ja, sagte Mad. B., ich könnt' Euch „schon einen Rath geben, liebe Kinder, „wenn Ihr mir folgen wolltet?" — —

Gewiß, gewiß! wir folgen! riefen Lehnchen und Friede voll Freude:

„Nun so macht es, wie ich von Bauer„kindern in England sah, wo der Vater „auch arm war und kein Holz zum Dach „über seinen Karrn kaufen konnte — da „flochten die Kinder Strohflechten und die„se wurden zusammen befestigt, bis das „Stück groß genug war, um den Karrn „zu decken; dann nagelte der Vater das „eine Ende an die Hütte, band das andre „an zwey Pfosten und fertig hing da sein „leichtes gutes Dach, zu dem ihm seine „fleißigen Kinder geholfen hatte. Wollt „Ihr nun auch solche Strohflechten ma„chen, so will ich Euch das Stroh kau„fen, so viel zu dem Dach und den drey

„Wänden des Ställchens nöthig ist; denn „es muß auch wol am Haus fest gemacht „werden."

Wie freueten sich die guten Kinder! Der Platz ward gleich ausgesucht und Mad. B. sagte, als sie die Höhe abmaß: „Lehnchen! „dort oben kannst Du auch einen Platz für „Deine Hüner erhalten und gewinnest also „doppelten Vortheil!" Sie gab ihnen darauf Geld für Stroh, munterte sie zum Fleiß auf, damit sie ihre Ziege bald bekämen und reisete dann wieder zurück.

Die guten Kinder und ihre Eltern waren nun emsig daran, das Ställchen sobald wie möglich fertig zu machen; sie förderten auch ihre Arbeit so gut, daß es bald recht artig da stand. Der Herr Pfarrer, welchem Mad. B. das Geld für die Ziege zurückgelassen und den sie um Besorgung der Erlaubniß vom Herrn Amtmann gebeten hatte, kam von Zeit zu Zeit nach der Arbeit zu sehen und sorgte dann gütig dafür, daß die Kinder schon den ersten Abend eine Suppe von der Milch ihrer Ziege essen konnten; zugleich lehrte er sie auch nach dem Wunsch der Mad. B. einige Kräuter kennen, welche die Ziegen lieben und die von guten Landwirthen aus ihren Wiesen und

Gärten verworfen werden, z. B. wilder Hahnenfuß, Schierling und Wolfsmilch.

Der rechtschaffne Mann und alle wohlgesinnte Dorfleute hatten herzliche Freude daran, wenn sie die drey Geschwister mit ihrer Ziege fröhlich zu den Hecken und Anhöhen treiben sahen, wo der Knabe dann zugleich sein Körbchen voll Laub und Kräuter sammelte, Bärbchen ihr Schürtzchen voll Reisig und Späne suchte und Lehnchen mit ihrem Strickzeug in der Hand die Aufsicht über sie führte.

Mad. B. hatte Lehnchens Gerstenacker auch gesehen und ihr aufgetragen, wenn die Halme gut ständen, ein Paar für ihre Mädchen zu bringen, die so gern Gersten-Suppe äßen und noch keine Gerstenähren gesehen hätten. Lehnchen vergaß es nicht und ihre Mutter sagte: Nimm auch noch andre Aehren dazu, da können sie auch Korn kennen lernen und ich schicke der guten Frau auch den ersten Käse von unsrer Ziege.

Lehnchen eilte gleich zu der Mutter ihrer Freundinn Marie und erbat sich zu ihrem Strauß von ihr die übrigen Aehren, und die freundliche Bäurinn gewährte ihr gern die bescheidene Bitte. Sie wählte also Korn-Waizen-, Gersten- und Hirseähren, band rothe

the und blaue Kornblumen dazwischen und wanderte dann damit frisch und wohlgemuth zu der guten Frau in die Stadt. Dieser zeigte sie darauf, was sie gestrickt und gesponnen hatte und überreichte ihr dann mit freundlich verschämtem Blick den schön gebundenen Strauß.

Mad. B. nahm liebreich ihn an, führte sie dann zu ihren Töchtern und wollte, daß ihnen Lehnchen selbst den Unterschied der Aehren sage und nach ihrer ländlichen Kenntniß davon erzäle. Das gute Mädchen folgte, legte den Strauß auseinander, sagte ihnen: wozu man jede Art von Korn gebrauche, und erzählte dann ferner mit unschuldiger Geschwätzigkeit, wie groß die Felder des reichen Bauern seyn, von denen sie die Aehren gesammlet habe, und daß ihr Vater im Winter ihm dreschen und im Sommer ihm Korn schneiden helfe u. s. w.

„Aber — fragte darauf Mad. B. — „was macht Ihr dann mit den schönen rothen „und blauen Blumen?"

Lehnchen guckte sie an und lachte freundlich! „Ey! die sind schön im gelben Korn! — Aber der Bauer hat doch geschmält, wie so viel rothe in dem halben Acker waren."

Mad. B. Der Bauer hat Recht: es würde ihm mehr genützt haben, wenn es so viel Aehren gewesen wären; Aber Lehnchen! Gott hat doch die Blumen für die guten Bauerleute wachsen lassen. Du weißt es ja, wie heiß das Wetter zur Zeit der Erndte ist und wie oft die Arbeiter von der stechenden Hitze Kopfweh und kranke Augen bekommen: da hat nun der liebe Gott den Blättern dieser rothen Blumen einen gesunden Saft gegeben, welcher kühlt und das Kopfweh lindert; und eben so hilft auch der Saft der blauen Blumen den kranken Augen der Schnitter wieder zurecht.

Lehnchen, die alle Blumen weggegeben hatte, nahm bey dieser Unterredung wieder von jeder eine in die Hand, sah, wenn Mad. B. Gott nannte, mit gerührten Blicken auf die Blumen und sagte endlich, indem sie ganz leise ein Blättchen berührte:

„Aber liebe Madam, wie bringt man den „Saft heraus?"

Mad. B. Gut, liebes Mädchen, daß Du das wissen willst! Ich komme einmal auf das Dorf, und lehre Deine Mutter, wie man das macht; wenn Du gut bleibst und groß bist, so lernst Du's auch.

„Gewiß bleib' ich gut!" antwortete Lehnchen mit einem Auge voll Dankbarkeit, und setzte freundlich hinzu:

„Dann geb' ich's im Sommer den Leu„ten, die Kopfweh haben und denen es in den „Augen brennt und sticht."

„Gutes Mädchen!" — erwiederte Mad. B. sie bey der Hand nehmend — „Gott seg„ne Dich, daß Du gleich an Deinen leiden„den Nächsten denkst. Ich verspreche Dir, „Du sollst Alles lernen, was ich zum Nutzen „des armen Landmanns erfahren kann; ich „hoffe, Du sollst einmal in Deinem Dorfe „gesegnet werden, wie ich Dich segne."

Lehnchen faltete ihre Hände; ihre Wangen glüheten und ihr reines blaues Auge, voll Unschuld und Seele, blickte mit unaussprechlicher Liebe auf die gute Mad. B.

Diese ging darauf zu einer Schieblade, aus welcher sie Garn und recht schönen Flachs holte:

„Sieh, Lehnchen, ist dies nicht ein „recht schöner Faden und recht schöner Flachs?"

Lehnchen. Ja wohl, liebe Madam! denn es ist gelb wie das Korn auf dem Felde.

Mad. B. Gutes Kind der Natur! Du hast wol Recht die Farbe des Korns für schön zu halten. Aber würd' es Dich nicht

freuen, Lehnchen, wenn Du ohne Geld und ohne Acker, nur durch Deinen Fleiß mit Deinem Bruder und Deiner Schwester viel, viel von dem schönen Flachs sammlen könntest?

Lehnchen. Gott! das müßte mich wol freuen! Aber — bey dem Flachs hat man keine Nachlese.

Mad. B. Das weiß ich wol; aber diesen Flachs kannst du doch holen.

Lehnchen. Wo wächs't er dann, liebe Frau?

Mad. B. An den Zäunen und an den Hecken Eures Gemeinde-Waldes.

Lehnchen. Ja — da gehört er der Gemeinde! — Aber — ich habe doch nie da Flachs gesehen?

Mad. B. Ich glaub' es, liebes Kind! denn sieh, der weiche schöne Flachs ist von Brennnesseln.

Lehnchen. Von Brennnesseln? — Mit Verwunderung sah sie bald auf Mad. B. bald auf den Flachs und das Garn, und brannte vor Begierde nach Erklärung des ihr unbegreiflichen Räthsels.

Mad. B. fuhr fort: Was ich Dir sage: von Brennnesseln wird er bereitet. Sieh! wie gut der liebe Gott für die fleißigen Armen auf alle Weise sorgt! der reiche Bauer hat

freylich viele Aecker, die er anbauet und die ihm Nahrung und Bequemlichkeit verschaffen; aber dem Armen bleibt doch noch Vieles übrig, was jener nicht braucht und was dieser sich sehr gut zu Nutze machen kann, wenn er fleißig seyn will.

Lehnchen. O ja, liebe Madam! deswegen sammlen wir ja auch Stroh und Holzstückchen auf dem Wege.

Mad. B. Im Herbst will ich nun den Herrn Förster bitten, daß Du und Deine Geschwister die Nesseln holen dürfen; dann lehre ich Deine Mutter den Flachs bereiten und Du spinnst ihn dann: das gibt recht schöne Schürzen, feine Hemde und Halstücher. — Siehst Du nun wol, daß Du Deiner Mutter auch ohne Geld Flachs bringen kannst?

Lehnchen. Ja, liebe Madam! das hätt' ich nicht gedacht!

Mad. B. Wenn Ihr es diesen Herbst recht schön macht, dann will ich dafür sorgen, daß Ihr nur allein die Nesseln sammeln dürft, damit Ihr etwas damit verdienen könnt.

Lehnchen. Ach, liebe Madam! wenn aber viel, viel da sind — so könnte Lise doch auch wol zu einer Schürze sammeln;

sie hat nur zwey und ich habe doch schon drey!

Mad. B. Hat Lise dann auch schon Etwas mit Dir getheilt?

Lehnchen. O ja! Sie hat mich zu den Mayblumen und zu den Erdbeeren mit genommen, die ihr Vater im Walde fand, und wir haben die Sträuße und Beeren mit einander verkauft!

Mad. B. Das ist Recht, liebes Lehnchen! Man muß Gutes vergelten, wie man kann — Du sollst künftigen Herbst doch was Eigenes bekommen. (Lehnchen sah sie erwartend an) Ja, Du sollst viel schöne Rosenstöcke haben, die will ich setzen lassen, und wenn sie dann tragen, so zeig' ich Dir, welche Du pflücken mußt, und diese verkaufst Du dann einer braven Wittwe in der Stadt, die auch fünf Kinder hat, wie Deine Mutter; die Wittwe macht mit ihren Kindern einen Rosenzucker davon, der sehr schön roth und gesund ist, und so thut dann mein Lehnchen diesen Stadtkindern auch Gutes, wie der Lise auf dem Dorfe.

Lehnchen schüttelte den Kopf und sagte: Ey nein! Madame! denn die Rosen verkauf' ich ja und so thu' ich ja den Kindern kein Gutes?

Mad. B. Dennoch, lieb Mädchen! Weil Du für die Rosen sorgst, sie zu rechter Zeit pflückst und in die Stadt bringst, so thust Du eben so viel Gutes, als der Bauer, der sein Korn bauet und es uns verkauft.

Lehnchen. Aber aus dem Korn macht man doch Brodt und aus den Rosen nur Zucker — —?

Mad. B. Gewiß, liebes Lehnchen, ist das Korn mehr werth, als die Rosen; Gott hat auch mehr gesunde Menschen auf der Welt, die arbeiten und Brodt nöthig haben, als Kranke, die den heilsamen Saft der Scharlach-Rose brauchen. Aber da Gott das Korn und die Rose für sie erschuf, so ist es Recht, daß man dem Bauer, dafür daß er uns Korn verschafft, und dem guten Bauermädchen für die sorgsame Wartung der heilenden Blumen, die wir brauchen, auch von unserm Geld gibt, das sie wieder nöthig haben: glaubst Du das und bist Du jetzt zufrieden?

Lehnchen. Ja, gute Madame, bringen Sie nur bald die Rosen zu uns.

Mad. B. war mit Lehnchen so wohl zufrieden, daß sie sich vornahm, aus dem guten Mädchen ein Muster für alle gute Taglöhner-Kinder zu erziehen und dem armen Mädchen

zu zeigen, daß Fleiß und Geschicklichkeit nicht nur Nahrung und Kleider verschaffen, sondern auch — wenn man die Reinlichkeit dazu nimmt — Alles schön machen können; welches die guten Landmädchens eben so sehr freuen muß, als es denen in der Stadt Vergnügen macht.

Mad. B. schickte einen Maler in das Dorf und ließ das Haus, den kleinen Hof und das Gärtchen des Taglöhners abzeichnen; sie freuete sich, daß es grade über die Landstraße etwas erhöhet lag, und sagte sich dann: „Ich kann die lieben Leute nicht reich machen, „und das will der gute Gott auch wol nicht, da „er den ehrlichen Jacob (so hieß Lehnchens „Vater) zu einem Taglöhner machte; doch — „Er liebt sie, weil Er ihnen Fleiß, Redlichkeit und ein zufriednes Herz gab; ich will „noch was für sie thun und ihre Hütte und „ihr Gärtchen zieren, damit sie recht gern „darin seyn sollen.„

Sie hatte einen geschickten Gärtner, diesem zeigte sie das Bild von der Hütte und dem Gärtchen; sagte ihm: wie gut die Leute wären, und daß sie gern ihre Wohnung noch zieren mögte. Der Gärtner fragte: ob die Bäume und die Weinstöcke neben dem Hause

wirklich da stehen, oder ob sie der Maler da nur hingezeichnet habe?

Nein — sagte Mad. B. sie stehen da: es sind zwey Pflaumenbäume und zwey Rebstöcke, die sehr gesund stehen.

Das ist gut, antwortete der Gärtner: Sie wollen dem armen Mann durch die Rosen zu mehr Verdienst helfen und seine Hütte verschönern — geben Sie mir doch das Bild mit, ich will als Gärtner auch etwas thun.

Mad. B. sah es gern; aber er behielt es sehr lange und sagte immer: ich bring' es schon, wenn es Zeit ist.

Indeß waren die Nesseln gesammelt, Lehnchen und ihre Mutter wurden von Mad. B. belehrt, wie sie sie zum Flachs bereiten sollten; sie machten es gut und waren fleißig. Friede und Bärbchen hatten dem Vater sammeln helfen, und darneben auch viel Laub und andres Futter für die Ziege auf den Winter eingetragen, so auch eine Menge kleines Reisig, Tannzapfen ꝛc.

Lehnchen, die nun auch schreiben und rechnen gelernt hatte, schickte jezt immer einen Zettel mit dem gesponnenen Garn in die Stadt, auf dem sie anzeigte, wie viel sie und wie viel Lise gesponnen habe. — Gegen Ende des Herbstes bat sie Mad. B. noch um Ar-

heit für eine arme Witwe und ihre zwey Töchter; die gute Frau versprach's, und sagte zu ihren Freundinnen in der Stadt, sie wollten drey gute Hausweiber und ihre Kinder mit Arbeit versorgen und sogleich waren sie bereitwillig dazu. — Wie freuete sich das gute Lehnchen darüber! Schnell eilte sie zu den armen fleißigen Mädchen und ihren Müttern, um ihnen die fröhliche Bothschaft zu verkündigen.

Endlich kam auch der Gärtner zu Mad. B. und brachte ein Papier, das er aufrollte und vor ihr hinlegte. Er hatte es selbst gezeichnet und gemalt; Mad. B. lobte es als ein niedliches Bauernhaus und wünschte ihm Glück, daß er so schöne Bilder machen könne.

Der Gärtner lachte und sagte: In einem Jahr, will's Gott! sollen Sie da unter der Traubenlaube sitzen und sich über die schöne Bauerhütte freuen.

Mad. B. Das soll mir lieb seyn, guter Thal! — Aber wo steht dann die zierliche Hütte?

Gärtner. Da, Madame! — Da steht sie! — Zugleich legte er ihr den ersten Riß von des Taglöhners Haus vor.

Mad. B. Ich erkenne da wol etwas von dem Hause des guten Jacobs; aber mich

dünkt doch das Alles weit größer und ganz neu?

Gärtner. Nein Madame, bitte Excüse! Ich kann da nichts zu setzen, zu dem Grund; aber sehen Sie! Sie wollten da Scharlach-Rosen pflanzen, damit die Leute die Knospen verkauffen könnten — da hab' ich nun ein Drittheil des Gärtchens erhöhet und das mit Rosen bepflanzt; dort kann die Frau Sallat, Zwiebeln, Kohl und anders Gemüse setzen — und diese Rebstöcke hier, will ich pfropfen und das mit guten Trauben — sehen Sie — die werden größer und früher reif, als die im Weinberg; da können die Leute auch davon in der Stadt verkauffen; diese Rebe hier — sehen Sie Madam! Meister Thal vergißt nichts! — die Rebe hier zieh' ich zu einem Laubendach auf der Sonnenseite, da können Sie dann im Schatten sitzen, wenn Sie Sich einmal bei den guten Leutchen eine kleine Ammunition machen wollen; — jenen Pflaumenbaum will ich mit Mandelzweigen besetzen, das trägt wieder was ein, und die Kinder bekommen von dem einen Baum Pflaumen genug. — Den Platz, der da jetzt so uneben und im Regen so schmutzig ist — sehen Sie — den mach' ich eben; die kleinen Kinder von dem Manne müssen mir Bachkiesel dazu holen, der Vater und der ält-

tre Bube passen sie dann hübsch in die Erde und das ist nun die ganze Kunst von meiner schönen Malerey.

Mad. B. hatte innige Freude darüber und ging selbst mit ihrem Gärtner zu den Leuten, zeigte ihnen das hübsche Bild, und fragte: ob sie wol gern ihr Haus so haben mögten?

Frau. Ja wohl, liebe Madame! Aber dazu gehört ein reicher Bauer!

Gärtner. Nein, gar nicht! Ich will Eure Hütte und den Platz so machen — wollt Ihr das?

Jacob. Wenn er will, Herr Gärtner, wie sollten wir das dann nicht herzlich dankbar annehmen? Ich will bey der Arbeit helfen, so viel meine alten Knochen nur irgend dabei ausrichten können.

Sie gingen nun zu den Bäumen, zu den Rebstöcken und in das Gärtchen, erzählten dem guten Jacob Alles, was man da machen wolle; der Gärtner ordnete und pflanzte, und Alles gewann unter seinen emsigen Händen eine ganz andre Gestalt — Von den Rebstöcken pfropft er nur Einen, damit der andere, bis dieser tragbar würde, ihnen noch Trauben geben könne:

„Künftig Jahr, sagte er darauf, sollt „Ihr Sonnenblumen von mir haben; da

„bekommt Ihr im Sommer gutes Oehl „zum Sallat, und die Stengel sind im „Winter zum brennen gut."

Die Leute ließen Alles machen und staunten, als es fertig war, weil es so schön und freundlich aussah. — Mad. B. kam im Frühjahr wieder hin und freuete sich innig über den reizenden Anblick; man konnte auch nun recht gut den kleinen Weg hinauf gehen, der Platz bey den Rebstöcken war geebnet und mit Kieseln besezt. Mad. B. ließ eine Bank hinmachen und führte dann auch ihre Freundinnen hin. Der gute Jacob und seine Frau lebten von neuem auf; Freudenthränen flossen aus ihren Augen und die heissesten Segenswünsche drängten sich aus ihren vollen Herzen, so oft sie ihre milde Wohlthäterinn erblickten. „Dankt Gott, lieben Leute! — „sprach diese — wenn Euch Euer Hüttchen „freuet — dankt Gott, daß Ihr Eure Kinder „gut erzogen habt; Ihr sehet, daß ein ein„ziges gutes Kind, wie Euer Lehnchen ist, „Segen mit sich bringt; denn ohne das gute „Mädchen hätt' ich Euch nie gekannt."

Lehnchen schluchzte laut und verbarg sich in die Schürze ihrer Mutter; Mad. B. ergriff aber ihre Hand und sagte:

„Ja Lehnchen! ich habe Dein redliches
„Herz und deinen Fleiß geliebt — Gott
„hat Alles gesegnet: Du siehst, daß Alles
„gerathen ist, was wir pflanzten; Deine
„Eltern leben noch; Du und Deine Ge-
„schwister sind gesund. — — Geld hab'
„ich Euch nicht viel geben können, weil ich
„es meinen Kindern nicht nehmen darf:
„aber Ihr habt nun gesehen, daß man durch
„Fleiß und Geschicklichkeit sich was erwer-
„ben und sein Leben froh machen kann.
„Haltet es immer so, lieben Leute! Wenn
„Friede Gärtner werden will, so nimmt
„ihn Herr Thal in die Lehre und ich wer-
„de redlich für ihn sorgen."

Dankbar nahmen die guten Alten den Vorschlag an und Lehnchen holte ihren Bruder, der darob nicht weniger Freude hatte, besonders da er hörte, daß er erst in zwey Jahren in die Lehre käme, wenn er gut schreiben und rechnen könne.

„Das ist gut — sagte er — nun will ich
„noch fleißig lernen, und bis dahin wird
„mein Bruder Jakobchen auch groß ge-
„nug, die Ziege zu hüten."

Es geschah Alles, so wie Mad. B. es verordnet hatte. Die Leute erhielten Geld von den Pfropfstrauben, von den Mandeln, dem

Nesselflachs und den Rosenknospen. Lehnchen blühete auf, wie eine Rose im May, und wurde von ihren Eltern und allen guten Menschen gesegnet, weil ihr Fleiß, ihre fromme Herzensgüte und ihre Folgsamkeit ihren Eltern und zwey andern armen Familien reichlichen Verdienst erworben hatte; nach und nach wurden alle arme Kinder des Dorfs fleißig und gut; alle Taglöhner suchten ihre Hütten und den Platz umher ordentlich zu halten, und bald sah man das Dorf so reinlich und nett, wie es die englischen Dörfer sind; denn die Leute konnten nun den Müssiggang und die Unreinlichkeit nicht mehr leiden, und das Alles — veranlaßte die edle wohlthätige Mad. B. mit geringem Aufwand und wenig Mühe; und tausendfältig ist der segensvolle Lohn, den sie für diese und jene Welt davon erndtet.

Mein Herz heißt mich hier anzeigen, daß ich die Benutzung der wilden Castanie und der Nesseln durch meine schätzbare Freundinn Frau Professorinn Wucherer in Carlsruh kennen lernte; wie ich überhaupt in dieser klugen vortrefflichen Frau alle Verdienste und Kenntnisse einer guten Gattin, Mutter, Freundinn und Hauswirthinn verehre, die ohne Prunk, ohne Erwartung und Forderung

den wahren schönen Weg des täglich auszuübenden Verdienstes geht, und das mit einer Thätigkeit, Heiterkeit und Segen, die in Allem sichtbar sind. Wahrer Verstand und wahre Güte leiten sie und meine innige Hochachtung folgt ihr.

Sophie La Roche.

6.

Sophron und Amalia,

oder

das Mißverhältniß zwischen Tugend und Glück.

Es war der Abend eines trüben Tages, als die sanfte Amalia zur Hütte des Greises Sophron kam, wo die Schäfer und Schäferinnen der Flur oft sich einfanden und im traulichen Gespräch der Weisheit pflegten, welche dem Herzen Frieden giebt und das Leben verschönert. Noch war gegen Westen ein Wolkengebirg gelagert, aber im Begriff, sich zu zertheilen, ließ es schon den schönen blauen Him-

Himmel durchschimmern, der einen heitern Tag erwarten ließ. Das Herz öffnet sich leichter und der Mund ist beredter, wenn unsre innere Stimmung mit der Natur um uns her im Einklang steht. Da bietet sich der Stoff zum Gespräch von selbst dar, die Gedanken bekommen mehr Schwung, die Empfindung wird lebhafter und der Ausdruck findet sich leichter. Amalia hatte nach so manchem traurigen Geschick an diesem Tag besondre Veranlassung gehabt, ihr Leben zu überdenken, das schuldlos aber doch voller Misgeschick war. Siehst du jenes Wolkengebirg, sprach sie zum Sophron, welcher in Gedanken vertieft es nicht wahrzunehmen schien, ohnerachtet er in einer Stellung war, daß sein Blick es nicht verfehlen konnte.

Sophron. Wie sollt' ich's nicht sehen? Vor meinen Augen hob sich der Nebel und lagerte sich gen Westen. So ward der Abend schöner als der Tag, morgen wird der ganze Himmel heiter seyn, denn schon theilt sich das Gewölk.

Amalia. Ach, lieber Sophron! ich habe heut einen traurigen Tag durchlebt, denn all die Scenen des Kummers, die ich in meinem Leben sah, gingen vor meinem Blick vor-

über und weckten aufs neue die schmerzhaften Empfindungen, die so leicht in meinem Herzen erwachen.

Sophron. Siehst du, gute Amalia, den schönen blauen Himmel, wie er schon durch's Wolkengebirg schimmert? Noch ist er nicht entwölkt, aber er wird es werden und sein Anblick wird morgen um so lieblicher seyn, je mehr er heute verdüstert war.

Amal. Ja! ich sehe diesen Schimmer und freue mich, daß uns Nebel und Wolken den schönen Himmel zwar verdunkeln aber nicht nehmen können. Es ist doch so herrlich, eine freye Aussicht in die Gegenden über uns zu haben, denn ich ahnde immer so viel Großes und Gutes, wenn ich den Blick zu diesen Höhen erhebe.

Sophr. Auch die Ruhe und Heiterkeit deiner Seele ist noch da, wie jenseits des Gewölks der schöne Himmel, nur trübe Gedanken und wehmüthige Empfindungen haben sie auf einige Zeit verdunkelt.

Amal. Ja, bester Sophron! das ist der Zustand meiner Seele, aber warum der trüben Tage so viel? warum dies Schicksal, daß sich das Licht durch so manche Finsterniß durcharbeiten muß, und daß die Dunkelheit so oft wiederkehrt?

Sophr. Warum? Kann das Amalia, die Freundinn der Natur fragen? Was wäre das Licht ohne Schatten, was der Tag ohne Nacht, was der Frühling ohne Winter? Ist der Himmel nicht tausendmal schöner, wenn er sich nach vielen trüben Tagen in seiner Herrlichkeit darstellt? Hebt nicht der Schatten ein schönes Gemälde? Würden die Schönheiten der Natur ohne Kontrast schön seyn? So ist auch der Friede des Herzens tausendmal süßer, wenn er im Sturm der Empfindungen errungen ist, er ist tausendmal süßer, wenn er oft angefochten und immer behauptet ist.

Amal. Das gesteh ich gern zu, aber noch liegt mir ein Gedanke schwer auf dem Herzen. Erlaube mir noch ein Warum? Sophron.

Sophr. Gern, gute Amalia, will ich es hören und dir antworten, so gut ich kann.

Amal. Warum ist das Mißverhältniß zwischen Tugend und Glück unter den Menschen so groß? Du, Sophron, bist Greis und hast der Erfahrungen so viel, ich darf dir nicht erst sagen, wie sonderbar oft Glück und Unglück unter die Menschen vertheilt wird.

Sophr. Ja, gute Amalia, ich versteh deine Frage, denn ich selbst habe sie in

meinem Leben oft gethan; warum, dacht' ich unzählige Mal, warum steht das äußerliche Loos der Menschen mit ihrem sittlichen Werth so oft im Widerspruch? und es gehörte Zeit und Nachdenken dazu, ehe ich eine befriedigende Antwort finden konnte.

Amal. Ach, bester Sophron! du wirst mir ein Bote des Friedens, wenn du sie mir mittheilst.

Sophr. Laß uns erst die Begriffe berichtigen, die wir in Verbindung setzen, wenn wir die Frage aufwerfen: warum ist das Mißverhältniß zwischen Tugend und Glück unter den Menschen so groß? warum steht das äußerliche Loos der Menschen mit ihrem sittlichen Werth so oft im Widerspruch? Die innere Güte des Menschen bestimmt viel in seinem äußerlichen Leben, aber nicht Alles. Du weißt, wir haben die äußerlichen Umstände nicht in unsrer Gewalt, wir können sie benutzen, aber nicht herbeyführen, noch ändern. Wenn sich nun die äußerlichen von uns ganz unabhängigen Umstände des Lebens zu einem für uns vortheilhaften oder angenehmen Erfolg vereinigen, so nennen wir das Glück, ist dieser Erfolg nachtheilig oder unangenehm, so wird es Unglück genannt. Unser äußerlicher Zustand in der Welt, so fern er durch eine

Mischung von allerley Fügungen oder Schickungen bestimmt wird, ist das uns hier beschiedne Loos, welches eben darum diesen Namen führt, weil es nicht von unsrer Wahl, von unsrer Entscheidung und von unserm Einfluß abhängt. Du siehst schon, Amalia, daß wir bey jener Frage Dinge in Verbindung setzen, die an sich keinen unmittelbaren Einfluß auf einander haben. Die Güte und der innere Werth des Menschen bestimmen sein äußerliches Loos nicht, denn sonst hörte es auf dies zu seyn. Wie können wir also fordern oder erwarten, daß beyde mit einander übereinstimmen sollen? Das ist eben der falsche Grundsatz, von welchem wir ausgehen, wenn wir Mißverhältnisse zwischen Tugend und Glück zu finden glauben. Ich verkenn' es nicht, daß Weisheit und Tugend den wohlthätigsten Einfluß auch auf unser äußerliches Leben haben, aber wir reden ja von dem, was in unserm Leben nicht von unsrer Wahl und von unserm Einfluß abhängt.

Amal. Das leuchtet mir ein, Sophron, aber wenn diese Verbindung zwischen Tugend und Glück nicht Statt findet, lässet sich darum keine andre denken? Es waltet doch kein Zufall und Ohngefähr, sondern eine weise Vatergüte über das Leben der Menschen. Die

Frage ist also noch nicht aufgelößt; warum steht der innre Werth der Menschen mit ihrem äußerlichen Loos oft im Widerspruch? Hat die Tugend Werth in den Augen des Allvaters, oder nicht? Ist das erste, warum zeichnet er sie äußerlich in der Welt nicht mehr aus? warum geht es ausgearteten Menschen oft ungleich besser als den edelsten und besten, ohne welche man nicht einmal im Stande wäre, sich die Würde des Menschen zu denken?

Sophr. Du meinst, Amalia, es scheine der Weisheit und Güte des Vaters der Menschen entgegen zu seyn, seine Lieblinge leiden zu lassen oder ihnen manches im Aeußerlichen zu versagen, was andern zu Theil wird? Ist das nicht deine Meinung?

Amal. Ja, so ist es, ich kann dieses Mißverhältniß mit einer weisen Vatergüte nicht vereinigen.

Sophr. Vorläufig erst dies; kann's in der Welt nach unserm Sinn und Wunsch gehen? Können wir verlangen, den Plan des Allweisen zu sehen? Ist er darum minder gut, weil er nicht der Unsrige ist? Betrachte das Kind, das dort im Grase spielt. Kann sich der Vater nach jedem seiner kindischen Wünsche bequemen oder wär's möglich, daß

es immer nach seinem Sinn gehen könnte? Denk' dir den Abstand zwischen dem Allvater und uns. Jedes vermeintliche Mißverhältniß, jeder anscheinende Widerspruch in seiner Regierung ist eben ein Beweis, daß eine höhere Weisheit die Welt regiert

Amal. Das ist wahr, aber doch dürstet die Seele in diesen Dunkelheiten nach Licht und nach Ruhe, wie der Wandrer, der in der dunklen Nacht den rechten Pfad verlohren hat.

Sophr. Siehst du dort den Abendstern blinken? Sein schwaches Licht wies schon manchen Wandrer in der Gegend zurecht.

Amal. Wo sind ich den Schimmer des Lichts, der mich den Ausgang aus dem Labyrinth meiner Gedanken finden läßt.

Sophr. Wir wollen umherblicken, daß wir ihn finden.

Amal. Gern wird mein Auge dem Deinigen folgen.

Sophr. Du wirst mir doch zugeben, daß es auch glückliche Tugendhafte giebt, so wie Lasterhafte, die unglücklich sind, so unabhängig auch das, was wir Glück und Unglück nennen, von dem Menschen selbst ist, denn davon ist hier eigentlich die Rede, nicht von den Freuden, die aus unserm eignen Her-

zen entspringen, eben so wenig als von den Leiden, welche der Mensch sich selbst schafft.

Amal. Wer wollte das leugnen?

Sophr. Jetzt kommen wir der Entwickelung näher. Ueberleg' es einmal, Amalia, ob wohl der tugendhaften Glücklichen eben so viel oder noch mehr sind, als der unglücklichen Tugendhaften; ferner, ob der glücklichen Lasterhaften eben so viel, oder noch mehr sind, als der unglücklichen Lasterhaften? Versuch es, das Verhältniß derselben gegen einander zu finden.

Amal. Das wag' ich nicht zu bestimmen.

Sophr. Auch ich wag' es nicht, denn wer ist im Stande, den Werth so vieler Menschen, die hier in Betrachtung kommen müßten, zu bestimmen. Wie wenig entscheidet meine kleine Erfahrung für's Ganze.

Amal. Ich merk' es schon, das Oft in meiner Frage sagt zu viel, mehr als ich behaupten kann.

Sophr. Ganz recht, Amalia, wir vervielfältigen die Dinge so leicht in unsern Gedanken, und halten manchen Satz für allgemeiner, als er wirklich ist. Es ereignet sich wohl, daß ein guter Mensch viel Mißgeschick nach einander in seinem Leben hat, und du,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0220
DFG

Amalia, bist selbst ein Exempel davon. Darum aber ist das weder der gewöhnliche noch beständige Fall; ein äußerlich trauriges Loos ist weder eine nothwendige noch unveränderliche und immerwährende Bedingung der Tugend. Wie verdächtig müßt' uns sonst mancher Rechtschaffne werden, dessen Leben ruhig und ohne Krümmungen, wie der stille Bach neben meiner Hütte dahinfließt. Oft ist der Morgen des Lebens trübe und stürmisch, der Mittag wird ruhig und unerwartet schön der Abend. In welchen Krümmungen schlängelt sich dieser Silberbach durchs Gebirge bis hieher ins Thal, wo er so sanft und ruhig fließt? Sieh, schon dadurch verliert jene Frage viel von dem Auffallenden, das sie für unsern Verstand und für unser Herz hat.

Amal. Es ist doch aber nicht zu leugnen, daß es Tugendhafte giebt, deren äußerliches Loos sehr traurig ist, und dagegen Lasterhafte, die viel sogenanntes Glück in der Welt haben? Wer hat nicht Gelegenheit, solche Beobachtungen zu machen? Ich will nun meine Frage so stellen; warum steht der Werth mancher Menschen mit ihrem äußerlichen Loos in einem offenbaren Widerspruch? Wie läßt sich das mit der Weisheit und Güte des Allvaters vereinigen?

Sophr. Es ist eine eigne und mißliche Sache mit allen Vergleichungen. Wenn man dabey nicht vorsichtig zu Werke geht, so können sie schädlich werden. Kaum sind Täuschungen dabey zu vermeiden. So gewinnen wir z. E. nichts an eignem Werth, weil wir uns besser dünken, als andre. Wir sind darum nicht unglücklich, weil wir nicht so glücklich sind als dieser und jener. Wenn wir Tugendhafte, die unglücklich sind, oder die wir für unglücklich halten, mit Lasterhaften, die glücklich sind oder scheinen, vergleichen, so kommt es uns vor, als wenn ihr äußerliches Loos verwechselt wäre, und das befremdet uns. Was hat aber im Grunde der Eine mit dem Andern zu thun? Weiter nichts, als daß sie beyde Menschen sind. Dieser Baum hier im Thal hat einen schönern Wuchs als jener auf der Höhe, nur der Boden, in welchem sie stehen, ist verschieden, und den einen trift der kalte Nord weniger, als den andern. Können wohl alle Bäume im Thal stehen? Der bergigte Boden muß doch auch benutzt werden. Auf jeder Stelle kann doch nur ein Baum stehen. Wenn ich nicht an die Bäume im Thal denke, so sind ich die auf der Höhe gut und schön.

Amal. Ich empfinde die Wahrheit deiner Worte und mich selbst noch mehr in die Enge getrieben. Meine Frage kann nunmehr nur noch so lauten: warum ist dem einen dies und dem andern jenes Loos zugetheilt? und da seh ich wohl, daß ich so nicht fragen sollte, denn ich bin nicht berechtigt, die Vorsehung zur Rechenschaft zu ziehen, warum sie so und nicht anders handelt. Ein minder vortheilhaftes Loos kann außer der Vergleichung sehr gut und dankenswerth seyn.

Sophr. Das wünscht' ich von Amalia zu hören, denn nun bist du vorbereitet genug, das zu vernehmen, was dich völlig beruhigen und zufrieden stellen kann.

Amal. Ich bin voller Verlangen, es zu vernehmen.

Sophr. Was würde Amalia wählen, Glück ohne Tugend, oder Tugend ohne Glück?

Amal. O, die Wahl würde nicht lange unentschieden bleiben, ich würde mich durchaus für die Tugend erklären, mit welchem äußerlichen Loos sie auch immer verbunden seyn mögte. Sie ist ja die Gesundheit der Seele; ist Harmonie unsers innern Wesens; eröffnet in uns unversiegbare Quellen der Freude; verstärkt unsre Sehkraft die Spuren der Weisheit und Güte, welche den großen

Werken des Schöpfers eingeprägt sind, zu entdecken; sie erhebt den Menschen zu seiner eigentlichen Würde; richtet alle seine Kräfte auf ein großes edles Ziel; läßt ihn als einen Engel unter seinen Mitmenschen wandeln und unaufhörlich seiner großen Bestimmung für ein vollkommneres Leben sich freun. Die Erde hat kein Gut, das ihrem Werth verglichen, noch weniger ihr an die Seite gesetzt werden könnte. Sie erst macht das, was man Glück in der Welt nennt, zum Seegen, ohne sie wird's dem Menschen zum Fluch. Sie hilft das sogenannte Unglück ertragen und weiß auch darin Seegen zu finden; wie die Blumen dieser Flur, die Morgen um so schöner prangen werden, je mehr der Sturm und Regen sie heut beugte. Aber jene nackenden Felsen sind Morgen, was sie heute waren, sie bleiben im milden Sonnenstrahl wie im Ungewitter nackend und ohne Schmuck, auf sie wirkt keine Kraft der Natur.

Sophr. Wohlan denn, Amalia, entscheide: gab uns die Vorsehung viel oder wenig, wenn sie uns Tugend gab?

Amal. Ach viel, sehr viel, sie giebt uns alles mit ihr!

Sophr. Sie hat dir Tugend gegeben, Amalia.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0224
DFG

Amal. Wenigstens Sinn und Empfängkeit für sie.

Sophr. O! man ist schon in ihrem Besitz, wenn man Sinn und Empfänglichkeit für sie hat. Wie es nur eines gesunden Auges bedarf, um die wunderbare Kraft des Lichts zu empfinden: so bedarf es auch nur eines Herzens, das der Weisheit und Tugend offen steht, um sich dieselbe zu eigen zu machen. Sage mir denn, Amalia, ist Glück ohne Tugend beneidenswerth und kann der Rechtschaffne, ohne seine Würde zu entweihen, die Frage aufwerfen: warum steht der sittliche Werth des Menschen mit dem äußerlichen Loos bisweilen im Widerspruch?

Amal. Ach! Sophron, ich will nicht wieder so fragen. Jetzt begreif' ich, daß man so nicht fragen sollte. Der Gesunde im reinlichen prachtlosen Kleide hat ja einen unschätzbaren Vorzug vor dem Siechen im köstlichen Schmuck. So ist Adel und Unschuld der Seele ein Kleinod, womit nichts in der Welt eine Vergleichung aushält, wobey man nicht fragen darf: warum kein äußerlich vortheilhafteres Loos in der Welt? Ohne prächtige Einfassung ist der Diamant schön.

Sophr. Du bist zufrieden mit meiner Antwort auf deine Frage, dennoch will ich

dir noch einige Winke geben, die Leiden der Tugend richtig zu beurtheilen.

Amal. Sie werden mir willkommen seyn!

Sophr. So wenig wir fordern können, daß das äußerliche Loos des Menschen mit seinem innern Werth in einem Verhältniß stehen soll, welches wir als das schicklichste wähnen: so steht es damit doch in einer gewissen Verbindung, und wenn gleich unsre sittliche Beschaffenheit das äußerliche Loos nicht bestimmt, so hat doch dieses Loos einen großen Einfluß auf die Entwickelung und Veredlung des Menschen. Ein geheimer Plan, der alles umfaßt, was aus uns selbst werden und wozu wir in der Welt als Werkzeuge gebraucht werden sollen, liegt bey allen Schicksalen unsers Lebens zum Grunde. Nur bisweilen kommt ein einzelnes Glied dieser großen Kette zum Vorschein, das wir für abgerissen halten, allein wir sehen nur diejenigen Glieder nicht, in welche es eingreift und wovon es gehalten wird. Es ist nichts weniger, als ein getrenntes Glied. Wie oft fällt z. E. ein sehr fruchtbares Saamenkörnchen der Weisheit in unser Herz, zu einer Zeit und an einem Ort, wo wir's nicht erwarteten, und wo man uns nicht absichtlich lehrte? Wie unerwartet und wirk-

sam ist nicht bisweilen die Stimmung, in welche wir durch den unvermutheten Anblick eines Leidenden oder durch eine herzerschütternde Erzählung gesetzt werden? So wirken wir selbst auf andre oft da am stärksten, wo wir's am wenigsten zur Absicht hatten. Die mannigfaltigen wohlthätigen Eindrücke, die wir in unserm Leben bekommen, und die oft so unauslöschlich sind, beweisen den großen Einfluß der äußerlichen Umstände auf unser Herz. Sieh, unsre Seele gleicht der Flur, die hier vor unsern Augen ausgebreitet liegt. Einen Theil bearbeitete der Fleiß der Menschen, einen andern die Hand des Schicksals, hier streuten Menschen guten Saamen aus, dort führte der Wind aus andern Gegenden Saamen der Kräuter und Blumen auf die Wiesen; der warme und der brennende Sonnenstrahl, der sanfte und der rauschende Regen, der heitre und der stürmische Himmel, alles mußte dazu mitwirken, diese Flur fruchtbar zu machen. Nichts von allem, was vorhergieng, durfte fehlen, wenn die schönen Früchte an dem Baum, in dessen Schatten wir ruhen, wenn die wallenden Aehren in jenem Kornfelde, wenn die duftenden Blümchen um uns her entstehen sollten. Groß und wunderbar ist derjenige, der alle diese Ursachen so ver-

Sie gleichen dem Feuer, wodurch das Gold geläutert wird, sie wecken die schlummernde Kraft, sie eröffnen der Tugend einen Kampfplatz, wo sie einen unvergänglichen Preis erringt. Wollen wir noch fragen, Amalia, warum der innre Werth der Menschen mit ihrem äußerlichen Loos bisweilen im Widerspruch steht?

Amal. Du hast mir meinen Frieden wiedergegeben, Sophron, nie werd' ich jene Frage wiederholen.

Sophr. Nimm noch dies dazu, Amalia, daß wir den Unsterblichen angehören. Unsre Bestimmung ist weder auf dieses Leben hauptsächlich eingeschränkt, noch mit demselben aus. Das sagt uns ja jeder Gedanke, der sich über die Gränze des Lebens erhebt, das sagt uns das Sehnen unsers Herzens nach ewiger Dauer, das hat uns der Wahrheitslehrer versichert, der aus den Wohnungen der Unsterblichen kam. Betrachte jenes reiche Kornfeld, betrachte den Seegen auf diesen Bäumen. Schon zeigen sich überall herrliche Früchte. Aber sie reifen erst der Erndte entgegen. Denk dir die Freude, wenn wir sammlen und erndten. Unser Lebensplan zeigt hier nur die Anfänge seiner Ausführung, dort erst kommt die Vollendung und mit ihr

die Erndte jeder lieblichen Frucht, die hier unter abwechselnder Witterung blühte und reifte. Nur daß wir in Geduld die Erndte erwarten.

Amal. Ich will sie mit gelaßner Seele erwarten, will dulden, gestärkt durch Vertrauen und Hoffnung. Sieh, wie jenes Wolkengebirge gen Westen während unsers Gesprächs nun ganz verschwunden ist, die Aussichten in die Gegenden über uns sind wieder hergestellt, es funkeln die hundert tausend Millionen Sterne, und es ist, als wenn jeder mir winkte, zu harren der Zeit, wo das Licht aus der Finsterniß hervorgehen wird.

St.

7.

Worte der Beruhigung im Leiden, gesprochen beim Sarge des wohlseligen Herrn Domkapitular von Stedern.

Unbegreifliche, tiefverhüllte Führungen verherrlichen den liebevollen Vater der Welt, den

erhabnen Vertheidiger menschlicher Schicksale am meisten. Die Wahrheit dieses Satzes bewährt sich vollendeter jenseit den Thränen, jenseit den Seufzern, die ihn bestreiten und das Gefühl seiner Tröstung dem Herzen nur noch weiter entführen. Unzälige Beweise dieser Wahrheit stehen in unserer Seele auf, wenn wir aus den Bestürmungen des Schicksals oder der Leidenschaften ruhige Besonnenheit genug gerettet haben, umzuschauen, und der, uns nie zu weit stehenden, Erfahrung, die in den Dunkelheiten des Verhängnisses ihre Führung anbietet, die Hand zu reichen. Für jede Befremdung hat sie mehr oder weniger ruhige Hoffnung anzubieten. Der dunkelsten Nacht giebt sie die Erwartung des heitersten Tages; der winterlichen Erstarrung giebt sie die Hoffnung des auferstehenden Frühlings. Wenn wir keine Erfahrung hätten, würden wir's glauben können, daß heiteres Frohseyn die dunkele Szene der Nacht erhellen und fröhliche Lebendigkeit die Stellen begeistern würde, wo in eiskalter Erstarrung der Tod der Natur schläft? Der wüthende Orkan, der den zagenden Schiffer betäubt, die Felder verwüstet, und im Forste die widerstrebenden Eichen umwirft, stürmt doch die Hoffnung der Ruhe nicht nieder, der Ru-

he, welche die empörten Wellen ebnen, und dem Walde die einsame Stille wieder geben wird. Und süß ist mitten im Sturme die Hoffnung, die er erwarten darf, daß es einmal anders seyn wird. Die krause Flut wird dem blauen Himmel ihren Spiegel vorhalten! Der Sturm wird nicht mehr seyn; die sanftere Luft wird ruhend athmen auf den Zweigen des Waldes, wie der heilige Schlummer der Unschuld, wie der Friede, der in der Seele des Weisen lebt. Die ganze Natur kommt uns mit Erscheinungen dieser Art entgegen.

Die moralische Welt steht mit der physischen in enger Verbindung; eine erklärt die andere, eine wirft ihr Licht auf die andere. Auch die moralische Welt hat ihre nächtlichen Schatten, ihre starrenden Winterszenen und Gegenden, ohne Aussicht; aber sie erkennet auch nicht minder die weise Regierung eben derselben Gesetze, nach welchen schwarze Dunkelheit mit lieblicher Helle abwechseln, und der kalte winterliche Tod der Natur in rasches blühendes Leben sich auflösen muß; sie erkennt dieselben Bedingungen, unter welchen heitre reine Luft und reizende Aussicht errungen wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0231
DFG

Ein schwarzdunkles Gebirge liegt vor unserem Blick; das Haupt der altergrauen Felsen verbirgt sich in einem trägen Wolkengewühl, welches schleichend die Höhen umlagert. Wir wollen hinauf, und finden es unersteiglich. Wir fragen unsere Kraft um Rath, und sie antwortet zweifelhaft, wie die Verlegenheit eines Orakels. Wir versuchen eine Höhe nach der andern zu gewinnen. Tausend Hindernisse stoßen uns zurück. Die Nebel des Thals verhüllen unsern Blick. Das Ziel scheint weiter zu rücken; und je näher wir dem Ziele wirklich sind, desto schwerer athmen wir der Ruhe entgegen. Und endlich ist die letzte neblichte Höhe erreicht! Wir blikken jenseits; und nun geht eine neue Welt vor uns auf; ein blauer Himmel lächelt auf eine liebliche Fläche herab. Süß und reizend enthüllt sich die Aussicht, und das Entzücken der belohnten Mühe schmeichelt sich zärtlich in unser Herz ein. — Dies ist dein Bild, der du mit dem Schicksale kämpfest, der du rastlos und dennoch wenig fortrückend nach einem Ziele strebst, dessen Erreichung dir ein Verhängniß zu versagen scheint, welches dir Hindernisse in den Weg wirft, die du mit redlicher Anstrengung bestreitest. Der du rastlos strebst, um Ruhe zu erringen; der du

Elend empfindest, um glücklich zu werden; der du, um edel zu sterben, dein Leben der oft undankbaren Mühe hingiebst; der du willig alles dem Trotze der Umstände opferst, nur dein Ziel nicht, nur nicht deine Tugend. — Aber warum jene felsichten Höhen, die den schönen blauen Himmel jenseits verstecken und das liebliche Thal verbergen, wo in ruhigem Schatten unser Herz den Frieden sucht, der ihm mangelt? Warum müssen wir, wenn wir kaum eine kleine Höhe errungen haben, wieder zurück gleiten? Dies fragt die rasche thatlose Ungeduld — und die ruhige thätige Vernunft antwortete: weil dem Kämpfer nur der Kranz gebührt. Was ist eine schlafende Kraft? Was Tugend ohne Uebung? Und ist denn ohne Lohn die leidende Tugend, wenn die Erde sie nicht belohnt? oder ist es Verlust, wenn sie verliert, was man verlieren kann? Sie selbst ist noch, und ist immer mehr, sie selbst. Aeußere Zufälle treffen nur ihre äußere Zufälle, die Stelle nur wo sie steht; sie hüllet sich in ihr stilles Verdienst, und gewinnt an einem Eigenthum, das unverletzlich, unverlierbar ist. Thätige Kraft gewinnt Stärke, und Arbeit des Herzens Ruhe! Ohne Mühe hat nichts einen Werth! Mühe stempele das Kleinod zum Kleinod! und An-

strengung erhöht den Werth des Errungenen. Je steiler die Höhe ist, desto reiner wehet die Luft, desto größer und herrlicher umgiebt uns die Aussicht. Giebt es eine Seligkeit, so ist es die, welche aus der Saat unserer mühevollsten Arbeit hervorgeht! Giebt es eine Verherrlichung der Tugend, so muß sie von Verhängnissen erwartet werden, welche die Tugend in den möglichsten Fall hinein drängen, zu verzweifeln, sich selbst zu verfehlen, sich selbst zu verlieren. Aber Beharrlichkeit steht ihr zur Seite, und im Herzen trägt sie das süße vollohnende Gefühl ihres Werthes: dies, und dies allein ersetzt ihr jeden andern Werth, der unter dem Einflusse äußerer Lagen, immer auf der Flucht steht. Rauh und felsicht ist der Weg ihrer Wallfarth; die Stürme des Lebens umgeben sie; sie ringt, sie wankt — sie siegt und nimmt die Wundemahle ihres Kampfes, in süßer Erinnerung, mit vor den Altar ihrer Verherrlichung; und diese wird nach dem Verhältnisse glänzend seyn, nach welchem sie litte. Die Erde kann ihr nicht lohnen; ein Himmel behält es sich vor, ihre Krone zu winden.

In der ganzen Natur ist kein Mißverhältniß; alles steht in richtiger, genau abgemessener Beziehung auf einander. Es giebt

kein absolutes Unrecht; kein Rätzel, das nicht irgend wo und irgend wann seine Auflösung fände. Große Arbeit trägt großen Gewinn; die mühevollste Stunde tröstet mit künftigen Seligkeitsgefühlen, von welchen sie dem Verstande Ahndungen zum Unterpfande giebt. Je steiler die Höhe, desto herrlicher die Aussicht! — O! gefeiert mit heiligem Dank sey die Hand, welche die Mühen uns sandte, um uns die Ruhe zu geben! Gefeiert sey die Hand, die das Leiden uns gab, daß es zur Freud' uns erziehe, die uns den Kummer verlieh, daß er uns glücklich zu seyn lehre, glücklich in uns selbst. Mitleid den Seelen, welche diesen Lehrern zu entfliehen streben, um unwissend zu bleiben in der menschlichen Wissenschaft, in der Wissenschaft der vergötternden Glückseligkeit! Die Freude würde dies Werk wenig vollenden, wenn das Mißgeschick ihr nicht zur Hülfe eilte. Alles hat den Auftrag, uns glücklich zu machen, aber am meisten haben ihn unsere Leiden. Wohlthätig ist das Verhängniß, welches einen Zusammenfluß von Umständen herbeiführt, die uns nöthigen, in uns selbst hineinzuflüchten und daselbst schlummernde Kräfte zu wecken; eine Thätigkeit auszurufen, die unser Unsterbliches vergöttlichet, und unsern Blick durch die um-

gebende Nächtlichkeit in eine Zukunft hinaufführt, die das wiederholteste Warum fehlgeschlagner Erwartungen beantworten, und Unbegreiflichkeiten enthüllen wird. Die Stunde der Freude verschließt den Geist in die engen Grenzen ihrer Stündlichkeit: die Stunde der Trauer lehrt uns dürsten, nach Licht suchen! Schön ist der Tag, aber seine Sonne schränkt unsern Blick auf die Erde ein: nur die dunkele Nacht lehrt uns den Glauben an mehrere Welten.

Oft sehen wir schon hier die süße Frucht einer Saat, die wir beweinten, und tadeln dann die verläumderische Thräne. Oft kommt uns schon hier die Enthüllung eines Verhängnisses entgegen, über welches wir klagten, und wir beseufzen nun unsern Seufzer: dies soll den niedergeschlagenen Geist erheben; dies soll unsere Erwartungen aufrecht erhalten; dies soll uns auch da glauben lehren, wo wir nicht sehen; denn nicht immer empfängt uns eine Rechtfertigung des Schicksals auf dem Wege, den es uns führt; oft stoßen uns Befriedigungen auf; oft suchen wir vergebens eine Antwort für ein Warum, das murrende Lippen ausstießen: aber weil wir sie gerade auf dieser Stelle, gerade in diesem Momente vergebens suchen, werden wir sie darum nirgends,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0236
DFG

werden wir sie darum nimmer finden? Ist die Stelle, auf welcher sich unser Daseyn durch unaufhörliche Abwechselungen hindurch windet, ist sie alles? ist ihre Grenze die Grenze der Welt? Ist der einsame Rasen, wo einmal unser Staub ruhen wird, das endliche Ziel des Lebens? dann wäre alles ein wunderbares Räzel ohne Auflösung! Aber es giebt kein Räzel, das nicht irgend wo und irgend wann seine Auflösung fände. Ein einziges unauflösbares Räzel in der Natur würde die Natur zertrümmern. Alles ist berechnetes Verhältniß; und wo uns etwas so nicht scheint, da steckt ein Rechnungsfehler, den wir machten. Was Ein Verhängniß unvollendet zurückläßt, wird die Vollendung des Andern. Alles greift in einander in der großen Maschine, die eine ewige Liebe im Gleichgewicht hält. Nichts bleibt unerfüllt, was dies Leben mit Vernunft hoffen darf; für alles Ersatz, nach dem Verhältniß des Verlusts. Ein Verlust, den diese Welt nicht ersetzen kann, ist ein Wechsel, der in einer andern Welt zahlbar ist. Denn sollte die ewige Liebe, die verhältnißmäßige Freuden an das Daseyn des Wurmes knüpfte, den erhabenen Menschen vernachlässigen können? Dürfen wir nicht von ihr erwarten, daß seine Schicksale desto herr-

licher sich entwickeln werden, je verwickelter sie sind? Wir sind das anvertraute Kleinod unsers Verhängnisses, das uns nicht verwahrlosen darf, das alle Bedingungen erfüllen muß, unter welchen uns das nächstfolgende erwartet. Was das Leben diesseits dem Tode verspricht: dafür verbürgt sich das Leben jenseits dem Grabe. Große Erwartungen, für welche dies Leben nicht hinreicht! Je unbegreiflicher die Führung unsers Schicksals hienieden ist, desto mehr liegt ihre glorreiche Vollendung in dem Gebiete eines höheren Lebens.

Heilige Unsterblichkeit, dir ist gegeben, alle Räzel zu lösen, und aufzuhellen, was dunkel hienieden blieb; und Dunkelheiten hienieden beweisen dein herrliches Daseyn. In deine Rettung flüchtet endlich die Taube der Unschuld, von den Stürmen des Lebens verfolgt; und du nimmst freundlich sie auf, und hüllst ihre zitternde Hoffnung in die seligen Vorgefühle einer Zukunft, welche die Wege der ewigen Liebe verherrlichen wird. Du lehrest den Tod lächeln, der dem armen Niedergebeugten ein Leben ertragen hilft, welches nach seiner Enträtselung schmachtet.

Wenn sie nicht wäre, diese selige Hoffnung, welche die hohe Verherrlichung unbegreiflicher Schicksale vollenden wird: wie

könnte ein Verhängniß ertragen werden, wie dasjenige, welches Sie, meine Herren, hier versammlet, um die Hülle eines Geistes, der, wie es uns scheint, zu früh dieses Leben verließ, zur Stäte ihrer Ruhe zu begleiten.

Ein junger Mann, kaum hineingetreten in die halbe Reife des Lebens, ausgestattet mit allem Vorschub, mit allem Anschein, ein Glücklicher zu werden, sinkt unter den Blüten der schönsten Lebenshoffnung ins Grab. Geliebt — bis zur Selbstopferung geliebt von der edelsten, würdigsten Gattin; umschmeichelt von den liebenswürdigsten Kindern, traf ihn, mit nur halb geahndeter Schnelle der Tod. Er fiel unter den Thränen seiner Lieben mitten aus dem Schooße des Glücks, welches keinen Kelch der Wonne mehr hatte, den es seinen Lippen nicht darbot. Was für glückliche äußere Zufälligkeiten, die sich selten vereinigen, traten zusammen, um ihn, auf diejenige Stufe der Lebensunterschiede zu heben, wo die ruhige Freude, mit stiller Tugend vereinigt, sich am wohlsten befindet: aber er fiel. Alles hatte ein wohlthätiges Schicksal herbeigerufen, um durch ihn und für ihn das schöne Gebäude häuslicher Glückseligkeit aufzuführen; vor allem hatte es ihm eine Gattin gegeben, die mit einem hellen

Geiste, und einem Herzen, voll zarter weicher Gefühle, alles hatte und alles gab, was dies Gebäude dauerhaft machen konnte: aber unbegreifliche Verhängnisse traten dazwischen, und zerstörten die schönen Entwürfe: er fiel — und nahm die würdigsten Erwartungen und den Frieden einer Familie, die es so werth ist, glücklich zu seyn, mit sich in die tiefe Todesstille hinüber. Die schöne Seele, die in ihm den Gatten betrauert, den sie glücklich zu machen, so innig strebte, jammert itzt unter den weinenden Lieblingen ihres Herzens, einsam in ihrer Tugend, einsam in ihrer Taubenunschuld dem entflohenen Geiste nach; und diese Lieblinge sehen nach dem verschlossenen Blick ihres Vaters, umklammern die liebende Mutter, die ihnen alles ist, und fühlen nur unter mütterlichen Küssen ihre Verwaisung noch nicht. Diese zarten Pflanzen des Lebens gaben ihm die ersten entwickelteren Vaterfreuden — aber es wurde nicht sein Loos, zu sehen in ihnen den Lichtaufgang des Geistes, die vollere Blüte des Herzens. Er fiel! Alles gab ihm das Schicksal; allem entriß ihn das Schicksal! Warum dieß? Warum diese Führung? die solche streitende Verhängnisse zu einem Sturme zusammenrief, der das innerste Leben erschüttert? Wer mag

darauf antworten? Aber ahnden dürfen wir, daß eine herrliche Vollendung am Ziele stehn wird; aus tausend Erfahrungen, aus tausend Aehnlichkeiten der Natur, die eben so viel Handschriften der ewigen Liebe sind, dürfen wir's ahnden!

Und du, Verklärter, siehst nun in hellerem Lichte, was Verfehlung des Ziels, was Irrthum ist? und vollendest die stille Güte, die deinen Werth ausmachte. Wo du auch über uns wandelst — glücklicher bist du! Was Irrthum war, deckt stille Verwesung. Irrthum ist sterblich; Wahrheit ist unsterblich! du wandelst nun in ihrem näheren Lichte, und wagst hellere Vermuthungen über das Verhängniß, welches so und nicht anders dich führte; über die Verwickelungen der Lieben, die dir anhängen. Wo du wandelst, die lieblichsten Bilder von ihnen begleiten dich dort. Deine edle Gattin verschwand nicht aus deinem Herzen. Die zarten Sprößlinge deines Daseyns sind deiner Erinnerung werth. Wenn die Linde schattet, dann werden sie zu deinem Grabe wallfahrten, und du wirst es ahnden. Die einsame Mutter wird ihre Lieblinge, die nun ihr alles sind, an das Gitter führen, wo dein Verwesliches ruht. Sie wird Tugend sie lehren, die unverweslich ist. An ihrem

Herzen werden sie aufblühn in Unschuld und Freude, und du wirst Dich seliger fühlen.

Auch mir wirst du unvergeßlich seyn in deinem Schicksale; und heilig, wie ein Schwur, sey mir das Versprechen, das ich deinem fliehenden Geiste that. Wohl ruhe deine Asche! Dein Geist feiert Vollendung.

T.

8.

Was dürfen Braut und Bräutigam, um glücklich in der Ehe zu leben, von einander erwarten?

Von Cella.

„Wenn Personen, die bestimmt sind mit „und um einander zu leben, sich entschlössen, „manchmal aus Gefälligkeit das Steckenpferd „des andern aufzuzäumen, so gäbs gewiß „mehr Liebe und Zutrauen auf der Welt.—„

Beytr. zur Gesch. der Zärtlichkeit.

Glücklich mit einander zu leben, dies ist die süsse Erwartung, in der das liebe zärtliche Mäd-

Mädchen ihre jungfräuliche Unschuld, ihre Reize, dem Geliebten aufopfert; die freudige Hofnung, in der der biedre Jüngling seine Freyheit, seine Unabhängigkeit, gegen die Bande einer liebenswürdigen Gattin vertauscht; der eifrige Seegenswunsch, mit dem jeder wohlgesinnte Zeuge eines Vermählungsfestes die Verlobten zum Altar begleitet. Und doch — wenn man bey zehn und zwanzig Fällen, oft, nur nach wenig Jahren, die geheimen Geständnisse der Verehlichten belauscht, auf ihr Betragen Achtung giebt: so wird man finden, daß die meisten Ursach wirklich haben, oder wenigstens zu haben glauben, darüber zu klagen, daß jene Erwartungen getäuscht, jene Hofnungen und Segenswünsche unerfüllt geblieben.

Fände man diese Klagen nur bey solchen Verbindungen, wo Eigennutz, Ehrsucht oder Thorheit die Fesseln schmiedete, wo mithin gleich anfänglich die Hofnung, der Wunsch glücklich zu leben, im Munde der Verlobten bloß Grimaße, oft Widerspruch der gesunden Vernunft, — im Munde der Gratulanten falle Schmeicheley, schaales Wortgepränge oder gar Ironie ist: dann wäre es wohl Sünde, auch nur eine Minute Zeit auf die Untersu-

chung zu wenden, woher dies komme? Solche Thoren tragen die Schuld ihres Unsinns, ihrer niedrigen Absichten. Für sie ist häusliche Glückseeligkeit eine ausländische Blume, die auf dem unfruchtbaren verwilderten Boden einer solchen lieblosen Ehe nicht gedeyen kann. Allein auch unter den wenigen, die aus eigentlicher Neigung sich wählen, bey denen man der Wahrscheinlichkeit nach eine glückliche vergnügte Ehe hoffen könnte, findet man so manche, denen die Bande der Zärtlichkeit in kurzem zu zentnerschweren Fesseln werden.

Nicht als ob auch im glücklichsten Ehestande gar keine trübe Minute vorkäme, als ob gar keine Epoche im ehelichen Leben einträfe, die nicht, einzeln betrachtet, das Andenken an die sorgenlehren Stunden des ledigen Standes in einem gewissen vortheilhaften Licht zurückrufen sollte. Nein — solche Himmelvolle Ehen erträumt sich nur der Schwärmer, der die Geschichte des menschlichen Herzens blos aus Romanen studiert und fordert, daß die Menschen so denken, und handeln sollen, wie es der Schriftsteller zur Ausschmükkung, zur Verschönerung seines Plans für nöthig fand. Wenn nur Wohl und Weh, Freude und Mismuth, einander so das Gleichgewicht halten, daß die Waagschaale immer

mehr auf die Seite von Wohl und Freude sinket; wenn nur beide Theile ihren Zustand im ganzen genommen so erträglich, so dem Grad irrdischer Glückseeligkeit, dessen wir hier fähig sind, angemessen finden, daß sie überzeugt sich fühlen, es sey doch besser zwey als eins allein, und der Besitz der Person, an deren Seite sie ihr Leben hinbringen, sey unter jedem Verhältniß wünschenswerth gewesen: dann kann man eine solche Ehe immer schon glücklich preisen.

Viele Ehen junger Personen aus dem goldnen Mittelstande, wo die Freiheit der Wahl weniger durch Neben-Rücksichten eingeschränkt ist, würde in jenem Grad glücklich seyn können, wenn das angehende Ehepaar vorhero reiflicher daran dächte, was sie eigentlich von einander fodern und erwarten können. Uebertriebene ungegründete Hofnungen und Erwartungen können nichts anders als Mißmuth, sich darin getäuscht, selbige unerfüllt zu sehen, zur Folge haben.

Es ist zu viel gefodert, — wenn man erwartet, daß der Ehemann seine ganze Lebenszeit hindurch derjenige, der er als Bräutigam, als Anbeter war, seyn, die Ehegattin immer den reizenden blendenden Schein behalten solle, in dem sie uns als Geliebte entzückte; —

wenn junge Eheleute glauben, jene süsse Berauschung, wo man nichts kann,

„Als stumm, mit nimmersatten Blicken
„Sich an schaun, eins des andern warme Hand
„Ans volle Herz in süsser Innbrunst drücken.
Oberon.

müsse die ganze Lebenszeit hindurch dauern. Liebe der beyden Geschlechter gegen einander, sey sie auch noch so edel, noch so erhaben rein; ist doch immer Leidenschaft, wächst nur bis zu einem gewissen Grad. Hat sie diesen erreicht, dann verraucht sie früher oder später und der Unterschied zwischen der Liebe des Vernünftigen und des Thoren zeigt sich blos darinnen, daß — bey diesem Eckel oft Haß — bey jenem ruhiges standhaftes Wohlgefallen, an die Stelle der Leidenschaft tritt. Liebe als Leidenschaft betrachtet hat zum höchsten Zweck, uneingeschränkten Genuß jeder Reize, der geliebten Person. Das Ehebett ertheilt uns selbigen: und was ist natürlicher als daß von nun an jenes leidenschaftliche Ungestümm, jene glühende Begierde, jene äußerste Anspannung unsrer Aufmerksamkeit, jene rastlose Beschäftigung unsers Geistes mit dem geliebten Gegenstand, nachläßt, schwächer wird. Glückliches Ehepaar, bey dem alsdenn innige aber ruhigere

Zärtlichkeit, ernstere Neigung die Leere, die man zu fühlen pflegt, ausfüllt. Als die treusten Freunde werden sie durch liebreiche Begegnung, zärtliches Theilnehmen, unermüdete Vorsorge, einander ihre Lebenstage zu erheitern, ihre Freuden zu erhöhen, ihre Leiden zu vermindern suchen, werden mit Wahrheit sagen können;

„Und wenn uns auch schon Jahre drücken,
„Schon Schnee auf unserm Haupt sich häuft,
„Von jenem ersten wonnigen Entzücken
„Schon längst Genuß und Zeit die Blüten abgestreift,
„So schlägt doch Freundschaft, ewig jung
„In unserm Herzen helle Funken,
„Und macht durch die Erinnerung
„An unser Jugendglück uns noch im Alter trunken.
„Wir lieben dann die Mutter unsrer Kinder,
„Die willige Gefährtin, die im Leid
„So gern mit uns geweint, als sich im Glück erfreut,
„Zwar nicht so stürmisch, doch nicht minder,
„Als wie sie, eine blühnde Braut
„Zuerst voll Schüchternheit sich unserm Arm vertraut.

Arinnger.

Aber thöricht, zu viel gefordert ist es, wenn das Mädchen erwartet, daß ihr Gatte

mit eben der ungestümen Zärtlichkeit, mit der er als Geliebter ihrer Umarmung entgegen eilte, an jedem Morgen ihres ehelichen Lebens sie bewillkommen werde; wenn sie glaubt, daß unter den hundert tausend Küssen, die sie einander als Eheleute geben werden, jeder so feurig, so sehnsuchtsvoll seyn werde, als er war *), mit dem zum erstenmal der Bund der Liebe zwischen ihnen versiegelt wurde; wenn sie in der Meynung steht, daß ihr Gatte, auch dann, wenn er ganze Wochen und Jahre ungetrennt an ihrer Seite hinbringt, doch eben so unabläßig mit Aug und Seele an ihrem Blick hangen, eben so eifrig jede andre Art des Zeitvertreibs gänzlich ihr und

*) So wahr im Munde eines Neu-Vermählten, so schön und lieblich im Munde des Dichters es auch klingen mag, wenn das liebende Paar einander versichert:

„Nach unsern tausend Küßen allen,
„Ist dein letzter frisch von heute mir
„Noch so glüh auf dieses Herz gefallen,
„Als der erste Hebe-Kuß von dir.

K. Schmidt.

so dünkt mich doch, würde auch der zärtlichste Ehegatte dies im zehnten Jahre seiner Verheyrathung, wohl nur noch im poetischen Sinn sagen können.

ihrem Umgang aufopfern werde, als es in den Stunden und Augenblicken geschah, die sie als Liebende vertändelt; wenn sie darauf rechnet, daß nie ein trüber Blick in der Miene des Ehemanns in ihrer Gegenwart haften bleiben, sie nie durch eine hastige Antwort von ihm betrübt, sondern jedes seiner künftigen Worte mit eben der liebevollen Sanftmuth, mit eben dem schmeichelndem Tone begleitet seyn werde, in dem er als ihr Anbeter mit ihr sprach. Im Reiche der Phantasien mag es wohl solche überzärtliche Muster von Ehemännern geben, und schwärmerische romanhafte Weichlinge, oder listige Betrüger mögen wohl eine Zeit lang eine solche Rolle spielen können: aber Mädchen, die Männer, edle vernünftige Männer, wie sie auf dieser Welt umher wandeln, zu Ehegatten zu bekommen, suchen und wünschen, dürfen so viel nicht fodern. Auch der zärtlichste Ehegatte ist Mensch, hat seine Leidenschaften, hat, je rechtschaffner, je edler, je theilnehmender er ist, desto mehr Stoff und Veranlassung zu Gram, Zorn und Unmuth.

„Auch um den Weisen schleicht in unbewahrten Stunden,
„Die Unzufriedenheit, zerfleischt von hundert Wunden,

„Die magre Furie die unersättlich wacht,
„Und uns noch ärmer macht, als die Natur uns macht,
Uz.

Als Bräutigam, als Geliebter konnte, wenn er von den Auftritten, die solche unangenehme Empfindungen in ihm erregten, weg, in die Arme seiner ihm entgegen lächelnden Braut eilte; der Zauber ihrer Reize, ihre Schmeicheleyen, leicht die Spuren, die jene in seinem Herzen zurückgelassen hatten, auf einige Stunden unmerkbar machen. Aber auch dann, wenn jene Veranlassungen sich täglich vermehren, wenn der Zauber der weiblichen Reize und Liebkosungen durch das alltägliche von seiner Allmacht über das männliche Herz schon vieles verlohren hat: auch dann sogar die ersten Aufwallungen des Unmuths unterdrücken, auch bey der gerechtesten Veranlassung zum Zorn, sein Blut doch sogleich durch das Anschauen der Gattin wieder zum gemäßigten Pulsschlag herabdämpfen; mögen edle Seelen auch dies — manchmal — oft — thun können, aber — immer — zu jeder Zeit — zu jeder Stunde — es zu können, dazu ist wohl unter allen sterblichen Männern kaum einer weise und zärtlich genug. Wir Mannspersonen haben doch meist unsre Lieb-

lingsbeschäftigung, unser Steckenpferd, das freylich, so lang die erste Flamme der Liebe lodert, nicht bey allen, doch bey vielen in irgend einer staubichten finstern Ecke seinen Stall angewiesen bekommt. Aber daß dies Steckenpferd gar nie wieder in seine alten Rechte eintreten, daß auch nach den Flitterwochen und Flitterjahren dem Ehemann gar nie die Lust, zur Abwechselung das Thierchen wieder frisch aufzuzäumen und sich eine oder ein Paar Stunden darauf herum zu tummeln, ankommen, sondern seinen ganzen Zeitvertreib auf die Unterhaltung mit der Gattin einschränken werde: das ist auch von dem liebevollsten feurigsten Jüngling kaum zu erwarten, und unter allen weiblichen Geschöpfen unter dem Mond, kaum eine, die dies als Weib zu bewirken vermöchte. Ein Glück für den Staat, für die Welt, daß sie dies nicht vermögen. Was für unthätige, kraftlose, müßige Halbmännergen würden wir herum irren sehen; wie elend würde es um Wissenschaften, Entdeckungen und Geschäfte stehen: wenn wir Mannspersonen, auch während der ganzen Ehe, von eben der rastlosen unumschränkten leidenschaftlichen Liebe für unsre Weiber beherrscht würden, die wir vor der Trauung für sie fühlen; wenn ihre Gegenwart in der Ehe eben die mächtige unwiderstehliche Ge-

walt unsre Sinnen und Geist von allen andern Gegenständen und Ueberlegungen abzuziehen hätte, die uns zu der Zeit begeistert, wenn wir um ihre Gunst werben, wo wir nur für sie Augen und Gefühl haben und selbst abwesend jede unsrer Gedanken Reihen an ihr immer vor uns schwebendes Bild ankettet.

Ungereimt handelt aber auch der Jüngling, der erwartet, daß seine Gattin die heitere lächelnde Miene, mit der sie ihrem Anbeter jedesmal entgegeneilte; die unermüdete Sorgfalt, mit der sie jede finstre Falte von seiner Stirne wegzuscherzen bemüht war; die zärtliche sanfte Nachgiebigkeit, die sie gegen jede seiner Grillen, jede seiner oft ungerechten Launen bewies; die vorzügliche Aufmerksamkeit, mit der sie in jeder Gesellschaft, unter jeder Beschäftigung, ihre Blicke allein auf den Geliebten heftete, in ihrem ganzen Betragen, in ihrem Putz, nur den Wunsch, ihm zu gefallen, ihm zu fesseln, verrieth: der einst auch unter jedem Verhältniß ohne eine einzige Ausnahme beibehalten werde. Zwar darf eine vernünftige Ehefrau nicht glauben, daß mit der Trauung alle Verbindlichkeit zur Sanftmuth, zur Freundlichkeit, diesen eigenthümlichen Waffen des schönen Geschlechts aufgehoben sey. Nein — auch die Gattin

soll die Achtung ihres Mannes durch Gefälligkeit beyzubehalten; soll die Last der Geschäfte und Sorgen, die ihn drücken, durch sanfte unschuldige Schmeicheleyen, durch frohen Scherz ihm zu erleichtern; durch Reinlichkeit und anständigen Putz den Werth ihrer Reize in seinen Augen zu erneuen suchen. Und wehe dem Mädchen, die dieses kluge Verhalten im Ehestand versäumt. Aber die beste Gattin ist doch auch Weib; ihre Liebe ist so gut Leidenschaft als die Liebe des Mannes. Auch jene hat, so gut wie diese, ihre Epoche, wo sie aufhört Leidenschaft zu seyn. Auch vom schönen Geschlecht gilt, was Sterne, das Orakel aller empfindsamen Seelen, sagt:

„Nicht jede Stunde, oder Tag, oder Woche
„im Leben eines Menschen, taugen zu gewissen
„Freundschafts-Pflichten. Empfindsamkeit ist
„nicht immer vorhanden. — "

Unbillig wäre es also von der Gattin, die im Kreis von ihren kleinen Lieblingen, in der Sorge für selbige und für ihr Haushalten vertieft, sitzt, zu verlangen, daß sie eben so heiter und munter um den Gatten herum tändeln soll, wie sie es als achtzehnjähriges Mädchen that; zu fodern, daß sie, den ganzen Tag und in jeder Gesellschaft, nur immer

mit ihrem Mann allein *) sich beschäftigen, oder immer mit eben der Sorgfalt und Genauigkeit ihren Putztisch um Rath fragen solle, als sie es als Geliebte that. Ein vernünftiger Ehegatte wird sich zufrieden, wird sich glücklich schätzen, wenn sein liebes Weib sich durchaus so beträgt, wie er es von dem innigsten Freund, von der zärtlichsten Freundin erwarten und fodern könnte; wenn er sich rühmen kann:

„— — ein freundlich Weib
„Nicht blos die Lippen dran zu laben,

*) Wenn Weiber auch nach den Flitterwochen noch den ganzen Tag, in jeder Gesellschaft, um das liebe Männchen herum hüpfen und herum küssen: so zeigt dies — von ihrer Seite entweder von Jugend, Einfalt, oder Affektation und Heucheley, — und von Seiten des Mannes, der so was fodert, von übertriebener Eigenliebe und Unverstand. Man überlasse die öffentlichen Ziereyen solchen Ehepaaren, von denen man schon weis, daß bey ihrer Verheyrathung weder Neigung noch häusliche Glückseeligkeit in Anrechnung kommen; und die sich alsdenn dadurch, daß sie vor den Augen der Welt die Rolle der Zärtlichkeit spielen, einigermaßen zu entschädigen und gleich Komödianten ihre Beruhigung darin suchen, wenn ihnen der Beyfall, daß sie gut agirt haben, zugeklascht wird.

„Nicht blos bey Tisch zum Zeitvertreib,
„Nein, auch zum Busenfreund zu haben.
Göckingk.

Wenn junge Eheleute bey Antretung ihres neuen Standes, auf diesen gemäßigten Ton, ihre Hofnungen, ihre Erwartungen herabstimmten und nicht oft an idealistischen Begriffen von einem glücklichen Leben, die sie der Himmel weis aus was für einem sonderbaren Gemengsel von Lektüre eingesaugt, hingen: dann würde manche Klage über getäuschte Hofnung, über Kaltsinn, manches kindische maulen, manche unnöthige Eifersucht unter Eheleuten, die sonst doch Anspruch auf ein glückliches zufriedenes Leben hätten, wegbleiben.

Es ist schon überhaupt unklug, ein liebenswürdiges Mädchen, einen edeln Jüngling, deßhalb gleich für ganz fehlerfrei zu halten, und vom Schimmer, den die Leidenschaft über den geliebten Gegenstand verbreitet, getäuscht, zu glauben, daß sich gar kein Flecken an ihm finden werde, daß man so glücklich sey, den leibhaften Grandison, das vollkommene Ebenbild einer Klarissa, einer Biron zu besitzen. Aber noch thörichter ist es, wenn man gerade diejenigen Fehler an seinem künftigen Ehegatten nicht zu finden

hofft, nicht dulten zu können glaubt, die mit andern rühmlichen Eigenschaften, durch die er sich unsre Liebe erworben, in so einer natürlichen Verbindung und Folge stehen, daß sie meist wie Schatten und Licht beysammen anzutreffen sind; von denen jener Wahlspruch gilt:

„Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten.„

und in Ansehung deren jede offenherzige Menschenseele mit Yorick sagen darf:

„Ich schäme mich meiner Fehler noch nicht, so „lange ich mich noch im Besitz eines kleinen Vor„raths von Tugenden fühle, der ihnen das Ge„gengewicht hält. —

Ein Mädchen also, die an ihrem Geliebten das ungestüme edle Feuer, das in allen seinen Handlungen hervorleuchtete, liebte: handelt unvernünftig, wenn sie erwartet, daß er als Ehegatte gar nie jähzornig seyn werde; sie handelt ungerecht, wenn sie von ihm fodern will, daß er auch in der größten Aufwallung jedes Wort mit dem gemäßigten schonungsvollen Ton aussprechen, jeden Ausdruck mit der ruhigen Sorgfalt abwägen solle, wie es sein kaltblütigerer Freund thun würde, in dem aber auch kein Fünkchen von jenem Feuer glimmt, das je-

nen begeistert und ihn eben dadurch in den Augen seiner Gattin den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern gab. — Wenn ein Frauenzimmer einen jungen Mann hauptsächlich deßwegen ihrer Wahl würdig fand, weil er in allen seinen Entschlüssen und Aeußerungen eine gewisse männliche Festigkeit und Standhaftigkeit verrieth; dann darf sie sich es auch nicht befremden lassen, wenn er gegen manche ihrer Einfälle und Vorschläge, wenn er in seinen häuslichen Einrichtungen vielleicht nicht immer so biegsam und willfährig ist, als mancher andre Ehegatte, der von jeher gewohnt war, in allem sich von andern Personen leiten zu lassen, nie einen festen eignen Willen zu haben. — Fand Dorinde Freude daran, ihren Verlobten als einen beliebten Dichter, als einen berühmten Schriftsteller rühmen zu hören: so mache sie sich auch darauf gefaßt, in mancher Stunde, die ein andrer in der gelehrten Welt verdienstloser unbekannter Mann in den Armen, an der Seite seines Weibs hinbringen würde, ihren Gatten entbehren, ihn an den Schreibtisch sitzen sehen zu müssen. — Und eine Schöne, die stolz darauf war, den Jüngling, der um so manche ihrer Gespielinnen herumflatterte und doch allen ihren Netzen entwischte, gefesselt zu haben: handelt

thöricht, wenn sie sich schmeichelt, daß er als Ehegatte sein flatterhaftes Temperament, seine Neigung zum Tändeln ganz auf einmal ablegen und künftig mit eben der Gleichgültigkeit und Ernsthaftigkeit, wie der grundgelehrte finstre Magister Duns in dem Zirkel junger reizender Mädchen und Weiber umher wandeln werde.

Eben so lächerlich handeln aber auch Mannspersonen, die hoffen und erwarten, daß — lebhafte, eitle, muthwillige Mädchen eben so durchaus eingezogen, haushältisch und ernsthaft in der Ehe sich betragen; — stille, schüchterne Schönen eben so belebt, heiter und unterhaltend seyn; — schwärmerische, sanfte, weibliche Seelen eben so zurückhaltend und weltklug sich gegen jedermann betragen sollen: als andre, die ihrem Karakter, ihrer Erziehung nach, gerade das Widerspiel von diesen sind und eben deßwegen zwar die Fehler jener nicht, aber auch ihre Vorzüge nicht besitzen.

9.

Ueber den Werth der Armuth.

Von Ernst.

Wir leben jezt in den Zeiten, von denen Horaz sagt:

Magnum pauperies opprobrium jubet
Quidvis facere et pati
Virtutisque viam deserit arduae.

„Armuth, eine große Schande! heißt uns „alles thun, und alles leiden, und verläßt „den stillen Pfad der Tugend.“ Man schämt sich keines Lasters so sehr als der Armuth, und um ihr zu entgehen, bietet mancher sich zu jedem feil. Wer auch noch nicht das Herz hat, sich dem Laster zu verkaufen, um der Armuth zu entgehen, der sucht doch seine Armuth wenigstens vor der Welt zu verbergen, und lügt durch seine Kleider. Die Zeiten sind vorüber, wo römische Feldherren von der Armee zum Pfluge zurückkehrten, wo sie zu ihrer Mahlzeit sich ein Gericht Rüben bereiteten, und dieses Geschäftes sich selbst vor Königlichen Gesandten nicht schämten.

Das waren freylich die Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens, aber wahrhaftig es macht den Wissenschaften wenig Ehre, daß sie mit der Unwissenheit zugleich jene edle Simplizität verdrängt haben, die oft Thaten erzeugte, welche wir nun bald für Fabeln halten werden.

O ich ehre, ich schätze die Armuth! die edelsten Gesinnungen fand ich oft da, wo ich Armuth fand! Ich verkenne nicht das Gute des Wohlstandes: aber wenn ich es auf der Wage der Vernunft abwiege, so hat er nur zweyerley vor der Armuth voraus: Mehr Gelegenheit zum Wohlthun und zu einer feinern Cultur. Aber auch das macht ihm die Armuth streitig. Doch ehe ich das untersuche, will ich erst mich erklären, was ich unter den Armen hier verstehe.

Heut zu Tage nennt man wohl schon denjenigen arm, der sich keine Equipage halten kann. Ich gehe noch weiter: ich halte selbst manchen von denjenigen für arm, welche sich die prächtigste halten; denn arm ist eigentlich der, welcher nicht so viel hat, als er braucht; und wie viel braucht nicht mancher! Ich nehme aber hier das Wort Armuth nicht in dem Sinne, den der Luxus unsers Zeitalters veranlaßt. Ich meyne unter den Armen solche, die ihre we-

nigen Bedürfnisse zwar bestreiten können, aber nothdürftig, und schließe alle diejenigen hier aus, welche aus Faulheit ihre Bedürfnisse nur mit der Wohlthätigkeit ihrer Brüder bestreiten. Eine solche Armuth wäre nicht drückend, nicht kummervoll, wenn das menschliche Leben nicht so vielen Abwechselungen unterworfen wäre, und in einem Lande, vom Luxus entnervt, die Mittel, Unterhalt zu erwerben, besonders in den großen Städten, wo er seine Residenz hat, so sparsam vertheilt, so dürftig, so unzulänglich wären. Aber unter solchen Umständen, so bald dem Armen etwas begegnet, das zum Loose der Menschheit gehört, so ist er sogleich unter den Klauen des fürchterlichsten Mangels. Solche Menschen brauchen Trost, brauchen Ermunterungen, nicht aus dicken Büchern, denn die können sie nicht kaufen, höchstens können sie sie einmal durchlesen, und das ist doch zu wenig für ihre ganze Lebenszeit. Für die bessern Menschen aus dieser Klasse schrieb ich diese Blätter. Meine Hauptsorge war, sie wohlfeil zu machen. Wenn eine Thräne, die im Begriff war, auf diese Blätter zu fallen, während des Lesens vertroknete, o wie wäre ich dann belohnt! Wenn das, was ich schrieb, jedem von ihnen nur Einen Seufzer

in ihrem Leben ersparte, wie wollte ich die Stunden segnen, in denen ich es schrieb.

Hat der Arme auch Gelegenheit zu einer feinern Cultur? — Was heißt Cultur? Ich verstehe darunter die Ausbildung aller Fähigkeiten der Seele und aller Fertigkeiten des Körpers. Die Armuth legt dieser Ausbildung mancherley Schwierigkeiten in den Weg. Aber wie oft werden Schwierigkeiten nur ein neuer Antrieb für den Eifer dessen, der dagegen zu kämpfen hat, und der Eifer siegt über die Schwierigkeiten. Alles, was zur Bildung des Geistes und Körpers dienen kann, Lektüre, Reisen, feinerer Umgang, Muse, das steht freylich dem Reichen entweder alles, oder doch größtentheils zu Gebote, und dem Armen bleibt manchmal nur übrig, sichs zu wünschen. Aber was wir leicht haben können, wird oft nicht sehr geachtet und nicht sorgfältig genug benutzt. Der Arme, dem alles schwerer wird, lauret auf jede Gelegenheit, bemächtigt sich jeder, die sich ihm darbietet, mit Hitze, und benutzt sie so gut als man sie benutzen kann. Ohne viel gelesen zu haben, ohne viel gereiset zu seyn, ohne viel Umgang gehabt zu haben, bringt ers oft so weit, daß man ihm alles das zutraut. Aber ein vorzüglicher Grad von Cultur ist

ihm auch nicht einmal durchaus nöthig. Er kann ohne sie immer ein sehr rechtschafner und brauchbarer Mann seyn, und man hält ihm den Mangel an Cultur wegen seiner Armuth gern zu gute, wiewol sie, wenn er sie besitzt, allemal eine seiner liebenswürdigsten Eigenschaften ausmacht, denn sie lehrt ihn seine Geschäfte auf eine edlere Art verrichten, sie leiht seinem Umgange eine gewisse Anmuth, sie erhöht das Glück der Freundschaft und der häuslichen Freuden, und hat auch auf die Erziehung der Kinder einen wohlthätigen Einfluß.

Hat der Arme eben so viel Gelegenheit zum Wohlthun als der Reiche? Ja, er hat sie. Man rechnet es den Reichen immer als einen Vorzug an, daß sie im Stande sind, mehr Gutes um sich her zu wirken als andre, und es ist wahr, sie können selbst in entfernten Gegenden Thränen abwischen, die sie nie zu sehen bekamen, Seufzer stillen, die nie zu ihren Ohren drangen. Sie können selbst nach ihrem Tode noch fortwirken, und wenn nichts von ihrem Grabstein mehr übrig ist, noch ihr Andenken im Seegen erhalten. Sie können auch auf die Besserung ihrer Nebenmenschen einen größern Einfluß haben. Schon ihr Beyspiel, weil es mehr in die Augen fällt,

wird allgemeiner bekannt, und wenn es tugendhaft ist, auch allgemeiner wirksam. Und die Tugend, in den Glanz des Reichthums gehüllt, hat auch für diejenigen einen Reiz, welche sonst Tugend an und für sich nicht sehr zu schätzen wissen. Von den Reichen hängen viele Menschen ab. Reiche können oft mit einem Wort, mit einem Blik, mit einer Miene die wankende Tugend befestigen, das schüchterne Verdienst aufmuntern, das freche Laster beschämen. Aber auch der Arme kann viel Gutes stiften. Er lebt den Unglücklichen, die die Wohlthätigkeit ihrer Brüder vorzüglich bedürfen, viel näher als die Reichen. Er hat also auch eine weitläuftige Bekanntschaft mit dem mannigfaltigen Elende, das sich über die Welt verbreitet hat. Vor ihm verbirgt der verschämte Unglückliche nicht seine Noth, di er oft dem Reichen verschweigt, weil er ihm zu wenig Mitleiden zutraut, oder weil ihn der höhere Abstand schüchtern macht. Sein einziger Umgang, seine einzige Gesellschaft beynahe sind Nothleidende, weil die Glücklichen und die Reichen nicht zu seines gleichen gehören. Und er kennt sie genauer; er weis, wodurch sie elend geworden sind, und ob sie es zu seyn verdienen. Er kann also seine Wohlthätigkeit allemal am rechten Orte

anbringen, und darf sich nicht, wie vielleicht mancher Reiche, durch die Furcht abschrecken lassen, seine Wohlthaten an Unwürdige zu verschwenden. Er sieht aber auch, wie so mancher, der durch seine Schuld unglücklich, und dadurch in den Augen der Welt ihres Mitleids und Beystandes unwürdig ward, dennoch mehr bedauert als verachtet zu werden verdient. Eine nähere Bekanntschaft mit solchen Unglücklichen entdeckt ihm die Fallstricke, in denen sie sich fiengen, die Versuchungen, unter denen sie fielen. Er bemerkt an den Gefallenen noch so manches Gute, das unter dem Schatten ihrer Leiden aufkeimt, emporwächset und Früchte für die Ewigkeit trägt. Kann er ihnen nichts Gutes thun, so kann er sie doch schonender als manche andre beurtheilen, und auch das ist Wohlthat. Vielleicht sind auch seine Lehren, Warnungen und Ermahnungen das Mittel, solchen Verirrten wieder zu rechte zu helfen. Er kennt die Noth seiner unglücklichen Brüder genauer, und weis, was für eine Art von Hülfe sie bedürfen. Nicht jedem Unglücklichen ist mit Gelde, oder doch nicht mit Geld allein geholfen; Rath, Trost, Belehrung ist ihm oft noch nöthiger. So kann der Arme, wenn er helfen will, allemal auf die beste und sicher-

ste Art helfen. Rath, Trost, Belehrung mitzutheilen, dazu ist er nie zu arm, dadurch kann er vielen nützlich werden, und nur der einzige Fall, wo Geld nöthig ist, schränkt seine Wohlthätigkeit ein. Ich berufe mich hier auf das Beyspiel Jesu. Wenn wir ihn auch nicht hier als unsern Erlöser, nicht als Wunderthäter betrachten, wenn wir sein wohlthätiges Leben auch nur von der Seite ansehen, da es auf Lehren und Unterricht verwandt wurde; o wie viel Gutes hat da nicht Jesus gestiftet! wie viel Irrende auf den rechten Weg gewiesen! wie viel Zweifelnde zu fester Ueberzeugung gebracht! wie viel Unwissende von ihrem Heile unterrichtet! wie viel Unglückliche geduldig leiden gelehrt! wie viel Verlohrne für die Ewigkeit gerettet! Und dies kann jeder Arme nach dem Maas seiner Fähigkeiten auch. Er findet unter den Nothleidenden, die ihn umgeben, offnere Herzen für seine Ermahnungen, Warnungen, Zurechtweisungen, als unter den Glücklichen. Hier herrscht nicht die falsche Schaam, die oft auch die sanftesten Erinnerungen für Beleidigungen annimmt; hier ist nicht die übertriebene Delikatesse eingeführt, die nur zu loben versteht, und wo sie nicht loben kann, schmeichelt, aber niemanden anders als hinter

seinem Rücken tadelt. Wie mächtig kann der Arme nicht auf das Herz seiner Brüder durch Trostgründe wirken, deren Kraft er selbst so oft erfahren hat, und die er deswegen auch doppelt werth hält, und mit erhöhter Theilnehmung und Wärme empfiehlt. Wie nachdrücklich kann er nicht Leidende zur Geduld und Gelassenheit im Leiden ermuntern, wenn er ihnen in seiner eignen Noth das Beyspiel davon giebt, oder gegeben hat! Wie viel kann er ihnen nicht durch seinen guten Rath nützen, wozu die Erfahrungen, die ihm Dürftigkeit und Noth haben machen lassen, ihn weit mehr in den Stand setzen, als den, der Dürftigkeit und Noth nie hat kennen gelernt! Wie leicht ist es ihm nicht, Vertrauen auf Gott dem Bekümmerten einzuflößen, da seine Schicksale mehrere und deutlichere Proben der göttlichen Vorsehung enthalten, als die Schiksale dessen, der noch nie für den folgenden Tag sorgen durfte!

Es giebt auch noch andre Arten wohlzuthun, die eben so viel werth sind, als das größte Allmosen, wenigstens zur Uebung der Menschenliebe, zur Bildung wohlwollender Neigungen eben so viel beytragen, weil sie öftrer vorkommen. Einen Trunk Wassers einem Durstigen reichen, einen Verirrten auf

die rechte Straße führen, einen Unkundigen für Fehlern, die er begehen, oder für Gefahr, in die er gerathen könnte, warnen, eine gefundene Sache dem Eigenthümer unentgeltlich zurückgeben, oder doch alle Mühe anwenden, um ihn auszuforschen, das sind Wohlthaten, die oft mehr als das gröste Allmosen Dank verdienen, und zu solchen Wohlthaten hat der Arme weit öfter Gelegenheit als der Reiche und Begüterte. Und es giebt auch Arme, edeldenkende ehrwürdige Arme, welche auch Allmosen von ihrer Armuth, von den magern Früchten ihres sauren Schweißes austheilen, und mit frohem willigen Herzen austheilen.

Ich habe nun 3 Jahre, schreibt ein Geistlicher aus Berlin, *) die Kollekte sammlen helfen, die jährlich zur Abstellung des Straßenbettelns veranstaltet wird, und dabey hier und da eine wirklich rührende Szene gehabt. Bey einem alten Schuhmacher, der oben in einem Dachstübchen wohnte, wollte ich mit meinen Begleitern wieder zurückgehen, weil wir gleich beym Eintritt in sein kleines Kämmerchen die allerbitterste Dürftigkeit erblik-

*) Zöllner, in seinem Lesebuch für alle Stände, wo ich nicht irre, im 5ten Theile.

ten. Er bat uns aber, einen Augenblick zu verweilen, und holte unter seinem Schurzfell eine kleine blecherne Büchse hervor. Sein ganzer Schatz, den er sich aus derselben in die Hand schüttete, bestand aus 5 Dreyern, die er einen nach dem andern vor sich hinzählte. „Diesen hier," sagte er, „brauche ich heute „Abend zu Brod, diesen zu Bier, diesen zu „Licht, diesen zum Frühstück, und diesen sol„len die Armen haben." Wir steckten den Dreyer in die Armenbüchse, und gaben dem guten alten Manne etliche Groschen aus unsern Taschen. Er nahm sie mit Dank an, und sagte: „Je nun, ich brauche es wohl, denn ich ha„be auf morgen noch keine Arbeit; aber es ist „mir doch auch sehr lieb, daß Sie meinen Dreyer „für die Armen nicht verschmäht haben."

Der Grenadier Huber *) vom Regiment Friedrich von Braunschweig lag 1778 im Lazareth zu Neiße. Neben ihm lag ein Füselier vom Regiment von Luc, dessen Frau nebst einem Kinde vor kurzem gestorben war, und ihm einen Sohn hinterlassen hatte. Der Füselier starb im Lazareth, und sein Sohn, ein Knabe von 10 Jahren, war von aller Welt verlassen. Sein Schicksal ging dem

*) Auch aus Zöllners Lesebuche, im vorhergehenden Theile.

rechtschafnen Huber nahe. Er suchte ihn zu trösten, indem er ihm versprach, wenn er Zutrauen zu ihm haben wollte, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Und ohnerachtet er nichts als sein Traktament zu verzehren hatte, hielt er sein Wort treulich. Als er wieder genesen war, nahm er den Knaben mit nach Jägerndorf, wohin das Bataillon gegangen war; er kleidete und pflegte ihn, und that mehr an diesen Verwaiseten, als tausend Eltern an ihren leiblichen Kindern thun. Da endlich der Friede geschlossen wurde, brachte er ihn mit nach Berlin, schickte ihn in die Schule, und gab ihn nachmals bey einem Flormacher in die Lehre. Hubert hat selbst Kinder, aber nie fand man, daß er einen Unterschied machte zwischen seinem angenommenen Kinde und seinen eignen. Er behandelte sie alle mit gleicher Zärtlichkeit, und was desto bewundernswürdiger ist, seine Frau hat ihm nie den geringsten Vorwurf gemacht, daß er bey ihren Umständen, die sie kaum vor eigner Noth sicherten, noch einen neuen Kostgänger mitgebracht hätte; sie verpflegte ihn vielmehr nach ihrem besten Vermögen, und behandelte ihn liebreich. Vorzüglich schön zeichnet sich die Denkungsart dieses würdigen Grenadiers aus, da er für alle seine Wohlthaten nicht den

Dank erhielt, den er hätte erwarten können. Der Knabe nämlich hatte begüterte Anverwandte in Schlesien, die ihn ausgekundschaftet hatten, und ihm unter der Hand sagen ließen, er möchte zu ihnen kommen. Da ein Lehrpursche vom Flormacher-Gewerk schon einen Wochenlohn bekommt, so nahm Hubert denselben zu sich, um seinen Pflegesohn davon zu bekleiden und zu beköstigen. Dieser fürchtete, Huber möchte deßwegen seiner Abreise entgegen seyn, verließ seinen Wohlthäter heimlich, ohne ein Wort zu sagen, und schrieb erst, da er bey seinen Anverwandten angelangt war, warum er weggegangen sey. „Ich kanns „ihm nicht verdenken," sagte der gute Mann, mit dem Tone eines verkannten und dadurch gekränkten Herzens, „daß er zu seinen Anver„wandten ging, wo ers besser hat, als bey „mir. Nur sagen hätte er mirs sollen, und „ich würde mich über sein Glück gefreut ha„ben. Entgegen wäre ich ihm nicht gewesen, „Gott behüte mich dafür." — Denn ein frommer Wunsch für sein künftiges Wohl, und ein Lob seiner guten Eigenschaften.

Auch ein Beyspiel von Jesu will ich anführen, weil man vielleicht nicht genug bemerkt, wie viel Edelmuth darinnen liegt. Jesus hatte 7 Brode und einige Fische für

sich und seine Jünger auf die Reise mitgenommen, die ihn in eine Gegend führte, wo von Eßwaaren wenig oder nichts zu haben war. Eine Menge Volks folgte ihm, zehrte unterwegs den mitgenommenen Reisevorrath auf, und war in Gefahr, auf der weiten Rückreise zu verschmachten, ehe sie sich neuen anschaffen konnten. Aber siehe! Jesus theilte das, was kaum für sich und die Seinigen hinreichte, unter das Volk, und behielt für sich weiter nichts übrig, als das Bewußtseyn, edel und gros gehandelt zu haben.

Wenn aber auch der Arme wenig oder gar nichts für seine Nebenmenschen thun kann, so bleibt ihm doch noch übrig, ihnen Gutes zu wünschen, und für sie zu beten, und dies hat in den Augen Gottes, der nicht blos auf unsre Hände, sondern auch auf unser Herz sieht, einen großen, o einen unschätzbaren Werth! Ja ihr guten wohlthätigen Seelen, denen, um recht viel Gutes wirken, um recht viele Menschen zu erfreuen, weiter nichts fehlt, als das Vermögen; auch eure guten Gedanken, auch eure menschenfreundlichen Wünsche, auch eure edlen Empfindungen sind vor Gott Thaten, sind Quellen süßer Freuden in der Ewigkeit, sind Edelsteine in die

Krone, die für euch am Throne Gottes aufgehoben ist.

Der Arme hat viel Veranlassung zur Menschenliebe. Schon die vielfältige Benutzung so vieler Gelegenheiten zum Gutesthun macht, daß ihm die Ausübung der Menschenliebe zur Lust, und endlich zum Bedürfniß wird, denn wir können uns eben sowohl an Gutesthun gewöhnen, wie wir uns an Spiel oder Müßiggang gewöhnen können. Aber der Arme hat auch noch viele andre Ermunterungen zur Menschenliebe. Er ist wegen seiner Armuth manchen Sorgen, Kümmernissen, Schmerzen und Kränkungen ausgesetzt. Er weis es aus Erfahrungen, die ihm nie aus dem Gedächtnisse kommen, wie tief den Dürftigen unverdiente Verachtung, wie tief den Wehrlosen unbillige Härte schmerzt. Er kennt das Peinigende des Hungers, und der Blöße in schneidendem Forst. Lebhaft ist daher bey ihm das Gefühl des Mitleides gegen Unglückliche, die eben das leiden, was er litt, oder von deren Leiden er sich doch durch seine eignen eine lebhaftere Vorstellung machen kann. Der Arme hat wegen seiner Armuth in tausend Fällen den Beystand andrer nöthig, daher muß er sich um ihre Liebe, um ihre Achtung bewerben, und wenn es ihm

nur nicht an den Eigenschaften fehlt, welche Liebe und Achtung verdienen, so bewirbt er sich nie darum vergebens. Die erworbene Liebe und Achtung wirkt Gegenliebe. Je mehr man von den Menschen geachtet wird, desto vortheilhafter urtheilt man von den Menschen. Der Arme weis es aus Erfahrung, wie sehr ihn in seinem Leiden oft schon ein mitleidiger Blick, ein gutgemeynter Wunsch eines Menschenfreundes erquickte, der ihm weiter nichts als dieses geben konnte. Er weis es aus Erfahrung, wie einem Unglücklichen wohl ist, dem eine unvermuthete Hülfe auf einmal Munterkeit und Kräfte wieder schenkt. Freude ists ihm daher, wenn er andre auch die süßen Gefühle theilhaftig machen kann, an die er sich noch immer mit so vielem Vergnügen zurück erinnert. Seine Bekanntschaft erstreckt sich mehrentheils nur auf solche, die eben so arm, oder auch noch ärmer, und vielleicht auch viel unglücklicher sind, als er. Seine Bekanntschaft muß also sehr weitläuftig seyn, weil es der Armen, der Nothleidenden nicht wenige giebt. Aber unter einer so weitläuftigen Bekanntschaft muß auch eine beträchtliche Menge guter Menschen seyn, die eines bessern Schicksals würdig

dig wären. Er hat also, wenn er Gutes thun will, auch allemal das Vergnügen, würdigen Menschen wohlzuthun, und o dann ist das Vergnügen des Wohlthuns noch einmal so süße, und die Ausübung der Menschenliebe muß um so viel eher Fertigkeit, Bedürfniß werden. Noth und Kummer macht oft Menschen zu Freunden, die einander zum erstenmale begegnen, und ein Unglücklicher braucht, um einen andern lieb zu gewinnen, oft nichts weiter, als ähnliche Schicksale und Empfindungen zu bemerken. So hängt der Arme schon wegen dieser Aehnlichkeit der Schicksäle und Empfindungen mit der ganzen zahlreichen Klasse der Armen und Unglücklichen zusammen; aber viele Bande knüpfen ihn auch an die Klasse der Reichern und Glücklichern. Er hat doch in seinen vielfachen Leiden manchen Menschenfreund kennen gelernt, der seinen Beutel und sein Ansehen grosmüthig zu seiner Rettung verwendete; und je auffallender seine Unglücksfälle waren, und je mehr sie in der Welt bekannt wurden, desto mehrere Bekanntschaften dieser Art konnte er machen. Und was seinen Erfahrungen noch fehlt, das ersetzen die Erfahrungen so vieler Unglücklichen unter seinen Bekannten. Auf diese Art

steht der Arme gleichsam im Mittelpunkt der Menschenliebe, und alle Klassen der Menschen sind seinem Herzen nahe genug, um es anzuziehn.

Der Arme wird weniger geachtet; aber die Achtung, die ihm wiederfährt, ist desto aufrichtiger. Ich will jetzt nicht untersuchen, was Vernunft und Billigkeit über diejenige Austheilung von Ehre und Achtung entscheiden, welche blos nach dem Eindrucke des Aeußerlichen bestimmt wird. Die Sinnlichkeit läßt sich nur gar zu leicht durch den Glanz, der den Reichen umgiebt, blenden, und wider den dürftigen Aufzug und die schüchterne Miene des Armen einnehmen. Daher kommen hauptsächlich jene Vorurtheile wider die Armen, welche freylich oft auch durch die niedrige Art zu denken und zu handeln, zu der manchmal der Arme erzogen wird, Unterstützung erhalten. Viele trauen jedem Armen Habsucht, Eigennutz oder Faulheit zu, weil manche unter ihnen diese Fehler wirklich nicht verleugnen können. Aber für den, der dieses Urtheil und die damit verbundene Verachtung nicht verdient hat, ist sie auch kein Unglück. Eine unverschuldete Verachtung lehrt uns den Werth der Achtung bey Menschen richtig beurtheilen. Wir lernen aus Erfahrung, daß

diese Achtung sehr oft nur äußerlichen Vorzügen zu theil wird, und nicht allemal die Belohnung des Verdienstes ist. Eine tröstliche Erfahrung, die uns nicht darüber misvergnügt werden läßt, daß wir diese Achtung nicht genießen! Eine nützliche Erfahrung, die uns auf dem Wege zur wahren Weisheit ein beträchtliches Stück weiter fortrücken läßt, denn die wahre Weisheit besteht darinnen, daß man über alle Dinge, welche den Menschen angehn, richtig urtheilen lernt. Edle Seelen werden durch die Verachtung, die ihnen ohne ihr Verschulden wiederfährt, angetrieben, sich desto mehr des Gegentheils würdig zu machen, nicht um Achtung vor der Welt zu erzwingen, sondern um sie bey dem Bewußtseyn ihres Werthes ohne Kummer entbehren zu können. Voll von diesem erhabenen Bewußtseyn ihres Werthes, das doch immer mit der christlichen Demuth sich sehr gut vereinigen läßt, verachten sie alle jene Kunstgriffe kleiner Seelen, wodurch sie ihre Armuth wenigstens eine Zeitlang vor der Welt zu verbergen suchen, und scheuen sich nicht, ihre dürftigen Umstände allen Urtheilen der Welt blos zu stellen, so wie sie auch Jesus Christus ohne Bedenken durch sein Aeußerliches und durch seine ganze Lebensart verrieth. Es

giebt kleine niedrige Seelen, welche dem Armen aus seinen dürftigen Umständen einen Vorwurf machen können, und das sogar in der grausamen Absicht, ihn dadurch zu kränken. Es giebt auch Arme, für welche ein solcher Vorwurf eine wirkliche Kränkung ist; aber edle Seelen, die von Jesu Weisheit gelernt haben, nehmen solche elende Vorwürfe mit Stillschweigen und ruhiger Kälte auf. — Wenn der Arme auch von denen, welche den Werth des Menschen nur nach seinen Kleidern oder nach seinen Capitalien bestimmen, verachtet wird, so findet er doch auch noch immer einige, die seine guten Eigenschaften zu entdecken und zu schätzen wissen; und diese Achtung ist um so viel aufrichtiger, je weniger seine Umstände den Eigennutz der Schmeichler verführen können, ihn mit dem äußerlichen Schein von Achtung zu betrügen; sie ist um so viel gerechter, je weniger sein Aeußerliches die Sinnlichkeit bestechen kann, die nur dem Glanze des Reichthums und äußerlichen Vorzüge huldigt. Die Achtung, die dem Armen wiederfährt, ist ächter, unverfälschter Beweis seiner Verdienste, und ist daher um desto ehrenvoller, um desto rühmlicher für ihn. Man schätzt Verdienste bey dem Armen um so viel höher, weil man sie weniger bey ihm vermu-

thet, weil man weis, wie viel Hindernisse er zu bekämpfen hatte, um sie zu erwerben, weil man es blos seinem Fleiße und seiner Geschicklichkeit zuschreiben muß, daß er sie erwerben konnte. Zur Ermunterung für Arme, und zum Beweise, daß auch sie es weit bringen können, wenn sie nur wollen, führe ich aus Sanders Reisen das Beyspiel der Mad. Biheron in Paris an. Diese hatte von Jugend auf einen unüberwindlichen Hang zur Anatomie des Menschen, fand aber, als die Tochter eines gemeinen Bürgers in Paris, keine Gelegenheit dazu; aber sie las, sie sah, was sie bekommen konnte, und fing ohne Collegia und Unterricht selber an zu anatomiren. Ihre Eltern und Freunde widersezten sich; sie lies Cadaver durch Soldaten stehlen, versteckte sie unter das Bette, wenn sie gleich schon halb faul waren, und studierte daran Zergliederungskunst. Endlich fing sie an, den menschlichen Körper mit Wachspoußiren nachzumachen, und brachte es darinnen zu einer Vollkommenheit, die ihres gleichen nicht hat. Sie hat die feinsten Theile des menschlichen Körpers mit unnachahmlicher Geschicklichkeit und bewundernswürdiger Genauigkeit nachgemacht.

Der Arme hat oft Gelegenheit, sich im Vertrauen auf Gott zu üben. Manchmal ist er so sehr von allen Menschen verlassen, daß ihm weiter keine Hülfe übrig bleibt, als die er von Gott erwartet. Desto wichtiger wird ihm diese Erwartung, die einzige Stütze, die seine wankende Ruhe noch aufhält. Desto begieriger sucht er alle Beweise der göttlichen Vorsehung auf, desto willkommner ist ihm jede Erfahrung göttlicher Hülfe, die er selbst erfährt, oder aus fremden Schicksalen sammlet. Was man wünscht, ist man immer geneigt zu hoffen, und wenn auch Stürme auf Stürme folgen, und alles sich verschworen zu haben scheint, uns zur Verzweiflung zu bringen, so ringt die Hofnung doch immer noch gegen das Unglück, das sie niederschlägt, und eben dieses Ringen vermehrt ihre Kräfte. Auch läßt sichs von der göttlichen Vorsehung nicht anders erwarten, als daß sie dem Armen seine Bekümmernisse auch mit aus der Absicht zuschickt, um ihn dadurch fester zu überzeugen, daß auch er ein Gegenstand der göttlichen Vorsorge sey. Gründe überzeugen wohl auch; aber Gründe stehen unter der Vormundschaft der Vernunft, und wer weis nicht, wie schlecht die Vernunft manchmal ihre Vormundschaft verwaltet! Selbst die Tröstungen des göttlichen

Wortes dringen in gewissen trostlosen Stunden nicht bis zum Herzen. Dann sind Erfahrungen von der göttlichen Vorsehung eine sehr schätzbare Hülfe. Und Gott lenkt immer die Schicksale der Armen bey ihren Bekümmernissen so, daß diese Erfahrungen ihnen gleichsam in die Hände laufen. Eine Mutter gab ihrem Sohne, der auf die Akademie ging, ein zusammengewickeltes Papier. Mehr habe ich hier nicht, sagte sie, indem sie den Schrank wieder zumachte: aber (sie legte ihr Herz an sein Haupt, indem er ihre Hand küßte) hier habe ich mehr. — So ungefähr gab der Vater eben diesem Sohne, als dieser von der Brücke in das Schiff hinabgehen wollte, eine angebrochene Zehnthalerrolle; Gott weis, sagte er, ob ich dir je mehr schicken kann! Nimm dies, und aßigniire dich auf die Vatergüte Gottes. Sehr spät erst sah dieser Sohn sich in der fast trostlosen Nothwendigkeit, das mütterliche Papier zu öfnen. Vier Groschen fand er — und diese waren hinreichend, seine Noth zu heben. Das ist Wahrheit mein Leser, (setzt der Verfasser von Sophiens Reisen hinzu, woraus ich diese Geschichte genommen habe,) und gehst du auf dem Pfade frommer Eltern, so wirst du jenem Sohn in der Ewigkeit mehr erzählen.

Ihr armen Eltern und Kinder! habt Glauben an Gott!

Den Armen macht seine Armuth auch mit mehrern Armen bekannt, von denen doch gewiß jeder etlichemal in seinem Leben Proben der göttlichen Vorsehung erfahren hat. Eben die Bekümmerniß, die ihn drückt, eben die Klagen, die sie ihm auspreßt, öfnen ihm den Schatz von Erfahrungen dieser Art, die seine Bekannten gesammlet haben. Ein jeder bringt zum Vorschein, so viel er in seinem Vermögen hat, und der Vorrath von wahren und wirksamen Trostgründen, den er auf diese Art zusammenbringt, ist ein Gewinn von unschätzbarem Werthe, ist ein Reichthum, um den ihn mancher Reiche beneiden könnte. — Wenn aber der Arme so überzeugende Beweise von Gottes Vorsorge, und in solcher Menge einsammlet, sollte das nicht sein Herz zum allgemeinen Wohlwollen neigen? sollte er nicht diese allesumfassende Güte, die ihm in seinen Kümmernissen so sehr zu statten kommt, nach ihrem Werthe schätzen, und weil er sie zu schätzen weis, auch nachahmen? Wer im eigentlichsten Verstande von Gottes Güte lebt, sollte der gegen seine Brüder hart seyn können? Wer Gottes Wohlthätigkeit so nöthig hat, sollte der sich ihrer

nicht durch Liebe gegen diejenigen würdig zu machen suchen, welche gleichen Antheil mit ihm an Gottes Güte haben?

Der Arme kann leichter zufrieden werden; so wie unser Vermögen wächst, vermehren sich auch unsre Bedürfnisse. Die vornehmste Sorge vieler Reichen ist, entweder ihre Schätze noch zu vergrößern, oder sie zu genießen. In beyden Fällen werden ihrer Bedürfnisse mehr, aber ihre Ruhe wird auch um so viel abhängiger. Es sind nicht zwei oder drei, es sind hundert, es sind tausend Herren, welche über sie gebieten, immer einer schwerer zu befriedigen, als der andre. Es ist oft gesagt worden, (und eben das ist ein Beweis, daß es oft gesagt zu werden verdient,) es ist oft gesagt worden, daß die Ruhe der Seele nur bey wenigen Bedürfnissen bestehen kann, und zwar bey solchen, die leicht zu befriedigen sind. Der Arme, wenn er nicht ehemals reich war, kennt keine andern. Vieles, das dem Reichen unentbehrlich ist, bleibt ihm so fremd, daß er nicht einmal damit umzugehen weis. Freylich wünschte er manchmal, das auch zu besitzen und zu genießen, was die Klasse von Menschen besitzt und genießt, die den Uebergang von den Armen zu den Reichen macht. Diese ist ihm näher, und der Luxus, der un-

ter ihr herrscht, fällt ihm mehr in die Augen, als der größere der Reichen. Aber sein gütiges Geschick versagt ihm die Mittel zu dem, was er wünscht, und verschließt ihm alle Hofnung, es jemals zu erlangen, und dadurch bleibt seine Zufriedenheit gesichert. Wenn er nur etwas davon erlangen könnte, oder nur Hoffnung dazu hätte, so würden seine erhizten Begierden noch größre Forderungen machen; und erlangten sie unglücklicherweise auch diese, so würden sie immer stärker erhizt, und immer mehr verblendet, seine Ruhe und sein Gewissen zertreten, um nur kurze Freude und lange Quaalen zu erhaschen. Wie glücklich ist der Arme, daß er genöthiget ist, gleich den ersten Wink der Versuchung abzuweisen, der sich am leichtesten abweisen läßt!

Unsre Ruhe hängt auch von andern Menschen ab, und wir können mit aller unsrer Vorsicht oft nicht verhindern, daß andre sie uns zerstöhren. Unsere Ehre, unser Vermögen, alles was uns lieb ist, nur unsre Tugend ausgenommen, (und auch diese nicht allemal) ist in den Händen andrer Menschen. Je weniger wir ihre Aufmerksamkeit auf uns ziehen, je weniger sie es der Mühe werth halten, uns zu schaden, zu berauben, zu bevortheilen, des-

sto fester ist unsre Ruhe gegründet. Diesen Vortheil hat nur der Arme.

Man sollte kaum glauben, wie wohlfeil er lebt, wenn er an seine Armuth gewöhnt ist. Und so wenig, als er braucht, zu erwerben, dazu wird immer Rath so lange er gesund ist, und wenn er es auch nicht ist, oder vor Alter und Schwachheit nicht mehr arbeiten kann, so reichen doch wenige Beyträge zu, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Und Menschenfreunde, glaube ich, giebts noch genug, die sich des kranken, schwachen, abgelebten Armen annehmen, wenn er nur Gelegenheit hat, ihnen bekannt zu werden.

Bey Unglücksfällen, für denen ein ganzes Land zittert, ist nur eine Klasse von Menschen ruhig, und das sind die, welche nichts zu verliehren haben. — Thränen fließen in den Hütten der Armen auch, und ich habe vorhin gesagt, daß oft auch die Verzweiflung sie besucht, aber ich habe auch erinnert, daß eben diese Verzweiflung am Ende ein desto dauerhafteres Vertrauen auf Gott zurückläßt. Der Arme lernt nach und nach leiden, das heißt, er wird der Leiden so gewohnt, mit ihren Vortheil, und mit den Mitteln, sie zu erleichtern, so bekannt, daß seine Gemüthsruhe sich endlich mit ihnen aussöhnt. Der Reiche,

der Glückliche hat lange Zeit nöthig, ehe er es so weit bringt.

Dauerhafte Gemüthsruhe ist das beste Rezept zu einem gesunden und langen Leben. Und der Arme kann sie haben, und der vernünftige Arme hat sie gewiß. Die Arbeiten des Armen sind mehrentheils die gesündesten, ich nehme die Arbeiten mancher Handwerker aus, besonders wenn sie in einer verschlossenen Werkstatt arbeiten müssen; von diesen gehören freylich auch viele zur Klasse der Armen, und diese wünschte ich der Menschenliebe der Reichen ganz vorzüglich empfehlen zu können. — Aber Reiche, und solche, welche sich von den Armen auszeichnen, sind oft bey einer kerkerähnlichen Lebensart zu einer eben so ungesunden und faulenden Luft verdammt, und ihr Körper ist weniger dazu gemacht, den Einflüssen einer solchen Luft zu widerstehen. Die Kost des Armen kommt unmittelbar aus den Händen der Natur. Die Kunst, sie zu vergiften, kennt er nicht, oder kann sie nicht bezahlen. Ueberhaupt ists nur ihm vergönnt, nach den Vorschriften der Natur zu leben. Er gilt zu wenig, um von der Mode, von äußern Verhältnissen in Anspruch genommen zu werden. Wie bedauernswürdig sind oft die, welche die Ehre haben, ihre Opfer zu seyn! Wis-

sen, daß man seine Gesundheit aufs Spiel sezt, und doch nicht ausweichen zu können, und nicht darüber klagen zu dürfen, daß man sie aufs Spiel setzen muste, und noch dabey Freude heucheln müssen, und für das Gift, das man verschluckte, danken zu sollen, das ist zu hart! — O ihr Armen, ihr wißt nicht, von welchem Joch euch die gütige Vorsicht befreyte!

10

Freiheit.

Vom Herrn Dr. Reimarus.

H. Nun Vetter! du bist ja in Amerika gewesen, und kannst also darüber urtheilen, was Freiheit ist.

A. O ja! ich habe in Amerika, und auch anderwärts, wohl erfahren, was Freiheit ist, und auch, was nicht Freiheit ist; und wenn du nur etwas umher gereiset wärest, so könntest du auch in Europa schon Vergleichungen anstellen.

H. Hier zu Lande sieht man doch wohl keine rechte Freiheit.

A. Wohl nicht eine solche Freiheit, als du dir vorzustellen scheinest — etwa ohne

Aufsicht und Ordnung zu leben —, dabey du so übel fahren würdest, als ich dabey gefahren bin.

H. Wie so? wie gieng es dir denn?

A. Höre! ich war, wie du weist, ein junger rascher Mensch, als ich nach Amerika gieng. Da war ich dann nicht zufrieden mit der Einrichtung und den Gesetzen. Dies sollte ich nicht thun: das sollte ich nicht thun: dann sollte ich Abgaben entrichten: dann ward ich vor Gericht gefordert, u. s. w.

H. Und was thatest du dabey?

A. Ich entschloß mich kurz, gieng davon, und bauete mich an der Grenze des Landes an, wo das Gebiet aufhöret, wo man noch unter keiner Regierung steht. Da konnte ich thun und lassen, was ich wollte, jagen, fischen, pflanzen, ohne jemand Rechenschaft zu geben.

H. Das war also doch ein glückliches Leben, dessen du recht froh seyn konntest.

A. Anfangs gieng es noch ziemlich wohl: aber bald fand ich es anders.

H. Wie so? Hattest du etwa lange Weile?

A. Das gewiß nicht: ich hatte viel mehr und schwerere Arbeit als vorher, um mich nur mit dem Nöthigsten zu versorgen.

Aber nun ward mein Sohn krank, dessen ich zur Hülfe sehr bedurfte. Ich wuste keinen Rath, und muste ihn sterben sehen. Meine Frau hätte ich auch bald im Wochenbette verlohren, und ich selbst litte sehr durch Mühe und Sorgen: doch rettete mich noch meine starke Leibesbeschaffenheit.

H. Gieng es hernach denn besser?

A. Keinesweges. Da kam ein Indianer, der fuhr mich trotzig an — „Was unterstehst du dich, in unserm Jagdrevier dich zu setzen! Noch sage ich es dir, aus Freundschaft für deine Nazion, packe dich, oder wir werden dir das Fell über den Kopf ziehen.„

H. So giengst du also wieder zurück.

A. Das that ich sogleich noch nicht. Ich sahe, daß er unbewaffnet war. Daher glaubte ich, meine natürliche Freiheit brauchen zu können, griff geschwind zu meinem Gewehre, und sagte — ja, packe du dich, oder ich will dich auf den Sand hinstrecken.

H. Nun warst du also wieder frey und gutes Muthes.

A. Gutes Muthes war ich schon eigentlich nicht, da sich der Gedanke in mir empörte, daß der Kerl doch im Grunde Recht hätte, mich von seiner Grenze wegzuweisen: und dann fiel es mir auch ein, es mögten ih-

rer mehr kommen, deswegen ich schon die Nacht nicht schlafen konnte.

H. Und was geschahe?

A. Sogleich bot er die andern seines Stammes auf, und schon am folgenden Morgen kam ihrer eine gute Anzahl, die trieben mein Vieh weg, schnitten mein türkisch Korn ab, und plünderten mein Haus, aus welchem ich nur froh war, bey Zeiten mit Weib und Kind zu entfliehen, und zu den friedlichen Provinzen zurückzukommen.

H. Das war freilich eine schlimme Probe der Freiheit des Naturstandes, und ich sehe wohl ein, daß der Mensch nöthig hat, sich in Gesellschaft zu verbinden.

A. Recht so: und die dringende Ursache — damit er vor Gewalt geschützt werde, und der Früchte seines Fleißes in Ruhe und Sicherheit genießen möge.

H. So müste man also den Gedanken der Freiheit aufgeben.

A. Was willt du denn unter Freiheit begreifen?

H. Ey: daß ich thun kann, was ich will, und niemand mir zu befehlen hat.

A. Und das will denn dein Nachbar auch, so wohl, als du. Bleibst du dann si-

cher,

cher, ohne Zwang? War es nicht die Gesellschaft, die uns Freiheit und Eigenthum schützen muste?

A. Ich sehe, daß ich etwas nachgeben muß, und, daß wir uns wohl darüber vergleichen müssen, wie sich einer gegen den andern zu betragen hat.

A. Wohl! und so kommen wir auf den Grund, den ich dir nun erklären kann, da ich durch Erfahrung und Nachdenken belehrt worden bin.

H. Ich glaube schon etwas zu errathen.

A. Gut. Du bemerktest wohl, daß wir uns vergleichen musten, das heißt, einer muste dem andern etwas versprechen. Daraus folgen denn durchaus in der ganzen Gesellschaft wechselseitige Rechte, etwas zu fordern, und Pflichten, etwas zu leisten. Dies ist es nun, was man den gesellschaftlichen Bund nennet, darauf alle Staatsverfassungen beruhen. Diesen Bund gehen wir also doch freywillig ein, indem wir uns eine Gesellschaft wählen, oder, wenn wir darin gebohren sind, darin bleiben: unsere Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke ist Freiheit.

H. Das ist wahr: aber so billig geht es doch in der Welt nicht zu.

A. Nun: wir wollen also betrachten, was dieser Bund wesentlich mit sich bringt, und was dagegen unbilliger Weise von den Mitgliedern erheischt wird — Der Grund oder Zweck ist ganz einfach, und daher auch das Wesentliche des Bundes. Ein Mitglied der Gesellschaft verbindet sich sowohl als das andere. Es giebt also keine Rechte ohne Pflichten: keine Pflichten ohne Rechte, und nur die Bedingungen, die dem Zwecke dieses freien Bundes gemäß sind, und zu dessen Aufrechthaltung erfordert werden, müssen für gültig geachtet werden. Diese sind offenbar. — Beleidige du mich nicht: ich will dich wieder nicht beleidigen. Stöhre und beschwere du mich nicht in meinen Angelegenheiten: ich will dich auch nicht stöhren oder beschweren. Stehe du mir bey und sey mir behülflich: ich will dir wiederum beystehen und behülflich seyn — Dies ist unser aller freier Wille, weil es unser aller Vortheil ist: denn, würden wir nicht alle, wenn wir jetzt noch Mann für Mann gefragt würden, gern und willig diesen Bund, der auf die Gleichheit der Menschenrechte beruhet, eingehen?

H. Ich gedenke ja: wenn er nichts weiter mit sich brächte.

A. Dies Weitere können wir auch leicht einsehen: es fließt ganz natürlich daraus — Fürs erste. Wir wollen doch, daß der Bund erfüllet und aufrecht erhalten werde. Es müssen also Personen bestellt seyn, denen die ausübende Macht, dies zu bewirken, anvertrauet ist: das heißt, es muß eine Obrigkeit im Staate bestellt seyn. — Zweitens: die zur Erhaltung und zu den Bedürfnissen des Ganzen erforderte Kosten müssen hergeschafft, folglich von den Mitgliedern beigetragen werden, das ist: es müssen Abgaben entrichtet, Auflagen bewilligt werden.

H. Das muß ich zugestehen. Du kannst aber doch nicht läugnen, daß es viele Ungerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft giebt. Soll man denn das alles so schlechtweg dulden?

A. Ey nun: das sind ja nicht Folgen, sondern Abweichungen von unserm Bunde, und wenn dieser in wesentlichen Stücken von dem einen Theile der Gesellschaft übertreten würde; so wäre freilich auch der andere nicht daran gehalten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0293
DFG

H. Wo bleibt aber die Gleichheit der Rechte, da der eine befiehlt, der andere gehorchen muß?

A. Die Gleichheit liegt in dem Versprechen, und in der Pflicht, das Versprochene zu halten.

H. Und die Freiheit? sind denn die Diener sowohl frey, als die Herren?

A. Allerdings; das müssen sie in einem rechtmäßigen Staate seyn. Ich rede nicht von Sklaven; die sind nur durch Gewalt und Obermacht in ihren Zustand gesetzt, und können also, wenn sie einmal die Oberhand bekommen, sich wieder davon befreien. Aber unsere Dienende haben ihre Freiheit, genießen ihre Rechte so gut als die Herren. Sie stehen ja nur im freiwilligen Kontrakt mit uns. — Willt du mir, sage ich, die und die Dienste thun, dich so und so betragen; so gebe ich dir solchen Lohn, u. s. w. Das geht er ein, und wir sind beide freiwillig verpflichtet, der Kontrakt mag schriftlich, wie bey einigen geschiehet, oder nur mündlich geschlossen seyn. Hat der Herr seine Vortheile, so hat er auch manche Sorgen, davon der, so ihm dienet, und um Brod, Kleidung und Wohnung unbekümmert lebt, befreiet ist.

H. Das begreife ich.

A. Du wirst wohl gehört haben, daß unsere armen Landesleute, die, um einer Bedrückung und einem mühseligen Leben zu entgehen, dabey sie nichts erübrigen konnten, sich nach Amerika begeben, sehr in ihrer Hoffnung betrogen würden, weil man sie dort zu Knechten verkaufte.

H. So sagt man.

A. Ich will dir aber erzählen, was die Wahrheit ist — Der Mensch muß doch für die Ueberfahrt und Beköstigung auf dem weiten Wege bezahlen. Er hat aber nichts. Nun wird hier, z. B. in Rotterdam, ein ordentlicher Kontrakt, nach gedrucktem Formular, mit dem Rheder geschlossen — „Ich Endesunterschriebener bin für Fracht, nebst ausdrücklich bestimmter Verpflegung und Beköstigung, bis zu dem benannten Ort, für mich und die Meinen so viel schuldig, und habe noch so viel Vorschuß erhalten, welches ich in Amerika zu bezahlen verspreche„ — Nun kommt er hin: hat aber wieder nichts. Findet er dort einen Freund, der für ihn bezahlt, so kann er anfangen, was er will. Wo nicht; so ist das sehr billige und zuträgliche Mittel getroffen, daß er sich dafür auf gewisse Jahre in Dienst giebt — nicht einmal so schweren Dienst, noch auf so lange

Zeit, als hier bey Handwerks-Jungen gewöhnlich ist, meistens nur auf drey Jahre und nie über sieben. Am Ende muß ihm der der Herr noch etwas zu seiner Ausrüstung geben. Und dies geschieht wiederum durch vorgeschriebenen Kontrakt, unter obrigkeitlicher Aufsicht, damit keinem Unrecht geschehe. Ist das nicht Freiheit, und erkennest du nicht wieder den Vortheil, einen Staat vorzufinden, wo ich mich darauf verlassen kann, daß mir das gehalten werde, was mir versprochen ist, und wo ich nicht fürchten darf, einer willkührlichen Gewalt unterworfen zu werden? Oder, wolltest du lieber, wie ich that, dich in die Wildniß begeben?

H. Gewiß nicht.

A. Du erkennest also, daß der Unterschied der Stände und Beschäftigungen die Freiheit nicht aufhebt. In einem wohleingerichteten Staate müssen wir ja alle, jeder nach seinem Verhältnisse, dienen, um die ganze Gesellschaft zu unterhalten. Dies können wir aber nicht, ohne stufenweise den verordneten Obern, und endlich alle dem allgemeinen Gesetze Folge zu leisten. So erfordert es der Bund, den wir eingegangen sind, und dies gilt bey jedem Staatsdienste sowohl, als beym Soldaten und Matrosen. — Wenn auf dem

Schiffe, als du nach Grönland fuhrest, bald dieser, bald jener seinen Vorgesetzten nicht hätte gehorchen wollen, wäret ihr nicht alle in Gefahr gesetzt gewesen?

H. Das versteht sich: und deswegen waren wir auch willig dazu.

A. Die Gleichheit der Rechte erfordert also nur, daß mir keiner mehr aufbürde, als ich, dem Bunde nach, zu leisten schuldig bin. — Aber, wie wenn nun unter den Mitgliedern ein Streit entsteht, wie soll der ausgemacht werden? Müssen da nicht Personen bestellt seyn, denen die Gesellschaft das Recht überläßt, entscheidende Urtheile zu sprechen? Denn, wäre dieses nicht, so könnte der Zweck der Gesellschaft, Ruhe zu genießen, nicht erreicht werden. Siehe z. B. dein Nachbar sagt — du habest ihm Unrecht gethan: du sagst, er habe dich beleidigt. Wer soll entscheiden? Ihr selbst? so haben wir wieder nur Gewalt. Also: es müssen Richter im Staate verordnet seyn, denen wir schlechterdings die Entscheidung überlassen, und dies thaten wir ja freywillig, damit wir gegen Uebermacht, einer vor dem andern, geschützt würden.

H. Ja: wenn aber der Richter mir Unrecht thut.

A. Das wirst du sagen, wenn du verliereſt, und dein Nachbar, wenn er verliert. Aber gesetzt, es geschähe; so wird doch der Fall sich nur selten zutragen: in den meisten hingegen wird wohl der Richter besser urtheilen als die Parthey. Dem sey aber wie ihm wolle: wenn wir nicht alle Vortheile der Gesellschaft umstoßen, so muß kein Mitglied Richter in seiner eigenen Sache seyn, oder sich selbst Recht verschaffen wollen.

H. Wenn ich doch aber mehrere aus der Gesellschaft auf meine Seite bringen kann, die mir zum Rechte helfen, wer will mir das wehren?

A. Das müssen alle Uebrige dir aus allen Kräften verwehren, wenn sie ihre Freiheit und Sicherheit behaupten wollen. Ein solches Partheymachen ist ja der ärgste Bruch des Friedens und des gesellschaftlichen Bundes. Wer dies thut, wer sich zu einer solchen Parthei schlägt, wer durch Zusammenrottirung die vom Staate zur Sicherheit und Ruhe getroffenen Anstalten stöhrt, ihnen Trotz bietet und ihren Einfluß schwächen will, der ist also, ohne weitere Rücksicht auf seine Bewegungsgründe, geradezu für einen Feind der Gesellschaft anzusehen, und als solcher mit aller Macht zu verfolgen. Denn, denke

doch — wenn hier einer durch Ansehn oder Geld, dort einer durch Bekanntschaft oder Anhang sich eine Parthei machte, die, um ihre Forderungen mit Drohung durchzusetzen, diese oder jene Mittel anwendete; wäre da noch Gleichgewicht aller Mitglieder der Gesellschaft? wäre da die Sicherheit vor Gewalt, um deren willen der Bund geschlossen ward? Wenn z. B. eine gefährliche Feuersbrunst entstünde, und nun die zum Löschen bestimmten Leute sich verbünden, nicht eher Hand anzulegen, bis ihnen dies oder das zugestanden, diese oder jene vermeinte Beschwerde abgeholfen wäre? — Ferner: besteht da die allgemeine Freiheit jedes Mitgliedes, selbst unter denen, die sich zusammenrottiren, wenn alle, die zu einem Gewerbe gehören, oft sehr gegen ihren Willen und gegen ihren Nutzen, gezwungen werden, Theil an dem Streite zu nehmen?

H. Das kann ich freilich nicht behaupten. Wenn ich doch aber Recht habe —

A. Das ist — wenn du meinest Recht zu haben, welches, wie schon oben gesagt, dein Gegner auch meinen kann. Doch, wir brauchen hier nicht zu untersuchen, ob du wirklich Recht oder Unrecht habest. Genug, dergleichen Mittel, dir Recht zu verschaffen, sind in keinem Falle zulässig, und wenn du

einmal dabey gewönnest, so verlörest du doch im Ganzen, wenn es geduldet würde, weil du dann sowohl als andere der zufälligen Obermacht überlassen wärest, und dich nicht auf den gleichen Schutz verlassen könntest, den der gesellschaftliche Bund allen zusichern sollte.

H. Was müßte ich denn dabei thun?

A. Siehe! in einem wohlgeordneten Staate, wo man nicht bloßer Willkühr unterworfen ist, sind doch Gesetze vorhanden, darauf sich ein jeder berufen kann, und da giebt es auch immer andere rechtsgegründete Mittel sich zu helfen. Dem Richter kann die Sache weiter vorgestellt werden: hilft dies nicht, so hat man noch Oberrichter, an die man sich wenden kann, u. s. w. Kurz, dies sind die einzigen zulässigen Wege, wenn wir uns der Vortheile der Gesellschaft erfreuen, und nicht in den Zustand wilder Gewalt zurückkehren wollen. Dieser Bedingung haben wir uns auf alle Fälle unterwerfen, um gleicher Freiheit, gleicher Rechte zu genießen und unser Eigenthum zu sichern. Diesen Bund müssen wir also vor allen Dingen, wenn wir auch einmal etwas dabey leiden sollten, unverbrüchlich halten.

H. Gleiche Freiheit! gleiche Rechte! Haben wir denn das in unsern Staaten?

Haben wir nicht Vornehme und Geringe? Hat denn der eine so viel im Staate zu sagen, als der andere?

A. Ey: du kennst ja die eingedeichten Länder in unsrer Nachbarschaft.

H. Ja: die stehen sich gut genug.

A. Das wohl, wenn nur die Deiche gut bewahrt sind. Doch ist der Zustand der Einwohner sehr verschieden. — Wenn nun darüber geurtheilt wird, was zur Erhaltung des Deiches geschehen soll; hat denn nicht der nur Recht zu sprechen, der Eigenthum besitzt, der dem Schaden unterworfen ist, und das Geld zum Deichbaue hergeben muß: nicht aber ein anderer Einwohner, der sich wenig um den Deichschaden bekümmert?

H. Allerdings.

A. Nun: so kann auch im Staate derjenige nicht verlangen, seine Stimme mit zu geben und Antheil an der Verwaltung zu haben, der wenig oder nichts zu verlieren hat, ob es so und so gehe, und auf den man sich also wenig verlassen kann. — Die Gleichheit des Rechts muß also hier nur nach dem Verhältnisse des Antheils beurtheilt werden, den die Mitglieder am Staate nehmen, oder nach dem, was sie dazu beitragen.

H. Das ist wahr.

A. Und nun noch eins. Muß nicht denjenigen nur die Anordnung dessen, was geschehen soll, überlassen werden, die es am besten verstehen? Hat dich nicht auch deine Fahrt nach Grönland hierin belehrt?

H. Was konnte mich die lehren?

A. Schon sehr viel: und so könnte Manches im menschlichen Leben uns zur guten Lehre dienen, wenn wir nur darüber nachdächten.

H. Nun: was denn?

A. Wolltest du, oder deines gleichen da das Schiff oder Steuer regieren? — Ich denke nein: und warum? — Ihr verstandet es nicht und würdet euch nur unglücklich gemacht haben. — War dies denn Eingriff in eure Menschenrechte? War es nicht zu euer aller Besten, daß ein Verständiger das Ruder führte?

H. Allerdings.

A. Nun: es gehöret fürwahr auch mehr Kenntniß dazu, als du glaubst, einen Staat zu regieren, und manchmal viel Nachdenken und Sorgen, deren du entledigt bist.

H. Das kann seyn, und ich begehre auch nicht Regent zu seyn: aber, darf ich denn kein Wort mitsprechen?

A. O ja: deine Meinung sagen kannst du, wenn du etwas Nützliches vorbringen zu können glaubst. So kann jeder der Geringsten im eingedeichten Lande, und so konnte jeder Matrose auf deinem Schiffe, wenn z. B. ein Leck sich äußerte, oder wenn Brandung entdeckt ward. Aber entscheiden, was geschehen soll, müssen immer nur diejenigen, denen es anvertrauet ist.

H. Wohl! wenn nur nicht die Großen, Vornehmen und Reichen sich so viel herausnähmen. In der Gesellschaft, meine ich, sollte einer dem andern gleich geschätzt werden.

A. Das bist du auch: versteht sich, nach Verhältniß dessen, was du dazu beiträgst, oder nach deinen Fähigkeiten. — Als du zu Schiffe giengst, welches du doch freiwillig thatest, verlangtest du da den Lohn, oder die Achtung, welche man den Offizieren gab?

H. Das konnte ich nicht.

A. Du hättest also nur in dem Falle klagen können, wenn dir das nicht zugetheilt wäre, was dir versprochen war, und was du verdient hattest. — Siehe! so ist es auch im Staate: der hat mehr Anspruch an Vortheilen, der mehr zum Ganzen beiträgt. Es ist also auch dieser Unterschied des Ranges den Menschenrechten nicht zuwider, son-

dern vollkommen gemäß. Nur das kann ein jeder nach gleichem Rechte verlangen, daß er gleichen Schutz der Gesetze genieße, und daß ihm, oder seinen Nachkommen, sowohl als andern, der Weg offen stehe, auch einmal zu höhern Dingen zu gelangen, durch Fleiß und Geschicklichkeit mehr zu erwerben, und dadurch auch mehr im Staate zu bedeuten. — Hättest du länger zur See fahren und die Steuermanns-Kunst erlernen wollen, so hättest du auch Steuermann oder Schiffer werden können. Nun thue dein Bestes, dich auch hier empor zu schwingen. Du hast ja Beispiele genug vor dir, daß Bürger, ohne vornehme Abkunft und ohne ererbtes Vermögen, zu beträchtlichen Mitteln und zu ansehnlichen Ehrenstellen gelangt sind. Danke Gott für den Wohnort, der eine solche Verfassung hat.

H. Ich erkenne es.

A. Nicht allenthalben geht es so, nicht jederzeit galten Menschenrechte, Freiheit und Eigenthum: doch werden sie, Gottlob! schon mehr und mehr erkannt und wieder hergestellt.

H. Das sollten sie auch.

A. Du hast doch von Leibeigenschaft gehört: weißt du, wie es damit zugegangen ist?

H. Nicht recht: ich gedenke aber, das müssen doch Narren gewesen seyn, die sich dazu bequemt haben.

A. Freilich! Einige zwar wurden durch Gewalt dazu gebracht. Eroberer, oder Räuber, bemächtigten sich des Landes, baueten sich veste Schlösser, hießen Ritter, und machten die Einwohner, die sie nun im Zaume halten konnten, zu ihren Knechten. Diese mochten dann sehen, wie sie sich wieder frey machten. Andere aber wurden mit List gewonnen. Es waren einfältige Leute, aus deren Unverstande und Unvermögen andere Schlaue und Mächtige ihren Vortheil zogen. Da kam ein armer Mann, der verlangte von einem Guts-Besitzer einen Fleck Landes, darauf er sich und die Seinen nähren könnte. Geld für die Miethe zu geben hatte er nicht: er bot aber seine Dienste an. Das war nun ganz billig: er sollte Pächter seyn und den Werth in Arbeit abtragen; so war er nicht Knecht, sondern ging einen freien Kontrakt ein. Nun ließ er sich aber von dem Guts-Besitzer, den man Edelmann nannte, berükken. Denn, da dieser doch nicht mehr zu fordern hatte, als der Werth einer Pacht betrug, und keine andere Bedingungen, als die eines Pächters, vorzuschreiben hatte: so ver-

langte er, daß jener nicht die Freiheit behalten sollte, seinen Dienst aufzusagen, sondern, wie das Vieh, mit aller seiner Abkunft, für Eigenthum desselben, der sich Herr nannte, zu schätzen wäre. Der Herr aber konnte ihn von seinem Acker wegjagen, und ihn, wenn er diesen mit aller Mühe gebessert hatte, auf einen andern setzen. Ja, ich könnte ein Langes von allen den Beschwerden herrechnen, die man ihm noch überdem aufbürdete. — Wenn einer nun auch wörtlich einen solchen Kontrakt eingienge, müste man den nicht für unmündig achten? und haben gute Fürsten nicht Recht, den Handel für ungültig zu erklären?

H. Allerdings.

A. Aber nun laßt uns nicht unbillig auf der andern Seite seyn. Der Herr hat also auch Recht, den Bauer, wenn dieser ihm nicht leistet, was er verlanget, sein Land aufzusagen, und der Bauer hat Unrecht, das Land für sein Eigenthum zu verlangen, darauf er doch nur Pächter ist, und dafür er Miethe zu bezahlen schuldig wäre.

H. Freilich.

A. Es sind aber nicht bloß diese sogenannten Leibeignen, bey denen Menschen- und

Eigen-

Eigenthumsrecht verletzt wird. Höre nur, und entsetze dich! — An manchen Orten darf der Landmann das Wild, das ihm seinen mit Mühe gebaueten und zu seinem Unterhalte bestimmen Acker verwüstet, nicht auf der Stelle erlegen: ja er darf in einigen Ländern nicht einmahl den Acker so einhegen, daß das Wild abgehalten werde! Da müssen denn die armen Leute, die sich des Tages über müde gearbeitet haben, noch des Nachts auf dem Acker wachen, um das Wild wegzuscheuchen, und sind dabey vor den wilden Schweinen nicht einmal sicher.

H. Wie kann das ein Landesherr befehlen?

A. Meistens weiß auch der Landesherr nicht davon; sondern die Forstbediente verheelen den Schaden, und wenn der Fürst sich selbst umsehen will, so wissen sie das Wild da wegzujagen, wo er hinkommt, damit sie sagen können, der Bauer klage ohne Grund.

H. Das jammert mich!

A. Höre weiter. Ich kam durch ein Dorf. Naß und kalt von der Reise forderte ich ein Schälchen Kosse oder Thee. — „Ach, sagte man, das haben wir nicht: das dürfen wir nicht haben." — Nun: den Kosse habe

ich selbst bey mir: ich fordre nur einen Kessel und eine Tasse. — "Ja: das hat man uns alles ausdrücklich zerschlagen, damit wir nicht noch heimlich uns desselben bedienen mögten. Es war doch sonst unsere Labung: diente uns mit einem Bissen Brod zur wohlfeilen warmen Mahlzeit, rief unsere Hausgenossen in vertraulicher Gesellschaft zusammen, und hielte den Hausvater vom Kruge ab, wo man ihm nun nicht verdenken kann, sich, wenn er naß und kalt vom Felde kommt, zu erquikken." — Was konnte denn, sagte ich, die Ursache zu einem so harten Befehle seyn? — "Ach der Herr Finanzrath stellte vor, es ginge so viel Geld dafür aus dem Lande. Es waren aber doch nur unsere Groschen, die wir mit saurer Mühe verdient hatten." — Hat man denn, erwiederte ich, auch alle Weinflaschen zerschlagen, dafür das Geld nicht weniger aus dem Lande geht? — "O nein: das trinken die vornehmen Herren: die dürfen auch Thee und Kosse trinken. Das Verbot soll nur, wie die Worte lauten, auf dem platten Lande gelten." — Nun brach ich, voll Rührung und Unwillen, aus: so wünsche ich, daß der Herr Finanzrath, wenn er dereinst mit einer tödtlichen Krankheit befallen wird, sich eben hier im Dorfe befinden möge, und wenn

er noch den letzten Labetrunk begehrt, ihm schlechtes Wasser aus einem schlechten Topfe geboten werde! Kommt aber: wir wollen meinen Koffe im Topfe kochen. Gebt nur Milch her: und ihr sollt mit mir trinken. Wahrlich, nie hat mir ein Koffe besser geschmeckt.

H. Das glaube ich. Deinen Wunsch, in den ich von Herzen einstimmen muß, will ich nicht vergessen.

A. Ich könnte dir noch viel mehr von Bedrückungen erzählen — Es giebt, oder es gab Staaten, wo der Unwille eines Großen einen unbeschützten Mann, ohne öffentlichen Prozeß, bloß weil er ihn aus dem Wege haben wollte, im Gefängnisse schmachten lassen durfte: wo die Beamten willkührlich verfuhren und alle Klagen zu verheelen oder wegzuscheuchen wusten: wo das Volk keine ordentliche Fürsprecher hatte; wo kein Verhältniß der gesellschaftlichen Rechte Statt fand. — So haben sichs ja Einige angemaasset, für sich und die Ihrigen, erblich die vornehmsten und ergiebigsten Stellen im Staate zu bekleiden, und ihre Mitbürger, wenn diese auch alle Fähigkeit dazu besäßen, davon auszuschließen: ja manche genießen auch, ohne in irgend einem Amte dem Staate zu nutzen, sehr großen

Gehalt auf gemeine Kosten, oder sind von den Beiträgen zu gemeinen Bedürfnissen frey, indessen der übrige Theil des Volks so mit Abgaben beschwehrt wird, daß manche kaum das liebe Brod, bey saurer Arbeit, übrig behalten. — Dazu wird noch bald dieser, bald jener Weg mehr zu erwerben oder sich leichter zu ernähren, versperret. — Das Salz hat man an einigen Orten — zwar nicht, wie dort den Koffe, verboten, aber doch so mit Auflagen belastet, daß es eine kostbare Waare geworden ist. Wenn nun der arme Einwohner auch Salz genug von der Seeküste holen, oder gutes Salz in der Nähe wohlfeil erhalten könnte; so ist er gezwungen, das theure, schlechtere, oft verfälschte, von den Pächtern und Unterpächtern der Salzsteuer zu nehmen, oder er wird der härtesten Strafe unterworfen. — Dabey genießt ein Heer von solchen müssigen Pächtern und Aufsehern so viel Besoldungen, dazu die fleissigen Einwohner, die von ihnen auf allerley Weise geplagt werden, beitragen müssen. Gewiß, es ist doch Plage genug, sich allenthalben auf dem Wege und sogar in seinem Hause durchfragen, durchschauen und durchsuchen zu lassen.

H. Was? auch in seinem eignen Hause bleibt man nicht ungestöret?

A. O nein! Häuser, Böden, Keller, werden, wenn es dem Visiteur einfällt, unversehens durchsucht, ob einer auch kontrebande Waare, das ist solche, die man auswärts wohlfeiler oder besser anschaffen konnte, verborgen habe, u. s. w.

H. Wenns denn doch gar zu schlimm würde, so ginge ich davon.

A. Auch das hat man oft, so viel sich thun ließe, verwehrt.

H. Es muß dann wohl unter Regierung von Königen oder Fürsten übel hausen seyn.

A. Sage das nicht. Jede Regierungsart hat ihre Mängel, und die Regierung der Fürsten gewiß auch ihre Vortheile. Jene Uebel fließen nicht aus der Regierungsform, ob sie durch Einen oder durch Mehrere verwaltet werde, sondern aus übel verstandenen Grundsätzen, oder aus unrechter Anwendung derselben — Eben das Visitiren der Häuser geschiehet ja in England, wo es vom Parlamente verordnet ist. In mancher Monarchie giebt es mehr Freiheit, als z. B. in der Republik Venedig. In der Schweitz darf man nicht so frey denken, reden, schreiben, als unter manchen Fürsten — Wenn nur

nicht unter den Herren — ich habe alle die Titel in Amerika vergessen — die den Fürsten umringen, übele Räthgeber wären, die auf Kosten des Landes Macht und Vortheile zu erhalten suchen, so könnte alles sehr gut gehen. Das Beste des Landes ist ja auch das eigene Beste des Fürsten und seiner Nachkommen, und ein Fürst ist im Stande, alles Gute und Nützliche am kräftigsten zu befördern. Du denkest vielleicht an die unmenschliche Tyranney in Asien und Afrika, oder an die vormahligen barbarischen Zeiten von Gewalt und Eroberungen, die den Unterthanen Gut und Blut kosteten. Darin können, bey jetziger Aufklärung in Europa, die Fürsten weder Ruhm noch Vortheil suchen. Hingegen sehen wir, daß verschiedene derselben sich schon recht um die Wette bemühen, ihr Land blühend zu machen, und sich des Wohlstandes und der Liebe ihrer Unterthanen erfreuen: Daß sie, um gleiche Gerechtigkeit zu handhaben, wohl überdachte und bestimmte Gesetzbücher verfertigen, öffentlich prüfen, und sodann bekannt machen lassen: daß sie die Beschwerden des Volkes aufsuchen, hören, und ihnen abzuhelfen suchen: daß sie den ehrsüchtigen Kriegen entsagen, ihren eigenen Aufwand einschränken und die Auflagen vermindern: daß

sie, so viel möglich, selbst sich um alles bekümmern, Anstalten zur Aufnahme des Landes befördern, Stimmen zu nützlichen Vorschlägen oder zur Abschaffung von Misbräuchen aufrufen u. s. f. — Siehe also: nur das ist den Menschenrechten und der Freiheit gefährlich, wenn Obere, sie heißen wie sie wollen, nach Willkühr handeln können. Denn Obere sind doch auch Menschen, sind also dem Irrthume und den Leidenschaften unterworfen, und könnten folglich, wenn ihre Rechte nicht durch Pflichten eingeschränkt wären, verleitet werden, ihre Macht zu misbrauchen.

H. Was ist denn Freiheit, und welche Regierungs-Art sollte man sich wünschen?

A. Freiheit, im geselligen Zustande, den wir doch, wie gesagt, gern und willig wählen, — Freiheit ist, wo wohlbestimmte und unpartheiisch gehandhabte Gesetze dem einen wie dem andern Sicherheit vor Gewalt versprechen: wo Schutz für alle ist, jedem Wege offen stehen, seine Beschwerden mit Nachdruck darzulegen: wo kein Bürger, ohne öffentliche Untersuchung, und ohne diese allgemeingültigen Gesetze übertreten zu haben, in Verhaft genommen, oder gestrafet werden kann, und wo dem Gutachten des Richters bey aller Entscheidung

so wenig als möglich überlassen ist: wo ferner einem jeden für sich und die Seinigen in allen Stücken nach seiner Einsicht ungestöhrt zu sorgen erlaubt, jedem seine Kräfte, in so ferne es ohne Eingriff in eines andern Rechte geschehen kann, zu äußern unverwehrt ist: wo jedem der freie, andern unschädliche Gebrauch seines Eigenthums oder Vermögens ungehindert bleibt, jeder sein Brod, wie er am besten kann, verdienen, seine Bedürfnisse, wo er sie am wohlfeilsten oder bequemsten findet, erhandeln, und seine Waaren, wo es ihm am vortheilhaftesten ist, anbringen darf: wo die zur Unterhaltung des Staates nöthigen Auflagen nach billigem Verhältnisse unter alle vertheilt und ohne Druck eingehoben: die Einnahmen zum Besten des Staates angewandt, und die Rechnungen davon öffentlich vorgelegt werden: wo jede Gemeinde ihre eigene gewählte Fürsprecher hat, für ihr Bestes zu sorgen und willkührliche Unterdrückung abzuwenden: wo endlich jeder nicht blos frei denken, sondern auch seine Gedanken ungescheuet öffentlich mittheilen darf. — Dies sind gewiß auch die sichersten Mittel, einen Staat blühend zu machen: denn ein jeder würde froh und gern darin leben, jeder würde seinen Wohlstand am

besten befördern, und aus aller Einzelnen Wohlstande muß ja der gröste Flor des Ganzen entspringen.

H. Nun! Gott gebe doch, daß ein solches Glück mehr und mehr auf dem Erdboden verbreitet werde!

A. Das wird es auch, wenn von den Hohen bis zu den Niedrigen alle ihre Pflichten sowohl als ihre Rechte, und dadurch ihr eigenes Wohl, besser kennen lernen.

11.

Ueber den Aberglauben.

„Ich muß gestehen,„ sagt Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft, S. 215, „daß ein "schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung "der besten Rede eines römischen Volks- oder "jetzigen Parlements- oder Canzel-Redners "jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der

"Misbilligung einer hinterlistigen Kunst ver-
"mengt war, die die Menschen, als Ma-
"schienen in wichtigen Dingen zu einem Ur-
"theile zu bewegen versteht, welches in
"ruhigem Nachdenken alles Gewicht bey
"ihnen verlieren muß.„

Als ich diese Worte des alten ehrwürdigen Philosophen, den doch wohl schwerlich jemand der Tändeley, Schöngeisterey, Empfindeley, oder des etwas beschuldigen wird, zum erstenmal las, machten sie aus der natürlichsten Ursache von der Welt denjenigen lebhaften Eindruck auf mich, in welchem sich Freude und Ueberraschung vereinigen, und welchen nur Worte machen können, die dem Leser aus seiner eigenen Seele geschrieben zu seyn scheinen, die ihm seine Gedanken, von einem andern besser gedacht und deutlicher ausgedrückt, darlegen. Indeß die edle Dichtkunst unter uns kaum noch den Knaben als ein Spiel vergönnet wird, und, so es Mammons Wille ist, und eine gewisse Cultur, die ziemlich gerade auf Barbarey hinsteuert, ihres leicht zu erreichenden Zieles nicht verfehlet, auch bald ein Spott der Gelehrten unter den Knaben werden muß, gesteht doch noch ein Mann, dessen tiefsinnige Gedanken zu verfolgen, tiefe Denker schwer finden, daß ihm ein

schönes Gedicht immer reines Vergnügen gewährt habe, und ehrt den Genius Wielands, über den sich nach und nach schon jeder Rector, Cantor und Infimus irgend eines Landstädtchens im heil. röm. Reich erhaben fühlen würde, wenn er nicht zu seinem Glükke — den schweren Horaz übersetzt hätte! Indeß man nach und nach aus leidiger Unbekanntschaft mit Kunst und träger Verträglichkeit mit der Barbarey fast dahin kommt, die Redekunst mit Logik und Wohlklang der Worte mit Wahrheit der Gedanken zu verwechseln, macht doch ein Mann, der die redenden Künste mehr kennt, als gebraucht, das allzu nachläßige Publikum auf ihren wahren Werth aufmerksam. Das ist desto erfreulicher, je mehr man hoffen kann, daß es nicht ohne gute Folgen seyn wird.

Aber daß mir sobald darauf eine neue Schrift eines der berühmtesten unter den neuern Rednern diese Worte mit ihrer ganzen Wahrheit ins Gedächtniß zurück rufen würde, das erwartete ich keinesweges, wie ich sie zuerst las. Vielmehr machte ich eine meiner damaligen Meinung nach jene Worte etwas einschränkende und berichtigende Bemerkung dazu. Die Canzelredner ausgenommen, deren Kunst immer Stückwerk bleibt, dachte ich,

haben doch die neuern europäischen Redner in der Buchdruckerkunst, die ihre Worte so schnell vervielfältigt vielen Menschen unter die Augen bringt, eine gewisse Hemmung ihrer betrüglichen Kunst, die sie ehren müssen, oder die wenigstens das Betrügliche in ihrer Geschicklichkeit, wenn sie sich nicht scheuen, es anzuwenden, in so fern unschädlich macht, als der Leser nicht so leicht hingerissen wird, wie der Hörer.

Burke's auch in Deutschland nicht mehr unbekannte Schrift über die französische Revolution hat mich auf das innigste von meinem Irrthum überzeugt. — Nie ist wohl ein künstlicher Gebrauch der Worte, um mit mannigfaltigen Gedanken zum Behuf einer zweckmäßigen Täuschung zu spielen, weiter getrieben worden, als hier. Und wer sich nicht an die unwiderstehliche Macht einer alten Gewohnheit erinnert, wird kaum die Möglichkeit einer so leeren und blos die Ohren füllenden Anwendung der Redekunst begreifen können. Es wird sich ein schicklicherer Ort finden, um dem deutschen Publico eine getreue Uebersicht von diesem in der That zu dreisten Wagstück der Beredsamkeit in seiner ganzen Ausdehnung zu geben. Hier ist mein Zweck nur, eins der auffallendsten Stücke aus dem hastig

zusammengefügten Ganzen auszuheben. — Auch den Aberglauben vertheidigt Burke!

Den Aberglauben? — Freilich, wie ein Mann, der als ein erklärter Gegner der französischen Revolution, wenigstens versuchen will, was seine künstliche Anwendung der Beredsamkeit gegen die Wahrheit der Gedanken der besten Denker des französischen Volks vermag.

Aber läßt sich der Aberglaube vertheidigen? Und wie? — Wir wollen hören.

Burke macht der National-Versammlung viel Vorwürfe über den Verkauf der geistlichen Güter und sogar über die Aufhebung der Klöster. Er begehrt nicht zu leugnen, daß allen diesen Einrichtungen Aberglaube zum Grunde liegt, und daß durch ihren fortdauernden Einfluß der Aberglaube unterhalten wird. Aber demohngeachtet meint er, müsse man aus dem Aberglauben selbst diejenigen Hülfsquellen zum allgemeinen Besten ableiten, welche sich daraus ableiten lassen. — „Ihr benutzt," sagt er, "mancherley Neigungen und Leidenschaften der Menschen, die „vor der Untersuchung einer reinen Sittenlehre eben so zweydeutig erscheinen, als der „Aberglaube. Auch von dieser Leidenschaft, „wie von andern, hättet ihr das Schädliche

„verbessern und das Rauhe mildern müssen. „Ist denn der Aberglaube das größe unter al„len möglichen Lastern? — Durch mögliche „Uebertreibung kann er freylich ein großes Ue„bel werden. Aber es ist doch etwas Mora„lisches darin; und daher ist er allerley Mo„dificationen und Grade fähig. Der Aber„glaube ist die Religion schwacher Seelen; „und man muß ihnen eine Mischung davon „in dieser oder jener Tändeley oder Schwärme„rey zu Gute halten, um nicht die Schwachen „einer Unterstützung zu berauben, die selbst „den Stärksten nöthig ist.„

In der That ließe sich vielleicht keine bessere Inschrift für die Pforte eines Klosters erfinden, als die: „Der Aberglaube ist die „Religion der Schwachen.„ Aber warum sollte man diese Inschrift, welche wenigstens diejenigen, die darunter leiden, so sehr interessirt, ohne allen Commentar lassen? Sie sind doch Menschen, diese Schwachen, gleichwie wir, und haben als solche das Recht, sich mit uns, ihres Gleichen, zu verständigen. Wie könnte nun wohl eine Predigt, oder, nach alter Postillen Weise zu reden, eine Auslegung über diesen Text lauten? — Wie anders als ungefähr folgendermaaßen:

Geliebte, fromme Schafe! Diese Gebäude sind gebauet, damit ihr einen Stall hättet. Die Einrichtungen sind gemacht, damit ihr geweidet werdet. Und die Weide ist, gegen den gewöhnlichen Gang der unbegnadigten Natur, ohne alles Zuthun, so wenig der Elemente als der Kunst der Menschen, schon durch den einzigen Umstand da, daß ihr — Dank sey es der ewigen Gnade! — von Anfang der Welt, und vor dem Anfang der Welt zu frommen Schaafen auserwählt waret. Fallet nieder und betet an, wie ihr es vorgeschrieben findet. Das ist eure Pflicht. Singet, wie man es euch gelehrt hat. Das wird von euch verlangt. Fastet, wenn man es euch saget: wacht auf, wann ihr geweckt werdet, und geisselt euch, wann die rechte Zeit zum Geisseln eintritt. Thut das alles, wie es euch vorgeschrieben ist, und erspart euch alle thörichten Gedanken und alles eitle Kopfbrechen über das, was euch vorgeschrieben ist. Dafür sorgen andre Leute. Ihr, geliebte, fromme, geduldige Schafe könnt versichert seyn, und es ist, eben eurer Frömmigkeit und eurer Geduld wegen eure Pflicht, versichert zu seyn, daß ihr allemal recht thut, wann ihr gehorsam seyd. Fallet nieder und betet an! Ihr seyd hochbeglückt vor andern. Betet,

wie euch befohlen wird; singt, wie euch befohlen, fastet und geisselt euch, wie euch befohlen wird: so hat die ganze Welt nichts weiter an euch zu fodern, und der Himmel ist nicht allein mit euch zufrieden; sondern, kraft der höchsten Tugend, deren die niedrigsten Geschöpfe fähig sind, kraft des blinden Gehorsams werdet ihr ohne alles Zuthun, das man euer eigen nennen könnte, zu Heiligen, die für andre weniger fromme Schafe, für die, welche draussen sind, für die, welche weniger from sind, weil sie weniger Schafe sind, beten können. Dieß thut, wann und wie es euch befohlen wird; und man wird mit euch zufrieden seyn. Die draussen, welche gern des Seegens eurer Heiligkeit, ihr frommen Schafe, theilhaftig werden mögten, aber von der Gnade nicht Stärke genug erhalten haben, ihre Natur zu verleugnen, werden, da sie euch in eurer niedrigen Erhabenheit mit keinem Theil ihres sündenvollen Eigenthums dienen können, zur Erhaltung dieses Gebäudes beytragen, welches wegen des angebohrnen Verderbens der menschlichen Natur zum Besten der Religion der Schwachen errichtet ist. Und von dem, was jene zu einem so heiligen Zwecke steuern werden, sollt ihr geniessen, was diejenigen

euch

euch geben werden, die es euch geben. Diese kleine oder große Gnaden-Gabe wird unvermeidlich und ohne allen Zweifel zu eurem leiblichen Gedeihen und zu eurem geistlichen Heil gereichen, sobald ihr — es glaubt, gehorsam seyd, und nicht nachdenkt. Glauben aber müßt ihr es; denn nicht zu glauben ist gottlos, und ihr müßt fromm seyn. Gehorsam seyn müßt ihr: denn ungehorsam zu seyn, wäre noch gottloser, und ihr würdet noch mehr verdammt. Nachdenken müßt ihr nicht; denn nur eins von beyden ist dem Geiste des Menschen möglich, Glauben oder Nachdenken. Nun aber ist Glauben, das einzige, das ihn vor der ewigen Verdammniß bewahren kann; Nachdenken würde ihn gerade in dieselbe hineinstürzen. Denn es ist unmöglich, daß ein Mensch zu gleicher Zeit nachdenken könne, ob er wohl ewig verdammt würde, und doch glaubte, daß er ewig verdammt sey. Nun ist aber der Natur der Sache nach, derjenige am ewigsten verdammt, der am wenigsten verdammt zu seyn glaubt. Denn da nichts, als der Glaube, vor der Verdammniß sichern kann: was stürzet dann unvermeidlicher in die Verdammniß, als der Nichtglaube? Nun ist Nachdenken Nicht-Glaube, Nichtglauben ist

Unglaube, und Unglaube ist schon an sich selbst eine Verdammniß. — Ihr seyd arm; das ist euer Glück. Denn der Reichthum verführt, und eure Armuth sichert euch eure Seligkeit. Ihr seyd unterwürfig, ihr seyd Sclaven; darin besteht eure Freiheit. Denn die, welche zu wählen haben, werden von dem Schein des Bessern gezwungen. Von diesem Schein und seinem Zwange seyd ihr frey; denn es ist unmöglich etwas bessers zu thun, als das, was euch befohlen wird. Ihr seyd dumm; darin besteht eure Heiligkeit. Dieses müsset ihr glauben; denn wenn ihr es nicht glaubtet, wäret ihr zugleich weniger dumm und weniger heilig. Wäret ihr aber weniger dumm und weniger heilig: so würdet ihr mehr verdammt. Und wäret ihr gar ungläubig genug, um auch das nicht einmal zu glauben: so wäret ihr verstockt. Den Verstockten aber ist gar nicht zu helfen. — Gesegnet sey eure Schwachheit! Sie überhebt euch aller dieser Gefahr. Und gesegnet sey dies Gebäude, das zum Besten der Religion der Schwachen eingerichtet ist. Die Religion gewinnt dadurch, wie die Schwachheit. Denn ohne eine solche Einrichtung hätten die Schwachen keine Religion, und daß eine Religion der Schwachen gar nicht existiren könn-

te, wenn — es nicht Schwache gäbe, die diese Religion anerkenneten, das ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß bey diesem Puncte die Schwachen selbst auf eine Weile von ihrer Glaubenspflicht dispensirt werden können und sich erlauben dürfen, ihn einzusehen. — —

Ich, meiner Wenigkeit, muß bekennen, daß ich bis dahin noch Zutrauen genug in die allgemeine Stärke und bleibende Würde der menschlichen Natur setze, um mir die Hoffnung zu erlauben, daß durch eine ähnliche Erklärung der Religion der Schwachen ein nicht geringes zur Stärkung dieser Schwachen beygetragen werden könnte, in deren Schwäche jene abergläubische Religion gegründet ist, und deren Schwäche, wie sich wol schwerlich leugnen läßt, zum unverhältnißmäßig größern Theile durch gewisse Künste einiger unter uns, die mit ihren Brüdern nicht auf das aufrichtigste umgehen, unterhalten wird.

Nicht, daß ich diese täuschenden Priester jener Religion der Schwachen, die Diener und Beförderer des Aberglaubens einer absichtlichen und vorsetzlichen Betrügerey beschuldigen möchte. Ich ehre die Menschheit zu sehr, auch in ihnen, auch in diesen schwächsten unter unsern Brüdern, die die Schwäche ih-

rer Nebenmenschen mißbrauchen, als daß mir eine solche Beschuldigung nicht selbst peinlich seyn sollte. Die Menschen befolgen zum Guten nicht einmal feste, unabänderliche Grundsätze, die ihre Vernunft für solche erkennen müßte: sollten sie denn nur das unselige Vermögen besitzen, regelmäßig böse seyn zu können? — Ich würde auch keinem Engel glauben, der ein solch Evangelium predigen wollte.

Vielmehr glaube ich, daß ein jeder Prediger des Aberglaubens in gewissem Grade selbst abergläubisch ist und die Unwahrheit seiner Lehren nicht einsieht. Zwar ist eine Bemerkung, deren Wahrheit sich nicht leugnen läßt, daß der Priester allemal den besten Seegen von seinem Abgott erhält. Aber auch dieser Seegen wird sehr verkümmert, wenn die Zahl derer groß ist, die daran Theil nehmen. Es kann nicht fehlen, daß sich in diesem Falle nicht viele von den Geweiheten mit einem Genusse begnügen müßten, der lediglich auf die Einbildung eingeschränkt ist, und dessen die Einbildungskraft selbst nur durch eine fortgesetzte künstliche Vorbereitung fähig wird, die mancher edlen Kraft der menschlichen Seele Gewalt anthut.

Daß diese künstliche Vorbereitung der Gemüther zum Aberglauben eigentlich das

Böse bey der Sache sey, wird ein jeder Unbefangener sehr bald einsehen. Und er kann dies nicht einsehen, ohne sie zugleich zu überzeugen, daß der Schaden, den die böse Vorbereitung der Gemüther zum Aberglauben stiftet, ganz unvermeidlich und gewiß ist, dahingegen aller Vortheil, den der Aberglaube den Menschen gewähren kann, etwas höchst ungewisses und zufälliges bleibt.

Ein Redner kann sich als Künstler in der Vertheidigung einer schlimmen Sache mit vieler Selbstzufriedenheit betrachten, und es ist kein Unrecht darin, wenn er mit Wohlgefallen des Bewußtseyns seiner überlegenen Talente genießt, und sich über die Geschicklichkeit und den in seiner Kunst gegründeten glücklichen Erfolg freuet, mit welchen er auf andere wirkt, denen seine Geschicklichkeit fehlet. Wer wird auch eine kindische Freude tadeln, so lange sie unschuldig bleibt? — Aber wenn auch in der unschuldigsten Freude, die einer sich selbst bereitet, wenigstens nichts verdienstliches entdecken kann: welches Lob darf denn der ungetäuschte Beurtheiler einer spielenden oder üppigen Anwendung der Kunst ertheilen, wodurch das Einfache nur vervielfältigt, das Klare verdunkelt, und das Leichte erschwert wird?

Für alte Mißbräuche zu reden, ist gerade um so viel weniger lobenswerth, je leichter es gelobt wird. Das Alter selbst ist schon ein zu kräftiger Vertheidiger der Thorheiten, Schwachheiten und Fehler, woran wir lange gewöhnt sind, und der Moralist, der uns diese unsere vertrauliche Gemeinschaft mit ihnen in ein etwas verschönerndes Andenken zurückführt, wird leicht genug Eingang und billigendes Gehör erlangen; aber sein Verdienst um unsere Besserung wird um so viel geringer seyn.

So bald die täuschende Wirkung der Kunst aufhört, oder wir uns durch den einzig wirksamen Talisman der gesunden Vernunft gegen den Zauber sichern, sehen wir ein, daß es kein Lob der Thorheit ist, wenn einer auch mit der größesten Wahrheit behauptet, die Menschen seyn thörigt, welche sie begehen, und daß wir in der Schwachheit keinen Werth entdecken, wenn wir einsehen, daß die damit behafteten nicht stark sind.

Um den Aberglauben bündig zu vertheidigen, muß man eigentlich beweisen, daß der Aberglaube selbst etwas Gutes sey, oder mit andern Worten, daß es gut und wahr, d. i., in der menschlichen Vernunft gegrün-

det sey, etwas zu glauben, das nicht wahr ist.

Nun halte ich es freylich der Ehrlichkeit gemäß und für Pflicht, zu bekennen, daß ein Freund der gesunden Vernunft einen Vertheidiger des Aberglaubens nicht wohl bis zu diesem Beweise, der in sich selbst einen Widerspruch enthält, und dessen gänzliche Unfähigkeit, irgend eine auch noch so scheinbare Form anzunehmen, fast einem Kinde in die Augen leuchtet, treiben kann, ohne sich in der Meinung des größten Theils unserer Zeitgenossen dem Verdachte einer dialektischen Neckerei auszusetzen.

Dem Verdachte, sage ich; und ich muß hinzusetzen: einem sehr scheinbaren Verdachte! Und — muß ich ferner hinzusetzen: — sollte es zwischen dem Vertheidiger der Vernunft und dem Partisan des Aberglaubens über diesen Punkt zu einer ernstlichen Debatte kommen, (wie schon der Fall gewesen ist,) so läßt sich keine gültige und bündige Entscheidung des Streits, es lassen sich nicht einmal competente Richter erwarten. Die ganz natürliche Ursache ist die, daß wir alle schon eine Parthey ergriffen haben, ehe wir es uns nur gefallen lassen, eine solche Erörterung mit anzuhören.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0329
DFG

Der Vertheidiger der Vernunft hat immer die wenigsten Worte; und diese wenigen Worte sind noch dazu der größern Zahl von Zuhörern oder Lesern unverständlich, weil sie zu viel Begriffe enthalten. Und — was das nachtheiligste und doch so natürlich ist, — wir erkennen immer nur den Aberglauben, welchen wir nicht haben. Nur die abergläubische Meinung, die abergläubische, falsche Lehre erkennen wir; oder, um in der kirchlichen Sprache zu reden: es erscheint uns nur der Aberglaube, den man glaubt, als Aberglaube, als unvernünftig, falsch, thörigt und verwerflich, nicht der Aberglaube, womit man — abergläubisch ist.

Dennoch würde, ohne diesen, jener sich nur auf Augenblicke erhalten können, auch lehrt die ganze Kirchengeschichte, daß die Geistlichkeit, von je und je, nur immer dieses letztern Aberglaubens, der in uns ist, gepflegt und gewartet hat, und daß ihm an der abergläubischen Lehre eigentlich nie weiter gelegen war, als in so fern diese abergläubische Lehre, dem innern Aberglauben in den Gläubigen selbst, der natürlichen Schwachheit, sich unter gewissen Bedingungen gewisse monströse Meinungen einschwä-

tzen zu lassen, zur Regel diente, und also — die Einheit der Kirche beförderte.

Der Aberglaube, den man glaubt, war das Reichs-Grundgesetz im Staate der Abergläubigen. Der Aberglaube, damit man abergläubisch ist, vertrat die Stelle des Patriotismus in den Herzen der armen Verblendeten, fesselte sie an die Sclaverey, und sicherte den von vermeinten göttlichen Rechts wegen constituirten Hirten die friedliche Regierung über den ganzen Schaafstall, und den unverkümmerten Genuß seines Ertrags.

Es bedarf nicht vieler Gelehrsamkeit, aber eines beträchtlichen Grades von Unpartheilichkeit, um diese Lehre in den Büchern zu lesen, worin sie — nicht geschrieben steht, und doch allein zu finden ist, in den Schriften, welche uns die erstaunlichste Geschichte, die das Menschen-Geschlechte erlebt hat, die Geschichte der christlichen Kirche, erzählen.

Sie ist keinesweges die Geschichte der Religion, diese Geschichte der Kirche. Sie ist ein verworrenes, trauriges, das menschliche Gefühl beleidigendes Gemengsel von unbegreiflicher Verkehrtheit, widersinniger Schwärmerei und alle dem Häßlichen, welches empörte Leidenschaften, die durch die unglückli-

chen Mittel einer abergläubischen Kunst bis zum Ungeheuren hinaufgetrieben sind, darstellen können. Die Geschichte der Religion hingegen ist höchst einfach, sich selbst gleich, schön und anziehend, indem sie uns in der Schwäche der menschlichen Natur selbst das Liebenswürdige zeigt.

Religion und Superstition (wenn man mir dies Wort für den innern Aberglauben zu Gute halten will,) verhalten sich wie Liebe und Coketterie. Gefälligkeit ist von beiden unzertrennlich; aber bey der einen ist sie Wahrheit und Natur, und die andre — erreicht ihre Zwecke dadurch. Wessen sich die Liebe selbst nicht bewußt ist, das weiß die Coketterie von ihr zu lernen. So lernt der Aberglaube von der Religion, und preiset mächtiglich Vorzüge und Vortheile an ihr, in deren Mangel ihr Werth besteht.

Die Lebhaftigkeit der Empfindung; die sanfte Begeisterung und unschuldige Schwärmerei, welche die Religion in höherem oder geringerem Grade erreget, mittheilt und einflößt, ist der menschlichen Natur gemäß vorübergehend. Sie ist nicht das Unedelste am Menschen; wie edel sie aber sey, das hängt von dem innern Adel des Menschen ab. Der Aberglaube lernt den Ton und die Ge-

berde dieser erhöheten Stimmung der Seele nachmachen; verschaft durch Kunst demjenigen Dauer, dem die Natur einen Augenblick bestimmt hatte, und zählt, um seine Künstelei zu rechtfertigen, ihren Nutzen nach einer Berechnung ab, die sich nur dem erweisen läst, welcher sie schon glaubt.

In der römischkatholischen Kirche ist bekanntlich die Andacht zum Herzen Jesu eine sehr gebräuchliche abergläubische Uebung. Nun stelle ich mir irgend einen Religiosen von dieser Parthey vor, der mit etwas mehr Einsicht, Kunst und Geschicklichkeit, als ein Religiose für die Gläubigen in seiner Kirche ordentlicher Weise bedarf, diesen superstitiösen Gebrauch vertheidigen wollte. Wie wird er es anfangen? — Er wird sich nach den Zuhörern richten Einem altgläubigen Catholiken wird er kurz und gut die wunderthätigen Wirkungen dieses Gebets erzählen, wie es hie Kranke gesund, dort Arme reich und endlich Todte seelig macht. Einem Protestanten wird er insinuiren, daß der Ausdruck Herz nicht so buchstäblich zu nehmen sey, daß der Gegenstand der Andacht eigentlich die Person und Gottheit Jesu sey, dem der Betende auf diese, wie auf irgend eine andre fromme Art seine Ehrfurcht, Liebe

und Dankbarkeit bezeuge. Bey diesem wird er die einzelne Tändelei der Andacht, wovon eigentlich die Rede ist, dadurch zu entschuldigen suchen, daß er seine Aufmerksamkeit davon abzieht, auf die Andacht selbst und auf den Glauben seiner Kirche hinlenkt. Hier redet er also schon seiner Sache das Wort, indem er — von etwas anderm spricht. Er declamire endlich vor einem Freigeiste, den er als solchen kennt und nicht in seiner Gewalt hat, über die Andacht zum Herzen Jesu: so wird er sich vollends durch einen künstlichen Gebrauch der Beredsamkeit so in Worten verlieren, daß dieser wenn möglich an ganz andere und vernünftigere Dinge denken möge, als an die Andacht zum Herzen Jesu. Er wird sich über den Werth und die Vortheile des Gebets im Allgemeinen ausbreiten, sich aber wohl hüten, demselben eine wunderthätige Kraft beizulegen, (denn hier muß alles natürlich zugehen, wenigstens scheinen) vielmehr wird er von der Verwandschaft des Gebets mit guten moralischen Gesinnungen, von der Fähigkeit desselben, den Muth zu erheben, und die Kräfte zu stärken, kurz von lauter ganz natürlichen Dingen reden, die ein denkender und kundiger Zuhörer nicht leugnen, aber wohl aus andern Gründen erklären kann,

als die sind, welche der wortreiche Priester durch die Hülfsmittel seiner schlauen Kunst zu erschleichen bemüht ist.

Die Wahrheit zu gestehen, wir dürfen unsre Phantasie gar nicht einmal bemühen, um eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie der Aberglaube vertheidigt wird, in der erdichteten Person eines katholischen Priesters zu erhalten, der für die Andacht zum Herzen Jesu redet. Unter uns selbst, unter uns Protestanten, deren Religion schon bis zu einem so hohen Grade gereinigt ist, und die wir die nicht schwere Pflicht und die dargebotne Gelegenheit und Veranlassung haben, das wichtige Werk dieser Reinigung durch eine freie Anwendung unserer freiesten Kräfte zu befördern, bis das, was nur göttlich ist, wenn es einfach ist, wieder zu seinem vollen ursprünglichen Werth erhöhet werde, und so Gotte gegeben wird, was Gottes ist; unter uns, die kein hierarchischer Seegen täuschen und kein päbstlicher Fluch schrecken kann; deren Sinne kein Gaukelspiel phantastisch-feierlicher Aufzüge überrascht, deren Empfindung keine künstlich angewandte Uebermacht des Gesangs und der Musik dahin reißt, um die Sinne zu wecken und die Vernunft einzuschläfern; unter uns, in deren religiösen

Versammlungen die Belehrung den wichtigsten Platz einnimmt, und die wir also die natürlichste Veranlassung haben, unsere Vernunft frei zu gebrauchen, um nicht nur zu hören, was die Ohren füllt, sondern zu prüfen, was gelehrt wird, und nur durch Beurtheilung eingesehen werden kann, — wenn unter uns in vertraulichern Gesellschaften oder öffentlichen Versammlungen die Rede auf dies oder jenes Ueberbleibsel von dem alten Gewerbe des Aberglaubens, auf dies oder jenes Bruchstück von dem verwitterten Gebäude der Hierarchie kommt, das wir noch dulden, oder das zum Theil uns unwissend, weil es uns nicht unmittelbar beschwert, noch neben uns existirt: wie wird auch unter uns noch das vertheidigt, welches keiner Vertheidigung fähig ist?

Laßt uns aufrichtig seyn und gestehen: auch wir bleiben nicht bey der Frage, sobald wir für den Aberglauben sprechen; denn wir können nicht dabey bleiben. Um zu antworten, müssen wir etwas anders sagen, das zwar nicht antwortet, aber doch, weil es die Rede fortsetzt, die Höflichkeit befriedigt.

Unschuldig! könnte man sagen, wenn gleich schwach! Unschädlich, wenn gleich nicht nützlich! — Wäre nur nicht immer der ge-

häßige Unterschied zwischen Starken und Schwachen im Spiele! Ein Unterschied, den schon das billiger Weise in Verdacht bringen sollte, daß er immer von denen gemacht wird, die sich für stark erkennen, nie von denen, die für schwach gelten. „Für uns, für Sie und „mich, mein Herr! ist freilich dergleichen „überflüßig. Aber denken Sie Sich den gro„ßen Haufen,„ spricht die Höflichkeit, „der „doch offenbar durch so etwas im Zaum gehal„ten werden muß!„

Zwar begehre ich keinesweges zu leugnen, daß es auch unter uns in gewissem Betracht noch immer mißlich ist, über gewisse Dinge mit derjenigen Freiheit zu sprechen, welche die Gottheit der menschlichen Natur als ihren besten Seegen als den sprechendsten Beweis für ihre Verwandschaft mit einer andern, als der Sinnenwelt, ertheilt hat. Aber über das, worüber man nicht frei sprechen darf, täuschend zu sprechen, ist doch der Aufrichtigkeit zuwider, auch wenn man sich selbst täuscht. Denn man fängt gewöhnlich damit an, andre zu täuschen, und hört nur mit der Selbsttäuschung auf, um der Aufrichtigkeit wenigstens ein Plätzchen einzuräumen, wo ihr Gemälde hängen kann.

Wir können uns die Höflichkeit ersparen, einander unangenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, wenn wir, ein jeder aus seiner und seiner Freunde Geschichte ganz stille für uns selbst und ohne unsern Gedanken Worte zu geben, lernen, daß sich der Aberglaube nur durch Furcht in seiner Herrschaft erhält, daß einer sich dem Aberglauben aus Furcht unterwirft, und den Aberglauben nur beschützt, weil er durch Furcht herrschen will.

Die Tugend ist ihrer Natur nach frei, und ohne Freiheit kann keine Tugend bestehen. Wenn es nun einmal das Schicksal so gewollt hat, daß vielen unserer Brüder schon vor langen Zeiten und in den Tagen ihrer Voreltern das traurige Loos der Knechtschaft zufallen mußte: dürfen wir und wollen wir in dem menschlichen Angesicht die Züge der Verwandschaft erkennen, bis auch uns einmal die Furcht sie ehren lehrt? — Wer das dürfen und wollen kann; o! daß der doch leise und allein in seinem Kämmerlein mit seinem Gewissen zu Rathe gehe, ehe er sich unter die bessern und stärkern Menschen zählen möge!

Wären das stärkere Menschen, die der Hülfe der Furcht bedürfen, um über diejenigen zu herrschen, die schwach genug sind, sich

vor

vor Possen zu fürchten? — Vor Possen! Oder soll ich sagen, vor der Bosheit derer, die ihrer Tyranney Sicherheit verschaffen wollen, ohne nach Recht und Unrecht zu fragen?

Weil die ungelehrte Menge nicht gelehrter Weise in spitzfindig verwickelten Fällen nach allgemeinen Begriffen über Recht und Unrecht disseriren kann, soll sie durch Furcht beherrscht werden? — Sage doch niemand ja! zu dieser Frage, der sich nicht verbindlich machen will, aus seiner herrschenden Sphäre unter diese ungelehrte dienende Classe hinabgestoßen zu werden.

Weil Menschen, die nicht Zeit noch Anweisung zu Abstractionen haben, ihrem Gefühl folgen, und auf einem Wege, wo leicht zu irren ist, des gesunden Verstandes bedürfen, soll dieß Gefühl abgestumpft oder unterdrückt, und dieser gesunde Verstand in ihnen lieber ganz getödtet werden? — Wir veredeln die Fähigkeiten der Thiere, indem wir sie zu unsern Nutzen abrichten. Wer einwilligen kann, Menschen, weil sie weniger Talent oder weniger Gelehrsamkeit haben, als er, in die Klasse der unvernünftigen Thiere

hinabzudrängen: wie tief steht der unter dem gemeinen Reitknecht, der das Pferd, dessen er wartet, seine Sprache lehrt!

H. C. Albrecht.

12.

Für den Aberglauben.

An Herrn H. C. Albrecht.

Equo ne credite, Teucri!

Virg.

Du, mein Lieber, — an und wider welchen ich, im Angesichte des Publicums, folgende Zeilen unter einem vielleicht befremdlichen Titel richte, — Du und ich sind die längste Zeit unsers Lebens Freunde gewesen, und werden es gewiß immer bleiben, wenn ich anders recht weiß, worin unsere Freundschaft besteht. Demungeachtet kann einem von uns irgend etwas an dem andern misfallen, weniger gefallen, ja wol gar zuwider seyn. Wir pflegten sonst Zeit und Ort wahrzunehmen, und uns dieses wechselseitig zu sagen, und befan-

den uns wohl dabei. Ich wage jetzt einen gefährlichen Versuch, indem ich meine Meinung über Dich drucken lasse, indem ich Dir öffentlich sage, worin Du es, meines Bedünkens, versehen hast. Findet sich Dein Ehrgeiz, den ich aus Anständigkeit nicht Rechthaberei nennen will, durch meine Kühnheit beleidigt: so wird Dein Herz mich zu entschuldigen suchen, und Deinen Scharfsinn bald zu Hülfe rufen, um auch Deinem Verstande, den Du, im Vorbeigehen gesagt, beinahe zu sehr beschäftigst, zu erklären, wie es habe zugehen können, daß ich mich, da von Deinen Fehlern die Rede ist, bis zur Publicität verstiegen habe.

Aber daß ich auch Deinen Scharfsinn zu Hülfe rufen will! Da siehst Du schon, mit einem wie schwachen Gegner Du es zu thun hast. Eben der Scharfsinn ist es ja, den ich anklage, von dem ich Dich einen andern Gebrauch zu machen wünsche. Du gehst zu weit, Albrecht! Du gehst zu weit!

Ihr Leute, die ihr die Fahne des Verstandes immer und überall wehen lasset, die ihr zu eurem ewigen Feldgeschrei das euren Feinden so anstößige Wort, gesunde Vernunft, gewählt habt, seyd, bei allen euren übrigen Vermögnissen, seit Sokrates Zeiten

und länger, trotz allen euch fühlbar genug bewiesenen Gegensätzen, doch so einfältig geblieben, nicht einzusehen, daß eure Sonde den faulen Wunden allzu wehe thut, um sich die beizende Heilsalbe aufgießen zu lassen, mit welcher ihr gleich bei der Hand seyd, und sie wohlfeil ausbietet. Gab es nicht Leute, die lieber sterben, als sich den kalten Brand durch Abschneidung eines oft beseufzten und liebgewonnenen Gliedes vertreiben lassen wollten? Die Haut ablösen, und das Gehirn zurecht rücken, ist ganz eure Sache. Aber schönen Dank! Wer will sich gern trepaniren lassen?

In dieser Rücksicht hat mir es keineswegs gefallen, daß Du im vorigen Stücke der Hamburgischen Monatsschrift *) den Aberglauben so blutig zu Hause führst. Er wird es Dir gedenken. Wer weiß, in welchem Busche der Hinterhalt in diesem Augenblicke schon auflauert? Aber weil Dein Verbrechen gegen ihn noch neu ist, weil er in den jetzigen bewaffneten Zeiten von Feinden gedrängt wird, und Bundsgenossen braucht: so läßt er Dir, in Hoffnung, Du werdest seine gute Gesinnung erwiedern, Amnestie antragen, und wählt meine Feder, um Dir anzuzeigen, wie

*) N. II. S. 28 bis 47.

er, der Aberglaube, bei der schlimmen Gestalt der Dinge auf unserm Erbboden, nicht umhin gekonnt hat, die abentheuerliche Figur zu werden, die Du in der erstaunlichsten Geschichte des Menschengeschlechts, in der Geschichte der christlichen Kirche*), entdeckt haben willst.

Es gab eine Zeit, wo ich auch ein Gegner des Aberglaubens war. Dazu hatte mich das Studium eben der Geschichte gemacht, deren du mit so vieler Herabwürdigung gedenkst. Manchmal hielt auch ich schon den Handschuh empor, ihn meinem Feinde vor die Füße zu schleudern. Aber eine unsichtbare Hand hielt meinen Arm zurück. Der Feind und seine Schaar deckten die Welten; Himmel und Hölle waren zu ihrem Gebot. Gegen wen konnte ich fechten? Jupiter selbst fürchtete sich beim Anblicke des hundertarmigen Briareus. Mit stürmender Hand ihm ins Lager zu fallen, fühlte ich mich zu schwach; ihm mit kleinem Geschütz nahe zu kommen, dabei wagte ich alles.

Setzt, einem Geist, der queerfeld mir begegnet,
Steht meine Physionomie
Nicht an: was hilft mir Arm und Degen,
Ventregris!
Wenn's unsichtbare Schläg' auf meinen Rücken
regnet?

*) S. 41.

Gesetzt, wie man Exempel hat,
Ich hau' ihm auch den Schädel glatt vom Leibe;
Noch weil er rollt, steht schon an dessen Statt
Ein andrer da. Oft rennt, als wie zum Zeitvertreibe,
Der Rumpf sogar in vollem Lauf
Dem Kopfe nach, und setzt ihn wieder auf,
Als wär' es nur ein Hut, den ihm der Wind genommen.
Nun, bitt' ich euch, wie ist so einem beizukommen?

Da ich also meinen Muth und die Gefahr in so schreckender Concurrenz sah: so hielt ich für das Beste, neutral zu bleiben. In dieser Stimmung habe ich Jahre lang verharrt, bis ich Dich als tapfern Kämpfer übers Feld rennen sehe, wie Du mit flammendem Schwerte in alle vier Winde haust. Dieser Anblick ermuntert meine eigene Rennbegier, bringt mir aber einen Spruch ins Gedächtniß, den ich einmal als Titel einer theologischen Schrift sah: Man muß auch dem Teufel nicht zu viel aufbürden. Also begeb' ich mich wacker an die Vertheidigung des Aberglaubens, so weit er solche mit Recht begehren kann.

Man muß dem Aberglauben nicht zu viel aufbürden.

Gesetzt, es wäre in der That nicht wahr, was Du S. 39. so triumphierend leugnest,

daß der Aberglaube an sich gut sey: folgt daraus, daß er gar nichts Gutes an sich habe, aus nichts Gutem entspringe, mit nichts Gutem in Verbindung stehe? Und wenn das ist: nun, so lasset beides wachsen bis zur Zeit der Ernte! Ich möchte keinen sauren Pflaumenbaum umhauen, auf dessen Zweig ein Pfirschenauge geimpft wäre. Sind die Früchte gut; was kümmert uns der Stamm?

Sehen wir auf die Entstehung des Aberglaubens: so finden wir, daß er seinen Ursprung aus der menschlichen Schwäche herleitet; aus einer Schwäche, welcher wir alle, mehr oder weniger, unterworfen sind. Wenn ich sage: mehr oder weniger; so rede ich, schmeichlerischer Weise, was keine Rechtfertigung verdient, nur den thörichten Weisen einen Augenblick zu Gefallen, die sich einbilden, stärker als andre zu seyn. Indem sie sich mit ihrer Stärke etwas wissen, sinken sie bis zu der Schwäche derer herab, die sie verachten. Denn nun ist es nicht Stärke mehr, die sie verehren; sie identificieren sich selbst mit der Stärke, und opfern ihrem Stolze zitternd ein gewisses leises Flüstern des Gottes in ihnen, der nicht aufhört zu sagen: Du bist doch ein Narr! So lassen sie die Kindlein durchs Feuer gehen einem Moloch, aus Dünkel gemacht.

Wenn Simson, im Schooße der Delila liegend, sich von ihren zehn weichen Fingern in den starken Haaren krabbeln, und bis zu der Bewußtlosigkeit abkitzeln läßt, daß man ihm die Wurzeln seiner Stärke ausraufen, und ihn zu einem Mühlenesel brauchbar machen kann.

Wenn Themistokles einen Säugling aus der Wiege reißt, sich, das Kind auf dem Arm, an einen Altar stellt, und einen Vater, den König der Molosser, flehend bei dem Leben seines unmündigen Sohns beschwört, ihn nicht aus Rachsucht zu tödten, und ihm einen Schutzort vor der Wuth der Lacedämonier einzuräumen.

Wenn Friedrich der Einzige, trotz den Vorschriften des feigsten und hochmüthigsten Arztes in der Welt, den Bruch seiner Maschine vor Augen, seinem Gaumen den Gelust zu einer gepfefferten Aalpastete nicht wehren kann, und über einen gestorbenen Windhund Thränen vergießt, da das Blut so mancher von ihm zur Schlachtbank geführten Menschen in Strömen um ihn geflossen war:

Wer erkennt da noch den Löwenzerreißer, den Befreier von Griechenland, den Sieger bei Roßbach?

Frage doch, in dergleichen mißlichen Momenten, einen dieser oder anderer starken Männer auf sein Gewissen: Bist du stark? und höre, ob er antworten wird: Ja, ich bin stark!

Weg also mit Stärke und Schwäche! Dies sind Beziehungen für Zeiträume, nicht für die Lebensdauer des Menschen. Sie lassen sich angeben für Eigenschaften, nicht für die ganze Beschaffenheit des Geistes. Stärke ist außerdem nichts anders, als eine fertige Anwendung angestrengter Kräfte, die anfangs schwach waren, und durch gewaltsamen Gebrauch um so eher wieder schwach werden müssen.

Laß uns immerhin gestehen, daß wir auch einmal abergläubisch gewesen sind. Die Leute, welche unsere Kindheit in Händen hatten, brachten unsrer Phantasie durch allerlei Mittel Bilder bei, worin unser Verstand weder Analogie noch Zusammenhang finden konnte. Damals hatten unsre Köpfe noch nicht die Gewandtheit, sich dem Eindrucke zu entziehen, den diese Bilder auf unsre Begriffe vom Möglichen und Unmöglichen machten. Wir glaubten, oder lernten zum wenigsten mit dem Gedächtnisse, was uns zu glauben eingeknüpft wurde. Kinder streben so sehr nach

dem Wahren, daß es ihnen nicht einmal einfällt, zu vermuthen, ganze Nationen können lügen; erwachsenen Leuten könne etwas aufgebunden werden; es gebe Menschen, die sich von der Lüge nähren.

So wurden wir mit unwahren, halbwahren und unbewiesenen Vorschriften und Satzungen in die Höhe gefüttert, bis die Zeit kam, wo man uns unserm eigenen Nachdenken überlassen, und zugeben mußte, daß wir mit den Antworten nicht gänzlich zufrieden waren, welche man auf gewisse Fragen gab, die unsre Führer naseweis zu nennen beliebten. Die Unzufriedenheit mit dem Verstande der Andern schob uns das Vorurtheil ein, daß unser Verstand besser geartet seyn müsse. Auf ein Vorurtheil also bauten wir den Entschluß, Vorurtheile zu prüfen, und uns von ihren Fesseln loszuwinden. O Krebs, der du zum Krebse sprichst: Ich will dich lehren gerade gehn!

Neulich stand in einer Zeitschrift etwas von Lessing, der gesagt haben soll: Ich habe vielen Unrath zeit meines Lebens aus meinem Kopfe geworfen. Wie ich aber beim Aufräumen war, mag ich in der Eile leicht etwas zu viel herausgeworfen haben, und es wird

hohe Zeit, daß ich mich wieder darnach umsehe, und das Verworfene heimhole.

Hab ich diese Worte recht verstanden? und heißen sie nicht so viel, als: Ich fange schon wieder an, abergläubisch zu werden?

Das ist ein hartes Steinlein, mein lieber Albrecht! Es giebt also eine Zeit, wo auch wir wieder abergläubisch werden sollen. Wo auch Du wieder abergläubisch werden sollst! Daß ich schon anfange, es wieder zu werden, davon gebe ich jetzt den Beweis, indem ich den Aberglauben gegen Dich in gewisser Rücksicht zu vertheidigen suche.

Was Lessing vielleicht nur gesagt hat, haben manche Leute wirklich gethan, die in den Tagen ihrer Blüte sich starke Geister schelten ließen. Es wird Niemand im Publicum seyn, der nicht einige gelesene oder erlebte Beispiele von solchen Entsagungen starker Geister wüßte. Dir brauche ich sie gewiß gar nicht anzuführen. Uebrigens sollen sie auch keinesweges zum Beweise wider Deine Behauptungen gelten. Sonst könntest Du mir andre entgegensetzen, die von mir erhellten wieder auszulöschen. Aber als Erfahrungssatz mußt Du mir die Hypothese stehen lassen: Wer aufgehört hat, abergläubisch zu seyn, kann es doch wieder werden.

Du wirst mich hier nicht schicanieren, und mir den Machtspruch pordonnern: Wer einmal ganz aufgeklärt gewesen ist, kann nie wieder abergläubisch werden. Denn was wäre denn wol ein Mensch jemals ganz gewesen?

Ich glaube, bisher so weit gekommen zu seyn, daß ich jetzt veststellen kann, nur das männliche Alter habe die Eigenschaften, die Lust und den Muth, nicht abergläubisch seyn zu wollen; das Kind sey noch abergläubisch, und der Greis sey es wieder geworden. Ich gebe es zu, daß das männliche Alter vorzüglich unsre Aufmerksamkeit verdiene. Denn das Kind soll erst zum Manne werden; und dem Manne auf die Zeit hin etwas vorzuschreiben, wo er ein Greis, das heißt, wieder schwach seyn wird, hieße, ihn mit der Zukunft demüthigen, und ihm das Gefühl seiner Männlichkeit benehmen. Doch ist es auch des Mannes Pflicht, sich auf ein sanftes Greisesalter vorzubereiten, und auf schwieLichter Schulter Lasten tragen zu lernen, die sonst die abgedorrten Muskeln einst zu schwer drücken würden. Und was fangen wir mit den Damen an, die nichts, als jung oder alt, nur Kinder oder Matronen seyn dürfen? Dies

ist ein erheblicher Punkt, der wohl in Betracht gezogen werden muß.

Es ist nicht schwer einzusehen, warum der Mann weniger abergläubisch, als das Kind und der Greis, zu seyn pflegt. Eben die Thätigkeit, die ihn verhindert, sich bloßen Contemplationen zu überlassen, und den Ausflügen der Einbildungskraft, gleich als gingen sie über ein gebahntes Land, zu folgen, führt ihn zwangsweise, doch unvermerkt, zu einer nähern Kenntniß der natürlichen und intellectuellen Kräfte der irrdischen Dinge, und nöthigt ihn, ohne Zuthun eines Wunders, mit diesen Kräften zu seinen Verrichtungen auszureichen. Ich rede nicht von eigentlichen Denkern; dies zu werden, hat nicht ein Jeder die Zeit und innere Befugniß. Aus dem Gros gewöhnlicher Menschen, wie sie um uns leben, wallen und werben, kann man es bald abnehmen. Sie vergessen die Vorurtheile ihrer Kindheit, nachdem oder ohne daß sie solche geprüft haben. Es sind keine gangbare Artikel mehr in diesem Zeitraume des Lebens. Sie tragen nichts in die Kassen des Ehrgeizes, der Gewinnsucht und Wollust; den einzigen, von Dir S. 37. angeführten, Fall ausgenommen, wo „der Priester den besten Segen von „seinem Abgott erhält.„ Der thätige Mensch

lebt, im mittlern Alter des Lebens, allzu sehr in der wirklichen Welt, als daß er sich um andre suppositive Welten sonderlich bekümmern dürfte, ohne seinen noch unverleideten Genuß der gegenwärtigen zu stören. Dem Manne aber, der, aus leiblichem Unvermögen, wegen Ueberflusses an Glücksgütern, aus Trägheit, Stolz, oder durch den Zwang des Verhältnisses, seine weltliche Thätigkeit einem rohen Schlummer überläßt, — kann man diesem Manne vorschreiben, mit was für vernünftigen Ideen oder sinnlosen Träumen er den ihn quälenden Müßiggang unterhalten soll? Solch ein Mann ist nicht mit unsern Bedürfnissen, wir nicht mit den seinigen, bekannt.

Solch ein Mann ist zugleich Kind und Greis; vom Manne hat er nur die Jahre. Seine Kindheit mag zum Behuf seines künftigen Lebens vorbereitet seyn oder nicht: er verharrt noch immer in ihr. Denn was macht den thätigen Mann aus? Lust zu Geschäften, Fertigkeit und Erfahrung. Das erwachsene Kind hat keine von diesen Eigenschaften im Ernst Es ist immer stiller Zuhörer oder unwissender Frager. Wenn es plaudert: so lachen oder ärgern sich die Leute über das sachlose Geschwätz. Wenn es frägt:

so nimmt man sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Denn die Worte fallen doch auf einen unfruchtbaren Boden. Wer mag einen bröcklichten Stein bearbeiten?

Greis ist er auch. Denn sein Leben ist so gut wie vollendet. Er sitzt schon in der Kathe des alten Theils; und was die Leute um ihn her pflügen, säen und ernten, ob es wohl geräth oder nicht, reichlich oder mager gedeiht, hat auf seine Projecte fürs künftige Jahr keinen Einfluß. Sein Theil wird ihm schon werden. Wenn er stirbt, so begräbt man ihn. Wenn er lebt, so läßt man ihn leben. Er ist gleichsam nicht da, und hat nicht einmal, wie die wirklichen Greise, das tröstende Bewußtseyn, daß er da gewesen ist.

So wie es kein Kind, keinen Mann und keinen Greis giebt, der, im reinsten und vollkommensten Sinne der Benennung, nur Kind, nur Mann, nur Greis wäre: so giebt es auch keinen Menschen, der nicht, auf eine oder die andere Art, dem Bilde des Müßiggängers ähnelte, von dem ich eben einen losen Umriß gezeichnet habe. Die Unthätigkeit aber, sowol des allgemeinen, als jedes besondern Müßiggängers, will unterhalten seyn, will Thätigkeit werden. Schaffe Rath, Albrecht, wenn Du den Aberglauben ausrottest!

„Laß sie Vögel fangen, jagen, fischen, „Schaffner werden, Karten spielen, in die „Komödie gehn!„ antwortest nicht Du, aber vielleicht ein Anderer an deiner Statt. O! wer so antwortet, der hat das große Interesse des Müßigen schlecht gefaßt.

Die Philosophen aller Art, von Hermes Trismegist bis auf Kant, würden unter den Menschen nicht so vielen Eingang und Widerstand gefunden haben, wenn das Philosophiren nicht etwas allgemein Interessantes an sich hätte. Jeder Mensch philosophirt. Er frägt: Was? und: Warum? Zur Beantwortung der Frage: Was? untersucht er die Dinge mit ihren Bestandtheilen, Eigenschaften, Kräften und Verwandtschaften. Um der Frage: Warum? Genüge zu thun, muß er den fatalen Weg einschlagen, zurück zu sinnen, da er nicht vorwärts sinnen kann. Er will den Zweck, das Ende eines Dinges wissen, das noch keine Endschaft erreicht hat. Dies zu bewerkstelligen, wühlt er in der Vergangenheit, deren Aufschluß in einer immer noch frühern Vergangenheit zurückliegt. Es ist kein Wunder, daß er nicht nur keine befriedigende, sondern vielmehr gar keine Antwort aus diesen Nachspürungen mitbringt. Denn war-

warum fragte er die Todten nach den künftigen Geschlechtern? Es geht ihm, nach einem alten hamburgischen Sprichwort, wie den Herren von ***, die zu Wagen ausfuhren, und zu Fuße nach Hause kamen.

Er war aber nicht ausgefahren, um mit müden Beinen wieder zu kehren, sondern um frischen Vorspann zu erhalten, und weiter zu reisen. Hinter ihm wird alles, je weiter er sieht, desto neblichter, grauer und schwärzer. Vor ihm ist die Aussicht so weit, daß sein Auge keinen Horizont erreichen kann. So auf Einer Stelle vestgehalten zu seyn, kann seine Thätigkeit nicht ertragen, die, wie ich nicht zu vergessen bitte, die Thätigkeit eines Müßiggängers ist. Sein Platz ekelt ihn an; er will nicht so erstarren. Weil er mehr, als um ihn her liegt, zu erkennen wünscht, und kein Wunsch ohne Hoffnung seyn kann: so läßt er sich von dieser Hoffnung locken, noch einmal auszutraben. Wer weiß, denkt er, ob ich nicht auf einer andern Straße, und wär' es nur ein Feldweg, zum Ziel kommen werde!

Ich bin mit Dir, lieber Albrecht einverstanden, daß die Furcht ein vorzügliches Ingrediens zur Nahrung des Aberglaubens sey.

Die Hoffnung aber, behaupte ich, sey es nicht weniger. Die Furcht würde gleich tödten, würde augenblicks zur Verzweiflung werden, wenn nicht die Hoffnung ins Mittel träte, und die Furcht milderte. Furcht und Hoffnung halten den Aberglauben aufrecht, und geben ihm das gehörige Gleichgewicht. Was ihn niederdrückt, unterstützt ihn zugleich; darum kann er sich halten. Er existirt schwebend, aber wanklos, wie die Weltkugel, durch den Drang entgegengesetzter Lufthimmel.

Furcht ist eitel, wenn die Gefahr unvermeidlich; Hoffnung ist leer, wo die Hülfe unerreichbar ist. Aber welche Gefahr ist wohl unvermeidlich, so lange sie nur noch Gefahr, nicht schon Schade geworden ist? Welche Hülfe ist unerreichbar, so lange sich Raum und Zeit noch denken lassen? Darum ist die Furcht nicht thöricht, die so mäßig ist, nur so lange zu schaudern, bis die gutmüthige Hoffnung ihr beispringen und zur Gefährtin dienen kann. Auch die Hoffnung ist keine Närrin, die, was auch der Zweifel anwenden mag, so lange hinharrt, bis die Gewißheit ihren Platz einnimmt.

Verdeute mir nicht, daß ich die von Dir aufgestellte garstige Furcht durch meine gefällige Hoffnung ein wenig zu verdrängen su-

che, — daß ich, wie stürmisch Dein Meer auch wüthe, doch der schwarzen Klippe einigen Contrast gebe, indem ich ein Schiff in vollen Seegeln daneben zeichne. Du hast den unsinnigen Aberglauben angeklagt; ich will den menschlichen Aberglauben vertheidigen.

Der Glaube, in so fern er dem Aberglauben entgegengestellt wird, ist das Zutrauen zum Bewiesenen. Der Aberglaube, im Gegensatz, ist das Zutrauen zum Unbewiesenen. Jener hat den Verstand auf seiner Seite, weil der Verstand beweist, und die Richtigkeit des Bewiesenen erkennt. Dieser hat den Verstand nicht für sich, weil das Bewiesene der Gegenstand nicht ist, nach welchem seine dunkeln Begriffe schnappen. Aber ist denn der Verstand so ganz geradezu wider ihn? — Verstand, wo Verstand hingehört! Wo nichts zu beweisen ist, da ist er außerhalb dem Bann seiner Gerichtsbarkeit.

Wollte Gott, es gäbe in den Materien die der Aberglaube be — spien hat, einen Hauptbeweis zu führen! oder nur einen falschen Hauptbeweis ganz zu entkräften! Möchte man im Stande seyn, den hin und her schwankenden Leuten die Vermuthungen von der Existenz des Wunderbaren, als ganz ungereimt und unvernünftig vorzustellen!

Möchte unser Daseyn nur nicht selbst ein Wunder, unsre Beziehungen, unsre Bestimmung (worüber in neuern Zeiten so viel deraisonnirt ist) nur nicht in undurchdringliches Dunkel gehüllt seyn! Wäre nur die platonische Idee, „daß die menschliche Seele ein „Ausfluß der Gottheit sey" in jedem Augenblicke in jedem beseelten Wesen gleich lebendig, oder vor jeder Auflebung erstorben! Wäre nur das Bewußtseyn unsrer Ohnmacht, oder das Selbstgefühl unsrer Kraft immer gleich sicher und dauerhaft! Aber —

Thus conscience does make cowards of us all;
And thus the native hue of resolution
Is sickly'd o'er with the pale cast of thought *).

„Halten wir uns an die Natur allein! „Gehen wir allen solchen Schreckbildern herzhaft entgegen, und wir werden sehen, wie sie „vor uns in leere Luft verdünsten!"

Wäre nur die Natur nicht selbst so wunderbar! Würden nur die Behauptungen und Beweise für das Wunderbare nicht aus dem Natürlichen selbst hergenommen!

*) Zu Memmen macht uns alle das Bewußtseyn;
Die Röthe der Entschlossenheit erkrankt,
Vom Denken überbleicht.
Shakspeare.

Ich will einmal einen abergläubischen Philosophen vernünfteln lassen. Er soll nicht abergläubisch anfangen.

Eingeleitete Theorie des Aberglaubens.

Wir sind; das ist gewiß, muß gewiß seyn. Es gab eine Zeit, wo wir nicht waren. Es gab eine Zeit, wo diese Menschen, diese Bäume, diese Wolken, diese Häuser nicht waren. Sie wurden. Sie wurden aus andern Dingen. Ich habe gesehn, ich habe erfahren, wie diese wurden. Ich kann mir das Werden der vorherigen gewissermaßen erklären. Ich kann mir es denken. Es war den Hervorbringern eigen, solche Dinge zu machen, zusammenzusetzen. Dies Eigenseyn der Dinge hat seine Einschränkungen, seine Regeln; man ist einig, den Zusammenhang dieser Regeln und ihrer Folgen Natur zu nennen.

Ich mußte meinen Verstand verlieren, wenn ich die Natur leugnen wollte. Mein Verstand selbst ist in der Natur. Er kann nicht aus der Natur herauskommen, er kann nicht irren. Wenn er irren könnte, so müßte

die Natur auch irren. Irrt sie in Einem: so kann sie überall irren, so hat sie kein sicheres System. Und doch könnte, selbst in diesem Falle, mein Verstand eigentlich nicht irren; denn er irrte nur der Natur analog. In ein schiefes Zimmer gehören schiefe Möbeln. Mein Verstand ist gerade, wenn er schief mit der Natur ist.

Gesetzt aber, um auch Anomalie zu statuiren, in meinem Verstande wäre etwas, was nicht zu der von ihm erkannten Natur gehörte: so müßte dieses Etwas entweder über, oder unter der Natur seyn. Ist es unter der Natur, so kann es sich nicht über die Natur hinausschwingen; die Natur selbst wird ihm zu schwer. Ist es über die Natur erhaben, so kann es sich zum Herrn der Natur machen, es kann gebieten, es kann ihre Haushaltung untersuchen. Ich kann meinen Verstand nicht rein beurtheilen; denn der Verstand bin ich selbst. Die äußere Natur und mein Verstand aber, dünkt mich, sind nicht immer in richtigem Einklange. Er kann ihr Inneres nicht begreifen; er steht also unter ihr. Er kann an ihr bilden und formen; er kann sich als allein, ihr nicht zugehörig, denken, die sich als nicht existirend vorstellen; er schwingt sich also über sie empor. Mein Ver-

stand also begeht Excesse; deswegen aber irrt er noch nicht. Er geht hinaus über die Regeln der äußern Natur, die ihm nicht gegeben seyn können, weil er sie nicht beobachtet. Die Regeln der Natur werden immer beobachtet, weil kein ihr unterworfenes Wesen sich davon losmachen kann. Ist mein Verstand über diese Natur erhaben: so muß er wohl seine eigene Natur haben, und ihr eben so sicher folgen.

Die Dinge sind vergänglich; die Natur bleibt. Sie setzt ähnliche Dinge zusammen, und heißt sie die bisherigen Regeln beobachten. So, wie diese Dinge sind, denke ich sie mir nur in dieser Natur. Ich kann mir aber andere Dinge in einer andern Natur denken. Darum läßt sich auch eine völlig andre Natur denken. Folgen die Dinge nach einander: so können auch verschiedne Naturen nach einander folgen. Sie waren vergänglich, wie die Dinge selber. Ehe diese Natur war, war eine andre vor ihr. Wann die jetzige Natur vergangen ist, wird ihr eine andre folgen. Ist mein Verstand über diese Natur erhaben, so wird er auch in die folgende übergehen. Modificirt in die folgende Natur gelangen, kann er deswegen nicht,

weil er sonst in der jetzigen Natur bleiben würde, die alle ihre Wesen modificirt, bevor sie sie vergehen läßt.

Nun begreife ich ein wenig besser, wie ich mir das Daseyn der nunmehrigen Natur erklären kann. Das Rad der vorigen Natur war abgelaufen, das Leben stockte, die zusammengesetzten Wesen verwelkten, die Regeln hörten auf; sie hatte nichts als Verstände (Intelligenzen) übrig, welche wirken, und ihre Thätigkeit, die sich vorher an bloßem Anschauen hatte genügen müssen, einer neuen Natur einhauchen konnten. Jetzt habe ich mir das fortwährende Streben meines (Geistes (Intelligenz, Verstandes) erklärt; ich weiß, warum er so unersättlich, so selten, oder nie gänzlich, zu befriedigen ist. Er ist für eine künftige Natur bestimmt. In dieser Natur borgt und dient er; in einer folgenden wird er geben und herrschen. Jetzt weiß ich, warum mir die Glückseligkeit, nach welcher ich unaufhörlich trachte, immer entwischt. Ich soll sie dereinst erst schmecken. Woher dies Vergleichen, dies Zusammensetzen, dies Bilden, dies Schöpferische in mir? O dereinst werd' ich nicht blos Ideen, ich werde Dinge bilden; ich werde Schöpfer werden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0362
DFG

Wie wahr kommt mir das alles vor! Wie wohl befind' ich mich dabei! Wie leicht erklär' ich mir alles! Ich erkenne meine edle Bestimmung, ich weiß, was Vergangenheit, was Gegenwart und Zukunft ist. Wundert mich das Wunderbare? Ich finde nichts natürlicher. Große, große Aussicht! Mein Geist hat Flügel für die Ewigkeit. Er fährt dahin zu unaufhörlichen Bewegungen, und in Leben und Genuß verwandelt sich alles, was seine Fittige berühren. Wie schön! wie consequent! wie wahr!

Eins nur dunkelt mir so einen Himmel. Ich werde untergeordnet seyn. In dieser Natur ist so viel Abstufung und Rang. Vielleicht zwar in der folgenden nicht. Doch was hätten alsdenn jene Intelligenzen voraus, die in einer vorigen Natur gedient haben? Heut wär' ich ihr Werk, und morgen ihr Mitmeister? Nein.

Aber das ist traurig, und benimmt mir beinah die Lust zu der künftigen Natur. Dort herrscht also eben das Verhältniß, was hier das Daseyn so widerwärtig macht? Keine völlige Freiheit, keine Gleichheit auch dort!

Wie ist dem abzuhelfen? Ich habe mich nun einmal in die künftige Natur hineinvernünftelt; in ihr muß mein Gedanke bleiben.

Es würde meiner Glückseligkeit schaden, doch den andern Geistern nicht gleich zu seyn. Ich muß mein Daseyn in jener Welt (Natur) mit der Gleichheit anfangen, sonst würde mir der erste Genuß verbittert. Was? Wie? Wodurch?

Ich fühle meine jetzige Inferiorität stärker, je höher ich die einst zu genießende Seligkeit setze. Und ich kann sie nicht hoch genug annehmen. Denn wenn sich etwas höheres denken ließe, wäre sie Seligkeit? Das Gewölbe wird immer höher, je tiefer ich mich ducke. Je mehr ich meine Niedrigkeit erkenne, desto mächtiger wird der Gedanke an die Erhabenheit. Ich sinke, ich bin gedemüthigt. Heil meiner Demuth! Sie wird Stolz werden.

Vor wem aber soll ich mich demüthigen? Vor jenen herrschenden Intelligenzen, denen ich gleich werden will. Sie befehlen; also muß ich gehorchen. Sie wollen; ich muß Werkzeug seyn. Sie handeln; ich muß leiden. Sie genießen; ich muß aufopfern.

Wo seyd ihr nun, übermächtige Geister? Gebt mir zu erkennen, ich flehe euch, zeigt mir an, was ihr befehlt, was ihr wollet, was ich leiden, was ich aufopfern soll! — Sie offenbaren sich nicht. Ich bleibe in der Ungewißheit.

Aber sind sie nicht die Herren, ich nicht der Diener? Der Herr sucht nie den Diener, der Diener sucht immer den Herrn auf. Wenn ich sie selbst nicht in ihrem Wesen gewahr werden kann; so muß ich sie in ihren Wirkungen aufspüren. Alles, was in meine Sinne fällt, ist durch sie, neben ihnen, unter ihrem Einflusse. Ihr Wiederschein ist die jetzt existirende Welt selber. Sie sind die unsichtbaren Kräfte, die unerlauschbaren Innerlichkeiten der Dinge, ihrer Wirkungen, ihrer Bewegung, ihres Lebens. Ich bin mit ihnen umgeben, ahnde sie, aber sehe sie nicht.

Was hab' ich zu thun, als anzubeten? Mein ganzes Daseyn sey ihren Diensten geweiht! Ich darf ohne sie keine Minute verlieren. Wie hab' ich mich betragen während der vorigen Zeit meines Lebens! Ich habe denen gedient, die ich für meines Gleichen hielt. O! wie viel hab' ich zu vergüten! Wie viel an meinen Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften zu verbessern! Weg mit dir, jetzige Natur! Auf, auf zur künftigen!

* * *

Du siehst, Albrecht, daß mein Philosoph in gutem Gange ist, in diesen Combinationen und Schlüssen noch lange fortzufahren; und wenn ich nicht fürchtete, daß er mehr plau-

dern möchte, als seine Intelligenzen am Ende selbst verantworten könnten: so hätte ich ihm den Mund noch nicht gestopft. Doch hat er bisher genug gesagt, um deiner gesunden Vernunft das Geschäft zu geben, ihm nachzugehen, und genau den Punkt zu finden, wo er anfängt, von der Heerstraße abzuweichen, und Du zuerst Faseley an ihm entdeckst. Ich bleibe inzwischen dabey, daß Burke nicht so sehr Unrecht hat, wenn er sich herausläßt: „man müsse den schwachen Seelen eine Mi„schung des Aberglaubens in dieser oder jener „Tändeley oder Schwärmerey zu Gute halten.„ Nur kann und soll man freilich, wie er klüglich beyfügt, „das Schädliche davon verbes„sern, und das Rauhe mildern.„ Es ist in unsrer Welt so wenig auf Glück calculirt; das Glück des unbefangnen, ganz vorurtheilfreyen Philosophen hat so wenig Fleisch auf den Rippen; und, was das schlimmste ist, den Meisten scheint zu diesem Glücke selbst weder Sehnsucht noch Empfänglichkeit verliehen zu seyn. Wenn nur immer Maaß gehalten wird! Meiner Meinung ist schon Virgil in den bekannten Zeilen!

Feliz, qui potuit rerum cognoscere causas,
Atque metus omnes et inexorabile fatum

Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari!
Fortunatus et ille, deos qui novit agrestes,
Panaque, Silvanumque senem, Nymphasque sorores! *)

J. A. Fahrenkrüger.

13.

Etwas über den Kirchenbesuch.

Lasset uns nicht verlassen unsre Versammlung, wie etliche zu thun pflegen.

Paulus.

Die Meinung, daß man Gott durch Beywohnung der öffentlichen Andachtsübungen

*) Nach der Voßischen Uebersetzung;

Selig, wem es gelang, der Ding' Ursprung zu ergründen,
Und wer jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
Niedertrat, das Getöse des gierigen Acheron höhnend!
Aber beglückt auch jener, der ländliche Götter erkennet,
Pan, und Silvanus den Greis, und die Schwesterreigen des Nymphen!

einen wirklichen Dienst leiste, hat unstreitig die kirchlichen Besuche bey allen Ständen ehedem sehr befördert. Je herrschender und allgemeiner dieselbe war, desto zahlreicher stellten Hohe und Niedere bey den kirchlichen Versammlungen sich ein, desto häufiger bediente man sich auch solcher Gebräuche, welche für gottesdienstlich gehalten wurden. Konnte man Gott einen wirklichen Dienst leisten: so war es auch möglich, nicht allein für die genossenen Wohlthaten und begangenen Sünden ihm eine gute Gegenrechnung zu machen, sondern man durfte auch hoffen, dadurch, daß man es andern in Ausübung solcher Werke, wodurch man sich Gott verbindlich zu machen glaubte, zuvor that, einen desto größern irdischen Seegen, oder eine desto höhere Stufe im Himmel zu erlangen. Diese Vorstellung hat ohne Zweifel derjenige gehabt, welcher einer ansehnlichen Kirche ein prächtiges Altartuch mit der Inschrift schenkte.

„Dieß geb' ich dir; Was giebst du mir?"

Die Ueberzeugung hiervon wurde Niemanden schwer, der gewöhnt war, Gott die gewöhnlichen menschlichen Gesinnungen zuzuschreiben, ihn als bloßen Herrn betrachten, und zu glauben, daß durch das äußere Bekenntniß

die Glückseligkeit des Höchsten einen Zuwachs bekomme. Denn Menschen thun selten etwas, ohne dabey ihren Vortheil vor Augen zu haben. Der Herr hält den Diener entweder zu seiner Bequemlichkeit oder zu seiner Pracht, und Ehre und Ruhm sind oft das höchste Ziel menschlicher Wünsche. Man folgte aber auch dieser Ueberzeugung um so lieber, je leichter die Mittel schienen, das auf der einen Seite doppelt wieder einzubringen, was man auf der andern reichlich verdarb, zumal wenn man seinen Leidenschaften desto sicherer fröhnen zu dürfen meinte. Wer seinen Hang, andre zu belästern, gern befriedigte, der ließ es sich desto öfter in der Kirche sagen, daß er das nicht thun müsse; sang desto fleißiger geistliche Lieder, und glaubte, wenn man Gott Ehre genug gäbe, so habe es so viel nicht auf sich, wenn man die Menschen ein wenig verunehre. Der Wollüstling glaubte hinlänglich gebüßt zu haben, wenn er zur Ehre Gottes ein paar Stündchen fror. Und Freund Harpagon meinte auch: Was man Gott gäbe, mache den Geldkasten nicht so leer, als was man Hülfsbedürftigen zufließen lasse. Auch sey es immer vortheilhafter und klüger, es mit dem zu thun zu haben, der vom Leiblichen nichts bedürfe, als mit solchen, die viel und

immer bedürfen, zumal da jener denen, die da hätten, zu geben versprochen habe.

Ob bey dergleichen Vorstellungen die wahre Gottseligkeit viel gewann, möchte man fast bezweifeln. Daß aber die Kirchen darüber nicht leer bleiben, und die Beichtstühle reiche Erndten brachten, ist ganz natürlich. Denn aus dem Begriffe des Gottesdienstes ließ sich sehr leicht der Schluß herleiten: daß diejenigen, welche die gottesdienstlichen Geschäfte besorgten, leicht einen nähern Einfluß auf Gott haben möchten; so wie derjenige Diener, der näher um einen großen Herrn ist, und seine Angelegenheiten betreibt, und wol gar zu Zeiten seine Person vorstellt, durch seine Fürsprache viel ausrichten kann; zumal da große Herren ihre Bedienten bisweilen sehr nach Willkühr schalten und walten lassen. In so fern man sich nun den Beichtvater als Statthalter Gottes und Christi dachte, und ihm den Binde- und Löseschlüssel zueignete: so glaubte der Wohlhabende einen Theil seiner Habe, und der Arme sein Erspartes nicht besser anlegen zu können, als wenn sie von Zeit zu Zeit das Register ihrer Sünden damit tilgten, und durch den wohlangewandten Mammon sich Schätze im Himmel sammelten.

ten. Daher dann auch der Klerus derjenigen Parteyen, wo man dieß Vorurtheil am meisten nutzte, weit mehr wohlgenährte Leute aufzuweisen hatte, als der übrigen. Denn als besser unterrichtete Prediger, mit edelmüthiger Aufopferung mancher Vortheile, anstatt Sünden zu vergeben, den Weg bestimmter und deutlicher zeigten, wie man sie vermeiden müsse: so glaubte man, solche Wegweiser brauche man nicht sonderlich zu lohnen, zumal da sie nicht sehr bequeme Fußsteige führten. Denn es schien vielen vortheilhafter, die Sünden erst zu begehen, und sie dann zu bezahlen, als für den guten Rath, sie zu unterlassen, sich thätig dankbar zu beweisen.

Wenn aber der Klerus von besserer Denkungsart auf die Art seinem eigenen Vortheil auf die uneigennützigste Weise entgegen arbeitete: so verlor er auch dadurch eine Menge Zuhörer, daß einige desselben in Predigten und Schriften die Meinung verbreiteten: daß die leibliche Uebung des Kirchengehens wenig nütze, wofern man dabey die Absicht nicht habe, hier erst zu lernen, wie man Gott durch ein ihm wohlgefälliges Leben verehren müsse. Obgleich nicht geleugnet werden kann, daß auch die ehrwürdigen Gebräuche der Kirche

noch immer ihren großen Werth beweisen, und daß die Feyerlichkeit einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung vorzüglich geschickt ist, die Glut der Andacht sehr zu vermehren, und zu guten Gesinnungen, Entschlüssen und Handlungen zu leiten. Der Theil der Zuhörer aber, der das oben angeführte Verdienstliche des Kirchengehens hierbey vermißte, verlor bey diesem Tausch offenbar zu sehr. Da ihm so die stärkern sinnlichern Bewegungsgründe benommen waren: so konnten die unsinnlichern ihn eben nicht anlocken, mit Aufopferung einer oder der andern Bequemlichkeit, mit Unterbrechung seiner Vergnügungen oder seiner gewöhnlichen Geschäfte, einen Ort so fleißig als sonst zu besuchen, wo ihm das untersagt wurde, was ihm Vergnügen machte, und das empfohlen ward, wovon er viel lieber das Gegentheil that. Kam nun bey Manchen noch die Vorstellung hinzu, daß er das, was er dort hörte, schon eben so gut, vielleicht noch besser, wisse, oder in einem guten Buche besser lesen könne: so hielt sich ein solcher hinlänglich berechtigt, den öffentlichen Unterricht zu vermeiden. Die kirchliche Gesellschaft schränkte sich also auf diejenigen ein, welche auf andere Art nicht so gut ihre Belehrung und Erbauung fanden, und auf die-

jenigen, welche neuer Ideen gar nicht empfänglich sind, sondern die, wenn sie dieselben Worte hören, auch darunter dieselben Gedanken vermuthen, die ihnen von Jugend auf eingeprägt sind. Zu diesen gesellen sich bisweilen auch diejenigen, welche aus Neugier, oder weil sie eben nichts Bessers thun zu können glauben, die Kirchengesellschaft vermehren. Daß auf die Art die Zahl der Zuhörer sich sehr verringern muß, ist leicht einzusehn; zumal wenn das Beyspiel des ersten Theils dereinst auf den zweyten Theil noch stärker wirken sollte.

Gleichwol wäre es sehr zu wünschen, daß manche öffentliche Erbauungshäuser keiner Einöde glichen, in welcher die Stimme des Predigers in der Wüsten vergeblich sich hören läßt. Denn obgleich durch einen guten Jugendunterricht religiöse Kenntnisse und Gesinnungen am sichersten befördert werden, (indem bey vielen Erwachsenen neue Vorstellungen weder den rechten Eingang finden, noch haften): so ist doch dieß bey letztern nicht immer der Fall. Und für viele, welche zum Lesen weder Zeit, noch Lust, noch Fähigkeit haben, noch im Stande sind eine Auswahl nützlicher Bücher zu treffen, oder sie anzuschaffen, sind doch die öffentlichen Belehrungen beynahe das einzige Mittel, die gänzliche

Stockung ihres Wissens zu verhüten, und insonderheit bey den niedern Volksklassen gemeinnützige trostreiche Wahrheiten in Umlauf zu bringen, und menschenfreundliche Gesinnungen zu befördern. Ja, wenn bey allen Zuhörern auch nicht immer anschauliche Begriffe und völlige Ueberzeugungen bewürkt werden: so wird doch manche gute Empfindung rege gemacht und geschärft, und die öftere Erinnerungen an manche Pflicht, die man sonst nicht bedachte, so manche eindringliche Rührung und Erweckung zum Guten, giebt mancher guten Denkungsart einen gewissen Stoß, dessen sie nur bedurfte, um sich in nützliche Bewegung zu setzen. Auch kann der liebreiche Ernst und Nachdruck, mit welchem die unglücklichen Folgen dieses und jenes Lasters öffentlich geschildert werden, tiefen Eindruck auf die Herzen derer machen, welche bisweilen leichtsinnig denken und handeln.

Endlich, da ein Prediger, der es redlich meint, in seinen Vorträgen nach den erkannten besondern Bedürfnissen seiner Gemeinde vorzüglich sich bequemen wird: so werden auch seine Unterweisungen der heranwachsenden Jugend, die er sich selber zugezogen hat, vorzüglich verständlich, ehrwürdig und eindringlich seyn. Es ist also wol nichts gewissers, als

daß bey den niedern Ständen Unwissenheit, Verderbniß der Sitten und Gewissenlosigkeit immer mehr einreißen muß, je nachläßiger die öffentlichen Erbauungshäuser besucht werden. Und sollte nicht dieß Verderbniß der untern Volksklassen auch den obern nachtheilig seyn? Es ist freilich das Unheil nicht zu leugnen, welches religiöse Schwärmerey von Zeit zu Zeit über den Erdboden verbreitet hat: aber, Gott sey Dank, daß durch öffentliche Vorträge diese Seuche wenig mehr befördert wird, ja daß denkende und rechtschaffne Prediger derselben dadurch aus allen Kräften entgegen arbeiten, daß sie durch den Verstand der Zuhörer zum Herzen derselben zu reden streben, und indem sie der Bestimmtheit und Gemeinverständlichkeit sich befleißigen, vorzüglich auf ein thätiges Christenthum dringen. Auch ist der Unfug des Fanatismus immer am meisten durch kleinere geschlossenen Zusammenkünfte befördert worden. Denn weil die Schwärmer sich gewöhnlich für besser und vollkommner halten, als andre: so verachten sie den öffentlichen Unterricht, zumal wenn er ihrer Schwärmerey wenig Nahrung verschaft, und bilden sich selbst eine Gesellschaft der Vollkommnern und Auserwählten. Und findet denn Fanatismus allein in der Religion

Statt? Hat nicht der Unglaube auch seine Schwärmer? Ist nicht, wenn man den Nachrichten eines Girtanners und mehrerer andrer trauen darf, Paris, welches göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tritt, uns ein höchst trauriger Beweis, daß die Gräuel, welche unter einem sonst fein und gesittet geschildertem Volke, die Frechheit im Denken und Handeln anrichten, alle Beyspiele von Unmenschlichkeit und thierischem Wesen übersteigen? Und sollte zu diesem Unwesen nicht der bekannte schlechte Religionsunterricht der Jugend in Frankreich das Seine beytragen? Sollte nicht der gänzliche Mangel an guten Volksliedern und verständlichen Predigten ebenfalls eine Ursache dieser Verwilderung seyn? Denn ihre Konstitution befiehlt ihnen dieselbe nicht, kann sie ihnen auch nicht befehlen. Aber können denn bürgerliche Gesetze, ohne religiöse Autorität, immer ihre volle ausübende Kraft beweisen? Können sie die Gesinnungen und Gewissen derer binden, die oft nur nach dunkeln Gefühlen handeln? Und wie viel sind derer, die zur Ausübung schwererer Pflichten sich durch bloße Vernunftgründe verbunden fühlen? Beruht in der Welt nicht Vieles auf Treu und Glauben? Und gründen sich diese nicht meistentheils auf einge-

pflanzte und unterhaltne Religionsbegriffe? Hat nicht eine jede Herrschaft gern gewissenhafte Dienstboten, und lieber, wenn eins seyn soll, etwas abergläubische Untergebne, als leichtsinnige Spötter?

Wie sehr wäre es daher zu wünschen, daß das Publikum vermogt würde, das Kirchengehen als keine gleichgültige Sache zu betrachten! Denn warlich, lernt es erst Religionslehren für entbehrlich halten, so wird es auch bald sich gewöhnen, bürgerliche Gesetze gering zu achten. Glaubt es erst, es gehöre zum vornehm seyn, den Predigten und kirchlichen Gebräuchen sich zu entziehn: so ist zu besorgen, daß über kurz oder lang eben die Seuche die niedern Volksklassen ansteckt, welche in den westlichen Gegenden solche Verheerungen anrichtet. Aber wie soll man diesem einreissenden Uebel entgegen arbeiten? Die Obrigkeit zu Hülfe nehmen, und gewaltsame Mittel gebrauchen, würde hart und zweckwidrig seyn. Oder sollen wir Volkslehrer jenes Vorurtheil des Gottesdienstes wieder hervorsuchen und geltend machen, und die Menschen durch einen Nimbus von Scheinheiligkeit in jene Finsternisse der Barbarey und Unwissenheit zurückführen, aus welcher uneigennützige Menschenfreunde sie nach und nach mühsam

herausgezogen haben? Welcher gutgesinnte Volkslehrer wollte dazu, wenns auch thunlich wäre, die Hände bieten? Man möchte vielleicht ausrufen: Predigt besser, und die Zuhörer werden sich von selbst zahlreich einfinden! Aber hat man denn sonst im Ganzen besser, oder nur einmal so gut als jetzt gepredigt? Ich getraue mich das Gegentheil aktenmäßig zu beweisen.

Ich sehe hier kein wirksameres Mittel, als wenn die vornehmern Stände an allen Orten es sich recht eigentlich zur Pflicht machten, den kirchlichen Versammlungen unausgesetzt beyzuwohnen, und ohne die dringendsten Ursachen sie nie zu verabsäumen. Ich will damit nicht sagen, daß sie es weniger als sonst thun, sondern ich äußere nur den Wunsch: daß es noch häufiger von ihnen geschehen möchte, als es wirklich geschieht. Und gesetzt, es wäre Manchem das Kirchengehen anfangs etwas unbequem: so würde man sich bald daran gewöhnen, und seine Geschäfte doch so abzuthun vermögen, daß man seiner Erbauung manches Stündchen widmen könnte. Und diese wiederholte Rückkehr von den zerstreuenden Geschäften und Sorgen dieses Lebens, diese öftere Sammlung und Erhebung des Gemüths zu Gott, würde nicht allein der Seele selbst neue

Schnellkraft und eine vortheilhafte Richtung mittheilen, sondern sie würde sich auf andre Art reichlich belohnen. Denn welch eine innere Beruhigung muß daraus entspringen, wenn wir bemerken, daß unser gutes Beyspiel auf Andre einen guten Einfluß hat! Und ist das hier nicht der Fall? Da der menschliche Geist, auch bey dem Geringsten, sich immer zu heben strebt: so hat das Beyspiel des Vornehmern für den Geringern einen unwiderstehlichen Reiz; denn dieser folgt, wie schon das Beyspiel des Luxus beweist, aus allen Kräften der Spur des Höhern. Wie mancher entzieht sich blos deshalb den kirchlichen Besuchen, weil er denkt, das Kirchengehn gehöre nur für die Geringern! und wie viele würden daher recht fleißige Zuhörer seyn, wenn diejenigen es wären, die sie zu Mustern ihrer Nachahmung erlesen haben, und denen sie so gern ähneln möchten! Auf die Art könnten also die Vornehmern als die größten Wohlthäter der niedern Volksklassen sich beweisen, ohne die politischen Gründe in Anschlag zu bringen, die jene zu diesem guten Beyspiel ebenfalls vermögen möchten.

Zwar möchten einige einwenden: daß sie des Religionsunterrichts weniger bedürften, und daß sie das, was sie dort hörten, entwe-

der schon wüßten, oder zu Haus in Büchern weit besser lesen könnten. Allein zuförderst setzt die Auswahl guter Bücher und Predigten eine mehr als gewöhnliche Kenntniß der Religionslehren voraus, welche in jetzigen Zeiten selten eine Laie sich wird anmaaßen können. Denn man ist in dem letztern Jahrzehend in der Erklärung der Bibel so beträchtlich vorgerückt, daß derjenige, welcher dem theologischen Studio sich ganz widmet, Mühe hat, mit fortzuschreiten, und daß mancher sonst sehr geschickte Theologe bey der ernsthaftesten Anstrengung zurück bleiben muß, weil die kritischen Untersuchungen eine ganz ungewohnte Wendung genommen haben. Da nun die meisten Laien Geschäftsmänner sind, die entweder nicht Zeit haben, sich ins genauere Detail der Bibelerklärung einzulassen, oder denen die kritische Kenntniß der Grundsprachen fehlt: so können sie in ihrem Fache Sterne der ersten Größe seyn, ohne daß es ihnen zum Vorwurfe gereicht, wenn sie nicht für kompetente Richter des Unsrigen gehalten werden. Und rechtfertiget dieß nicht das Beyspiel eines Haller, Isaak Newton und mehrerer anderer? Sollte bey solchen nicht bisweilen der Fall eintreten, wie ich wirklich die Erfahrung gemacht habe, daß ein übris-

gens sehr geschickter Mann, der zu seiner Privaterbauung die Predigten eines Spalding, Teller, Zollikofer, Enfield, Tiede, Pazke, und Sturm las, diese Schriftsteller in ihren Meinungen, wie er sich ausdrückte, sehr übereinstimmend fand. Allein zugegeben, daß die meisten Vornehmern, männlichen und weiblichen Geschlechts, mit Kenntniß eine passende Auswahl der Erbauungsbücher treffen und mit Einsicht sie lesen möchten: so ist doch zu besorgen, daß sie ihrem Vorsatze selten treu bleiben werden, eine gewisse Zeit zu Lesung derselben anzuwenden, und sich regelmäßig daraus zu erbauen. Denn je bequemer wir uns eine Pflicht machen, desto unbequemer wird sie uns oft, und was man immer thun kann, thut man oft am wenigsten. Allein ist denn Belehrung grade der einzige oder der Hauptzweck des Kirchengehens? „Predigen heißt ja nicht, sagt ein gewisser Schriftsteller *), „ein Kollegium lesen, in welchem „man etwas Neues lernen soll, sondern ei„ne Erbauungsstunde halten, in welcher gute „Gesinnungen erweckt und ehemalige gute

*) S. die Vorrede zum ersten Theil von Henkens Predigten, nach seinem Tode herausgegeben.

„Entschließungen erneuert werden sollen? Ist „denn auch dieß nur ein Bedürfniß für die „Einfältigen? Kann nicht jeder, auch der „aufgeklärteste Mensch unter Zerstreuungen „und Sorgen in der Erfüllung seiner Pflich„ten nachlassen, und eine Ermunterung dazu „sehr willkommen finden, wenn sie ihm auch „von einem Prediger gegeben wird, der we„niger weiß als er? Kann nicht jeder ver„nünftige gutdenkende Freund mich zu rechter „Zeit erinnern, warnen, zum Guten ermun„tern, und insonderheit bey unangenehmen „Schicksalen mich trösten? Eine erbauliche „Predigt müssen diejenigen, die sie für sich „und ihres Gleichen so entbehrlich finden, ent„weder nie, oder doch seit langer Zeit nicht „mehr gehört haben, sonst würden sie nicht „undankbar gegen die Rührungen seyn, die „sie dabey empfanden, nicht undankbar insbe„sondere gegen den Trost, den ihnen ein auf„munternder Zuspruch solcher Prediger, die „Erfahrung in Leiden hatten, mehr als ganze „Bücher voll Trostgründe, in ihren Wider„wärtigkeiten gewährte: sie würden sich erin„nern, daß neben ihnen noch mehrere aufge„klärte Personen dieselben Empfindungen bey „einer solchen Predigt hatten, und sie öffent„lich zu äußern sich nicht schämten. Eine

„gute Predigt ermuntert und tröstet, stärkt „die Tugend, und läßt durch Hülfe der göttlichen Religion Jesu eine Freude in den „Herzen leidender Zuhörer aufgehen, die ihnen zu Haus unter den bleibenden Gegenständen ihrer Bekümmernisse und Sorgen „nicht darin aufgehen würde. Ist sie dem „aufgeklärten Theile noch so entbehrlich, wenn „sie diesen Endzweck erfüllet?‘ Und wie viel Interesse kann selbst eine mittelmäßige Predigt durch eine volle Versammlung gewinnen, zumal wenn durch zweckmäßige Gesänge das Gefühl darauf vorbereitet wird. In dieser Rücksicht hat die äußerliche Einrichtung der Andachtsübungen der Brüdergemeine, ingleichen der liturgischen Gottesverehrungen in dem Betsaale zu Dessau sehr viel empfehlendes, weil bey jedem wichtigern Redeabschnitt einer oder ein paar Verse, die die vorgetragnen Hauptgedanken enthalten, oder aufs Künftige vorbereiten, in Begleitung einer sanften Instrumentalmusik, sanft abgesungen werden. Durch diese zweckmäßige Abwechslung erhält beydes das Nachdenken des Liturgen und des Zuhörers einen neuen Ruhepunkt und Erfrischung; dahingegen durch stundenlanges ununterbrochnes Singen und Predigen die Aufmerksamkeit und Andacht ermüdet wird.

Daher alle diejenigen, die mit mir die Erfahrung einer solchen Andachtsübung gemacht haben, bekennen werden, daß sie eine ganz vorzügliche Erbauung empfanden. Und wie Vieles ließe sich nicht in der äußerlichen Einrichtung unsrer kirchlichen Andachtsübungen verbessern, wenn die Vornehmern vorzüglichen Antheil daran nähmen, und wirkliche Verbesserungen durch ihre Autorität unterstützten, und so durch ein gewisses anziehendes Aeußere die Andachtsübungen anlockender machten!

Aber nicht bloß die größere Feyerlichkeit des Gesanges giebt der öffentlichen Erbauung einen großen Vorzug vor der besondern häuslichen, sondern die gehörte Predigt muß doch gewöhnlich tiefern Eindruck auf Verstand und Herz machen, als die gelesene. Denn man sollte doch wol glauben, daß ein Jeder das, was er selbst gedacht und aufgesetzt hat, gewöhnlich seinen Absichten am gemäßesten werde vortragen können. Ton, Stimme und Geberden, und der feyerliche Ernst, welche wichtige Gedanken oft am meisten geltend machen, sagen oft mehr als beredte Worte, und legen der Rede ein schwächeres oder stärkeres Gewicht bey. Es ist doch ein großer Unterschied, die Predigten eines Spaldings

lesen, und diesen Mann selbst predigen gehört zu haben, weil oft in der bekannten Person des Redners eine besonders überzeugende Kraft liegt. Aber es sind nicht alle Mosheime, Spaldinge, Pazkens und Zollikofers, die vor uns auftreten! höre ich ausrufen. Und woran liegt es, daß es nur wenige dergleichen Männer giebt? Sollt' es denn an Köpfen dieser Art so gar sehr fehlen? oder liegt die Schuld nicht vielleicht auch daran, daß wenige die Aufmunterung und Gelegenheit haben, sich so hervor zu thun, und so ihre Talente geltend zu machen, als jene? Und gleichwol wenn man nicht ungerecht seyn will, ist nicht zu leugnen, daß seitdem das Dogmatisiren und Polemisiren von den Kanzeln verscheucht ist, die gemeinverständliche Beredsamkeit gegen sonst sehr gewonnen hat. Wenn aber die Kanzelredner nicht ganz das sind, was man mit Recht von ihnen erwarten möchte: so muß man wohl erwägen, daß, außer der äußerlich verschlimmerten Lage derselben, die immer mehr überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion eben kein erweckendes Mittel ist, die Begeisterung rege zu machen. Denn auch ein Johannes würde es überdrüßig geworden seyn, steinernen Säulen und hölzernen Stühlen unabläßig zuzurufen: Thut

Buße, bekehrt euch, bessert euch, lasset euer gottloses Wesen von euch, das Himmelreich ist nahe herbey kommen! Dafür konnte der hoffen, eher etwas ausrichten, der den Fischen das Evangelium predigte.

Wenn aber ein Prediger das Glück hat, vor einer vollen Versammlung Vornehmer und Geringer, Gelehrter und Ungelehrter aufzutreten, und bemerkt, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind, eines Jeden Aufmerksamkeit darauf gespannt ist, zu hören, was er vorbringen werde: so muß das nothwendig, wenn er irgend der Begeistrung fähig ist, gewiß im Stande seyn, ihn darin zu versetzen. Und wenn er auch aus Schüchternheit oder aus Mißtrauen in seine Kräfte hin und wieder in der Wohlredenheit gefehlt hätte, so wird er in der Folge alle Seegel anspannen, das reichlich wieder einzubringen, was er versehen hatte. Und wie muß das seinen Eifer vermehren, wenn er bemerkt, daß unter einer solchen Anzahl selbst die mit Begierde ihn hören, von denen er sich überzeugt hält, daß sie seine Meister seyn könnten, ja daß selbst Schriftsteller von erkannten großen Verdiensten es ihm zutrauen, daß er sie, wo nicht belehren, doch an manches Gute erinnern

könne, welches zu bedenken sie nicht immer Zeit und Gelegenheit haben. Ein solch ehrenvolles Zutrauen hat einen unwiderstehlichen Reiz, und muß auch einen mittelmäßigen Kopf zu einem nicht gemeinen Redner bilden können. Ich besorge übrigens nicht, daß man dieß Bestreben, einem einsichtsvollen Publikum durch gründliche Vorträge und eine anziehende Darstellung zu gefallen, für Eitelkeit halten werde. Denn wenn man eine wohlgeordnete Ehrliebe für verwerflich erklären wollte, so würden dadurch alle Künste und Wissenschaften einen großen Stoß erleiden, und ein Grundtrieb aus unsrer Seele herausgerissen werden, der, wenn er den Damm der Vernunft nicht überwältigt, sondern still und sanft in seinen Ufern dahin fließt, unendlich viel Gutes stiftet und gestiftet hat. Dann aber verfehlt der Kanzelredner seinen höhern Zweck, wenn er, um dem empfindelnden und in dunkeln Gefühlen schwebenden Theile zu gefallen, nach lauter Blümchen hascht, und Flittergold statt edles Metall feil hat. Seine Rede muß einem wohlgeordneten reinlichen Zimmer gleichen, das mit geschmackvollen Hausgerath nicht überladen ist,

wo das Auge mit Vergnügen weilt, und ein Jeder gern wohnen möchte; sie muß aber weder einem Galanterieladen noch einer Gaukelbude ähneln. Eben deswegen wird auch ein denkendes Publikum nicht verlangen, daß der Kanzelredner den empfindsamen Schauspieler machen, und gewaltsame Empfindungen und Rührungen hervorbringen, oder durch einen Schwall von hochtrabenden Worten ohne Sinn und Zweck, durch eine ausschweifende Deklamation und Gestikulation erpressen möge; es wird das Wesen der Erbauung nicht in Weinen und Seufzen, sondern in faßliche Belehrung und sanfte Erwärmung zu jeder Tugend setzen, und einen Prediger doch eben so gern und eben so oft hören, wenn er auch gleich nicht im Dichtertone spricht, und nicht immer durch anziehende Bilder gleich lebhafte Empfindungen erregen und unterhalten kann. Denn wer immer rühren und Empfindsamkeit rege machen, ja wol gar beständig Thränen herauslocken will, der muß zuletzt auf lauter Gemeinörter stoßen, und sich oft wiederholen; und das muß dem denkenden Zuhörer nothwendig endlich unangenehm werden, und selbst bey dem empfindelnden

durch die Gewohnheit seinen Werth verlieren. Obgleich der kälter scheinende Redner zu rechter Zeit sich dieser Gemeinörter auch bisweilen bedient: so sieht er doch wohl zu, wen er vor sich hat, da er sie dann bey sehr sinnlichen Zuhörern als ein Vehikel gebraucht: fruſtula quondam dant pueris blandi doctores, discere ut ament. Da es aber bey einer so wichtigen Angelegenheit des Herzens, als die Religion ist, nicht darauf ankommt, daß wir für diese oder jene Meinung stimmen werden, sondern daß wir die ungeschminkte Wahrheit erkennen lernen; und da eine jede nützliche Wahrheit sich nicht immer auf eine empfindsame Art sagen läßt; so müssen wir dieselbe auch nicht zum Spiel unserer Empfindungen machen. Ich besorge daher sehr, daß derjenige Prediger, der immer erschüttern will, nicht die Wahrheit und nicht Christum, sondern sich und seine Eitelkeit predigt.

Kurz, ein erleuchtetes Publikum muß den Lehrer des Evangeliums als einen freundschaftlichen, liebreichen Wegweiser und

Führer betrachten, der seine Zuhörer den gebahntesten und anmuthigsten Weg führt, und, so gut er es versteht, auf die unterhaltendste Art mit den Abwechselungen der Gegend, worin sie sich befinden, mit ihren hervorstechendsten Reizen und Vorzügen, so wie mit den drohenden Gefahren derselben, bekannt macht. Wenn er das ohne Uebertreibung thut, wenn er seinen Gesellschaftern manches Blümchen und manchen Vorzug der Gegend selbst zu entdecken übrig läßt, und den Zuhörer so unterhält, daß derselbe am Ende merkt, er habe keinen vergeblichen oder unnützen Gang mit ihm gemacht, und eben deswegen sich öfter nach seiner Gesellschaft sehnt: so hat er alles gethan, was man von ihm verlangen kann. Man wird aber auch sehr leicht einsehn, daß sich eben deswegen der natürliche, feine, gesittete Gesprächston eines Spalding z. E. am besten für den Kanzelredner schickt, weil derselbe die größte Mannigfaltigkeit leidet, ob er gleich nicht die angenehme Betäubung verursacht, wodurch manche Redner die Wahrheit mehr verstecken, anstatt sie fleißig zu Tage zu fördern. Gleichwol wird der gründliche aber prunklose Redner, wenn sich etwas ganz

Vorzügliches hervorthut, mit einem schicklichen Enthusiasmus es fühlbarer machen; aber er wird nicht bey jeder geringfügigen Gelegenheit in Entzücken gerathen, oder Alles zu Enthusiasmus metamorphosiren wollen.

Hieraus erhellet zugleich, was ein einsichtsvolles Publikum für einen starken Einfluß auf die Wohlredenheit eines Predigers haben könne. Denn wenn ein Prediger weiß, daß er Kenner vor sich hat, so wird er, um deren Beyfall zu erhalten, mit einer guten Auswahl der Worte eine lichtvolle Ordnung und geschmackvolle Stellung neuer Gedanken zu verbinden, und dadurch den Andachtsübungen den möglichsten Reiz zu verschaffen suchen. Und sollte ein solcher Redner nicht auch gern die Erinnerungen einsichtsvoller Zuhörer benutzen, um sich noch immer mehr zu vervollkommnen? Ich erinnere mich noch immer mit vielem Vergnügen zweyer meiner Freunde, welche in den ersten Jahren meines Predigtamts meine sehr fleißige Zuhörer waren. Weil das Filial, wo ich zuletzt predigte, beynahe zwey Meilen von

meinem Wohnorte entfernt lag, so übernachtete ich sehr oft in dem Hause des einen von beyden. In den Abendstunden kam das Gespräch gewöhnlich mit auf meine gehaltene Predigt. Sie lobten, was darin zu loben war, und machten auch gegen Manches ihre freye Erinnerungen, und ersuchten mich, bald über diese, bald über jene Pflicht, und zwar immer in möglichster Hinsicht auf die Bedürfnisse dieser Filialgemeinden, zu predigen, jedoch ohne daß sie es sich einfallen ließen, in Ansehung des eigentlichen Dogmatischen mir etwas vorzuschreiben, weil sie sich beschieden, daß ich dieß, mein eigenthümliches Fach, besser als sie verstehen müsse. Weil sie nun oft ihre eignen Gedanken genauer entwickelt und vorgetragen hörten: so mußte das Kirchengehn einen neuen Reiz für sie haben. Es war ihnen angenehm, sowohl wenn wir in manchen Vorstellungen so ganz genau zusammentrafen, als auch wenn sie diese oder jene gemeinnützige Wahrheit von einer neuen Seite kennen lernten, von der sie sich dieselbe zuvor nicht gedacht hatten. Und ich muß gestehn, daß die Mittheilung der reifern Erfahrungen meines ältern Freun-

des in Ansehung der nähern Kenntniß der Gesinnung und Denkungsart des dortigen Landmannes, mir vorzüglich nützlich waren, weil sie mir zu einem guten Fingerzeig dienten, desto sicherer zu dem Verstande und Herzen meiner ländlichen Zuhörer zu reden. Es sey mir also erlaubt, daß ich zum Zeichen meines aufrichtigen, ihm unbewußt, dieß kleine Denkmal hier errichte.

Das, was ich von der Verpflichtung der Vornehmern zum fleißigen Kirchenbesuch gesagt habe, möchte vielleicht stärkere Sensation erregen, wenn es ein Laie gesagt hätte. Allein da ich zu dem denkenden Theil des Publikums rede: so rufe ich diesem mit Paulo getrost zu: Richtet ihr, was ich sage! Solche Leser wissen ja von selbst, daß es nicht darauf ankommt, wer etwas sagt, sondern ob das Gesagte gemeinnützig und wahr ist. Und wem sollte es nicht in die Augen springen, daß es zu keiner Zeit nöthiger und nützlicher seyn möchte, wahre Aufklärung und religiöse Gesinnungen zu befördern, als itzt?

Wenn aber das empfohlne Mittel nicht wohl seinen Endzweck verfehlen kann: so wird auch jeder Gutgesinnte sich verbunden fühlen, auch auf diese Art sein Möglichstes zum Besten der Menschheit treulich beyzutragen. Denn welch eine höhere Verpflichtung kann der Menschenfreund haben, als die, Gutes zu thun, und nicht müde zu werden, in der Hofnung einer gewissen und reichen Erndte; und diese wird keinem, der es redlich meint, entstehen. Denn ob wir gleich nicht wissen, wie Gott allemal das Gute belohnt: so thut er es doch unfehlbar gewiß. Und gegen wen könnte er väterlicher gesinnt seyn, als gegen diejenigen, welche die Bande des Unglaubens und Aberglaubens zerreißen und das Reich der Wahrheit, vorzüglich aber der christlichen Gottesverehrung zu erweitern eifrig streben, und so Menschenwohl befördern, und Menschenelend hindern.

Auf Sie also, geehrte Freunde und Freundinnen der Tugend, denen Menschenwohl am Herzen liegt, richtet die aus den Fesseln der Unwissenheit und Barbarey sich loswindende Menschheit ihre Augen und ihre Hofnung, daß Sie ihr den Sieg erleich-

tern helfen, den sie mit ausdaurender Anstrengung über Unglauben und Aberglauben früher oder später erkämpfet. Die Ewigkeit, im Angesicht der Kinder des Lichts, wägt das Schicksal des menschlichen Geistes. Jahrtausende verflossen, ehe die Vernunft die Wagschale der Finsterniß nur zu heben vermochte. Plötzlich trat ein Bote des Himmels, der seligen Geister Erster, in prunklose menschliche Hülle gekleidet, auf, und setzte beyde ins schwebende Gleichgewicht. Er verschwand, der Unnennbare, des Wesen die Gottheit vielleicht allein nur begreift: aber die Hofnung des Sieges, die er auf Erden zurückließ, gesellte sich zu ihrer Freundinn, der Wahrheit. Durch sie verstärkt, begann die Wagschale derselben zu sinken, und es scheint, als wenn es dem edlern Theile des menschlichen Geschlechts überlassen ist, ihr auf immer den Ausschlag zu geben.

O möchte dies glorreiche Loos Tuiskons Enkel treffen, daß durch ihr Beyspiel die Völker des Erdkreises überzeugt würden, daß die erkannte ungeschminkte Wahrheit am besten und sichersten den Frieden auf

Erden, die kindliche Ehrfurcht gegen Gott, den willigen Gehorsam gegen König, Obrigkeit und Gesetze gründet und befördert, und möchte ein Jeder ohne Ausnahme sich gedrungen fühlen, hierzu sein Scherflein mit beyzutragen! Ja möcht' es ein Wort zu seiner Zeit geredt seyn, wenn ich mit Paulo sage: „Lasset uns nicht verlassen unsere „Versammlungen, wie etliche zu thun pfle„gen!"

Rieter.

---

§. 14.

Religion ist die sicherste Grundfeste eines Staats.

Keine Gesellschaft kann bestehn ohne Grundsätze. Sie sey klein oder groß, von welcher Art sie wolle, wenn sie kein bloß aufs Ohngefähr zusammengelaufener Menschenhaufe seyn soll, so muß sie einen Endzweck haben. Denn eben darum und dadurch ist sie Gesellschaft. Dieser Endzweck aber muß sich deutlich und bestimmt ausdrucken lassen; und, so ausgedruckt, ist er Grundsatz der Gesellschaft. Ferner, wo ein Endzweck ist, müssen Mittel seyn; und auch diese Mittel, in klare und deutliche Ausdrücke zusammengefaßt, sind Grundsätze derselben. Wo keine dergleichen sind, da ist keine Uebereinstimmung

des heutigen und gestrigen Tages, folglich keine Regel und Ordnung, folglich keine Zuverlässigkeit, keine Sicherheit und keine Gerechtigkeit, keine Dauer; und die Gesellschaft, als Gesellschaft, trägt den Keim des Todes in sich selbst. Eben das ist aber auch der Fall, wenn man sich der Grundsätze, denen man instinktmäßig folgt, nicht deutlich genug bewußt ist; oder wenn man unrichtige Sätze zu Grundsätzen macht; oder wenn die Grundsätze, denen man folgt, zu mangelhaft und unvollständig sind. — Wessen Regel nicht Erkenntniß und Ueberzeugung, sondern blos Gefühl und Trieb ist, der hat keinen Grund, keine Festigkeit, keine Selbstständigkeit, ist ein Rohr, das vom Winde bewegt wird, ein Spiel der Umstände, und wird zwar unter günstigen Umständen in seiner Ordnung bleiben, aber seine Ordnung wird auch eben so leicht durch widrige Umstände zerstört. Er wird keine absichtlichen Einrichtungen weder zu ihrer Erhaltung noch Wiederherstellung treffen. — Falsche Grundsätze sind, genau genommen, so gut als keine Grundsätze; denn sie sind Irrthümer, ein Irrthum aber ist Nichts, und hat in der

wirklichen Welt keinen Gegenstand, der ihm entspricht. Durch den kleinern oder größern Theil von Wahrheit, der ihm beygemischt ist, kann er sich vielleicht eine Zeitlang erhalten: doch über kurz oder lang muß er fallen, mit allem, was darauf gebaut ist. — Unvollständige Grundsätze endlich, zumal wenn sie in wesentlichen Dingen unvollständig sind, lassen nothwendig Lücken offen, durch die einst die Zerstörung hereinbrechen kann. Dieser Fall ist z. B. vorhanden, sowohl bey einzelnen Menschen, als bey ganzen Gesellschaften, wenn ihnen in der Reihe ihrer Ideen richtige Begriffe von Gott und richtige Religionsbegriffe fehlen. — Wie viele und große Fälle im menschlichen Leben sind möglich, wo uns alles verläßt und nichts übrig bleibt, wenn uns diese fehlen. Und von welchem entscheidenden Einfluß sie für die Ordnung der ganzen menschlichen Gesellschaft sind, gestehn ja selbst die Elenden ein, die sie zu einem bloßen Zaum des Pöbels herabwürdigen; die uns aber das Bessere noch schuldig sind und wahrscheinlich immer schuldig bleiben werden, was sie an deren Stelle setzen oder wodurch sie eben die

wohlthätigen Wirkungen hervorbringen wollen! —

Religion — wir können uns durch eine Folge der einfachsten Sätze davon überzeugen — ist die sicherste Grundfeste eines Staats.

Ohne Sittlichkeit und Tugend kann keine Gesellschaft vernünftiger Wesen bestehn. — Unter Sittlichkeit begreifen wir alles das, was mit unsern freyen Handlungen näher zusammenhängt; und die Fertigkeit, diese unsere Handlungen unsrer Natur und Bestimmung gemäß einzurichten, ist Tugend. Worauf beruht denn nun aber die Vollkommenheit und Würde jedes Menschen? Nicht darauf, daß er sich selbst regieren, und seine freyen Handlungen seiner Natur gemäß einrichten gelernt hat? Und worin besteht die Wohlfarth und das Glück der menschlichen Gesellschaft? Nicht offenbar darin, daß alle Glieder derselben so gegen einander handeln, wie es unsre Bestimmung erfordert? Daß Thätigkeit und Genuß des menschlichen Lebens dadurch nicht gestört oder aufgehoben, son-

dern uns gesichert, vermehrt, veredelt werden? Ohne Sittlichkeit, ohne Tugend, ohne Fertigkeit in unsern Pflichten und der Beobachtung jener Gesetze, ist dies eine klare Unmöglichkeit. Wir sollten in der Gesellschaft glücklich seyn können, und doch eben diese Gesellschaft, durch Beleidigung der Natur, dies Glück beständig stören dürfen? Wer kann einen solchen Widerspruch vereinigen? Und dennoch, wie können wir außer Gesellschaft leben? Wir sind ringsum von Menschen umgeben, deren Gesellschaft wir nicht entbehren können; und je mehr wir uns von der Einfalt der frühern Zeiten entfernen, desto mehr bedürfen wir Anderer, desto mehr müssen wir, weil alles, wie die Räder einer Uhr, in einander greift, gegenseitige Werkzeuge unsrer Glückseligkeit werden. Wie vieles kann nicht durch einzelne Menschen, sondern muß durch Verbindung Mehrerer oder Vieler geschehn! Und unser eignes Herz sagt uns ja so laut, daß dies so seyn muß und nicht anders seyn kann. Das, was uns in der Einsamkeit fehlt, und das in uns, was uns unter frohen Menschen froh macht, treibt uns, die Einsamkeit zu fliehn und

die Gesellschaft zu suchen. Und wenn uns daher die Natur zurief: Mache dich selbst vollkommen! so setzte sie, wenn es uns ja noch nicht einleuchten sollte, daß es im ersten schon mit liegt, unmittelbar hinzu: Sey auch ein Werkzeug fremder Glückseligkeit! Freylich sind wir der Wohlthaten der Gesellschaft durch alltäglichen Genuß so gewohnt, daß wir oft kaum merken, was wir ihr zu danken haben: aber wie leicht können wir, durch Beraubung der gesellschaftlichen Vortheile, zur Aufmerksamkeit zurückgeführt werden! Wie leicht können wir zum Gefühl des Schadens gebracht werden, den Menschen von Menschen leiden, sobald sie von den Grundsätzen der Weisheit und Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlwollens, mit einem Wort, von den Grundsätzen der Tugend und Sittsamkeit abweichen!

Es muß uns daher sehr viel daran gelegen seyn, wenn auf Tugend und Sittlichkeit das ganze Wohl unsrer gesellschaftlichen Verbindung beruht, und ohne sie der ganze Zweck derselben zerstört wird, alle

Tu-

Tugend und Sittlichkeit auf einen so sichern Grund zu bauen, daß dadurch zugleich das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit seine vollkommne Vestigkeit und Dauer erhält. Und welches kann dieser sichre Grund seyn? Religion ist der einzige feste und sichre Grund aller Tugend und Sittlichkeit! Ein Satz, den schwerlich Jemand in Zweifel ziehn wird, der auf der einen Seite richtige Begriffe von dem hat, was Religion ist; und auf der andern nicht etwa Lieblingsneigungen hat, die ihm diese Begriffe widrig machen, oder zu roh geblieben ist, um etwas von der Würde und den höhern Bedürfnissen der menschlichen Natur begreifen zu können. Es ist nicht zu läugnen, daß die Lehrer der Religion selbst sehr oft, durch Verdunklung der richtigen Begriffe, an der Verachtung, und folglich auch an der Unwirksamkeit der Religion, Schuld gewesen sind. Wenn sie Begriffe von Gott ausbreiteten, die nicht auf Wahrheit und Wohl der menschlichen Gesellschaft, sondern auf ihre eigne Macht, ihren Einfluß, ihren Stolz, ihren Eigennutz, ihre Bequemlichkeit, die Behau-

ptung ihres einmaligen Systems, ohne weitere Untersuchung und Prüfung gestatten zu wollen, berechnet waren: so bekam die Religion Feinde, durch Schuld derer, die sich ihre Diener nannten. Von solchen Begriffen ist hier nicht die Rede: sondern von den einfachen und klaren Begriffen von Religion, die sie jedem vernünftigen Wesen liebenswürdig und wünschenswerth machen müssen. Denn was ist sie? Nichts anders, als Erkenntniß Gottes, das ist des weisesten und gütigsten Wesens, Erkenntniß seiner Vollkommenheiten und seiner Vorsehung; sie ist Erkenntniß unserer selbst, unserer Anlagen und unserer Bestimmung; sie ist Unterscheidung des Bösen und Guten, das ist des Nützlichen und Schädlichen, und der Folgen von beyden für einen unsterblichen Geist! Sie enthält also die Hauptgegenstände, worüber ein vernünftiges Wesen belehrt und aufgeklärt zu werden wünscht; aber auch zugleich die nothwendigen Bestimmungsgründe unsers Thuns und Lassens, wenn wir unsers Menschennamens würdig, und als solche nicht nur achtungs-, und liebenswürdig, sondern auch zufrieden und glücklich seyn wollen! Sie

enthält den Grund der Pflichten, die das menschliche Leben verbinden, die seiner Thätigkeit die rechte Richtung geben, die seinen Genuß versüßen und veredeln, ja ohne die vielleicht kein Menschenleben zu seiner höhern Bestimmung reifen würde! Der Vater, der sich seinen Kindern, die liebevolle Mutter, die sich ihrem Zögling, der Mann, der sich seinem Amt, der Krieger, der sich seinem Vaterland aufopfert: wodurch werden sie am stärksten zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten aufgemuntert? Gewiß durch Religion, die uns auf die höchsten und allgemeinsten Wahrheiten zurückführt, unter die unser ganzes Denken und Handeln ohne Ausnahme untergeordnet werden kann! Denn Gründe, die auf Eigennutz beruhen, fallen weg, sobald unser Vortheil wegfällt; die auf Vergnügen beruhen, sobald Beschwerden und Mühseligkeiten eintreten; die auf Ehre beruhen, sobald wir blos um unsrer Pflicht willen handeln sollen, und dabey vielleicht verkannt und angefeindet zu werden fürchten müssen: aber Religion wirkt an allen Orten, zu allen Zeiten, unter allen Umständen. Die Bewegungsgründe, die sie uns an die Hand giebt,

gelten unter Freuden und Leiden, in Armuth und Reichthum, in Republik und Monarchie, in der tiefsten Einsamkeit und auf dem größten Schauplatz der Welt, im Leben und im Tode!

Und hierzu wird gewiß jeder, der sie kennt, mit der innigsten Ueberzeugung hinzusetzen: daß die christliche Religion dies alles vollkommner, als jede andre leistet. Denn welche Religion giebt uns bessere und würdigere Begriffe von Gott? Welche bald kleinliche, bald verhaßte, bald schreckliche, bald abentheuerliche Begriffe, die in den Religionen und Theologien, oder vielmehr Mythologien, fast aller nicht christlichen Völker vorkommen! Welche Reihen von Aberglauben und Unwissenheit finden wir in dieser Rücksicht unter dem sonst so ausgebildeten Volk der Athener, das sogar „dem unbekannten Gott" Altäre errichtete! Und welchen Einfluß mußte dies nothwendig auf ihre Gesinnungen gegen das höchste Wesen, auf ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe gegen dasselbe, welchen Einfluß auf ihre ganze Moralität und Tugend haben! Der ausschweifende Jupiter, die stolze Juno, der blutgierige Mars des

Griechen und Römers, sind wol so wenig gemacht, Ehrfurcht des Herzens zu erwecken und tugendhafte Menschen zu bilden, als der Brama oder Wistnud des Indiers mit ihren abentheuerlichen Gestalten und der eben so abentheuerlichen Geschichte ihrer Verwandlung? Denn was liegt in dem allen, um Weisheit und Tugend daraus zu lernen? Man muß alles so lange drehn und wenden, bis etwas Nützliches herauskommt, daß man sieht, es liegt nicht darin, sondern in dem Kopf des Erklärers; oder wenn wir dies Gute sonst anderwärts unter eben diesen Völkern finden, so hängt es wenigstens sogar nicht mit ihren Begriffen von Gott zusammen, daß ihre Religion und Moral allerdings himmelweit von einander verschieden sind. Man kann hier freylich sagen, daß der christliche Lehrer, der dem Unendlichen erst menschliche Leidenschaften und Unvollkommenheiten zuschreibt, und hernach von seiner uneingeschränkten Vollkommenheit redet, und, Gott ähnlich zu werden, für das höchste Ziel des Bestrebens eines vernünftigen Wesens erklärt, in eben denselben Widerspruch falle: aber wir haben schon vorher bemerkt, daß wir hier nicht

von Fehlern der Menschen, sondern von der Vollkommenheit der Sache an sich reden. Und der Gott, den uns die Religion Jesu kennen lehrt, ist ganz unsrer Ehrfurcht, unsers Vertrauens, unsrer Liebe, unsrer Dankbarkeit würdig, ganz und ohne Ausnahme in seinen moralischen Vollkommenheiten das Ideal unserer Nachahmung! Eine Religion nun aber, die uns Gott als den Einen über alles Mächtigen und Gütigen und Weisen, als den Vater der Menschen kennen lehrt, als den, von dessen Vorsehung alles abhängt, der Gutes ohne Unterschied der Person belohnt, und Böses bestraft, vor dessen Augen unser gegenwärtiges und künftiges Leben die natürlich an einander schließenden Theile Eines weislich geordneten Ganzen sind: eine solche Religion giebt uns Bewegungsgründe für unsre Handlungen, die auf unerschütterlichen Grundfesten beruhen, und in allen Lagen die Probe aushalten! Eben so, welche Religion giebt uns bessere und würdigere Begriffe von uns selbst, unsern Kräften und Anlagen, von unsrer gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung, von unsern Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, von unsern Rechten und Pflichten, von un-

fern Leiden und Freuden, von unsrer Beruhigung und Hoffnung? Welche giebt uns vollkommnere Anweisung, was jeder Mensch für sich werden kann und soll, und was er der Gesellschaft in jeder Lage, in die ihn die Vorsehung versetzt hat, seyn und werden muß? Welche Religion hat in allen diesen Rücksichten, beßre Grundsätze, als folgende: Gott in Geist und in der Wahrheit anzubeten; alles zu prüfen, und das Beste zu behalten; seinen Leib als einen Tempel des Höchsten und seine Seele als ein so hohes Gut zu schätzen, dessen Verlust mit dem Gewinn der ganzen Welt nicht ersetzt werden könne? Welche Religion giebt uns beßre Grundsätze für alle Verhältnisse des geselligen Lebens? Sie will, daß wir uns alle insgemein als Brüder lieben sollen. Sie will, daß Kinder die Eltern ehren, Eltern die Kinder nicht zum Zorn reizen, sondern mit Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehn sollen; sie will, daß jedermann unterthan sey der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, aber daß die Obrigkeit selbst sich nur für eine Dienerin Gottes erkenne; der Herr soll erkennen, daß er auch einen Herrn über sich im Himmel hat,

aber der Knecht ihm dennoch nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als ob er Gottes Willen dadurch erfülle, dienen; der Lehrer der Religion soll nicht herrschen wollen über unsern Glauben, sondern Gehülfe unsrer Freude seyn, und der Zuhörer soll den Werth des guten Lehrers zu schätzen wissen; der Krieger soll Niemand Gewalt und Unrecht thun, und sich begnügen lassen an seinem Solde: und kurz und mit einem Wort, welcher Stand, welches Verhältniß, welcher Vorfall des menschlichen Lebens findet hier nicht die wahrsten Grundsätze, und oft in wenig Worten den schärfsten Umriß seiner Rechte und Pflichten? Welche Religion endlich führt alles, was Menschen, so wie dem Urheber ihres Daseyns, so sich selbst unter einander schuldig sind, auf ein einfacheres, anwendbareres, gefälligeres Principium zurück, als sie, die zum Grund unsrer Gottesverehrung den Satz: Gott über alles — und zum ganzen Grund unsers Gesellschaftssystems die goldne Regel macht: Unsern Nächsten als uns selbst zu lieben!

Und diese Religion, — das letzte Resultat, was aus der vorigen Betrachtung folgt, — wenn sie richtig verstanden und diesem Verstande gemäß befolgt wird, ist unstreitig das schönste Band der menschlichen Gesellschaft und die sicherste Grundfeste eines Staats! Gerechtigkeit auf Menschenliebe und Menschenwerth gebaut, ist ihr das Fundament aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten; und Niemand kann sie daher kennen und lieben, ohne dadurch ein guter Mensch und guter Bürger zu werden. Ihr Gesetz verpflichtet sowohl den Gewaltigsten der Erde durch die Autorität eines höhern Gesetzgebers, als es mit väterlicher Sorge auch den Niedrigsten im Volk umfaßt, und ihm Begriffe und Bewegungsgründe zuführt, die für seine Fassungskraft sind, und ihn zufrieden und glücklich machen. Ein Staat, der aus lauter wahren und aufgeklärten Verehrern dieser Religion bestände, würde lauter gerechte, menschenfreundliche, wohlthätige, mäßige, ordnungliebende Bürger haben, die, jeder für sich, und jeder durch alle andern, glücklich wären. Jeder würde wetteifern, an der Stelle, wohin ihn die Vorsehung geführt

hat, das zu seyn, was er an dieser Stelle seyn soll; der höchste würde seine Pflichten kennen, und sich darum auf diese Höhe gestellt glauben, um in desto weiterm Kreise wohlzuthun, und die Rechte und Sicherheit aller Uebrigen zu schützen; und der Niedrigste, bey allem Gefühl, daß er so gut Mensch ist, als die Gewaltigsten der Erde, würde die leichtern Pflichten seines kleinern Wirkungskreises mit desto mehr Freuden erfüllen! Kurz, und um es noch einmal zu wiederholen, alle würden sich beeifern, gute Menschen und gute Bürger zu seyn; und — können wir uns den Staat anders, als einen sichern, wohlbefestigten und glücklichen Staat denken, der lauter gute Menschen und gute Bürger hat? Ja selbst, wenn jene gefahrvollen Zeitpunkte eintreten, mit welchen kein Volk fodern kann immer verschont zu bleiben, wo Sicherheit und Eigenthum mit Aufopferung der Ruhe, mit Aufopferung der Gesundheit und des Lebens erkauft werden muß: wer wird mit größerm Muth dem Tod selbst entgegen gehn, als der, der nach diesem Leben ein zweytes Leben glaubt, und der Belohnung seiner

Tugend mit fester Hofnung entgegen sieht.

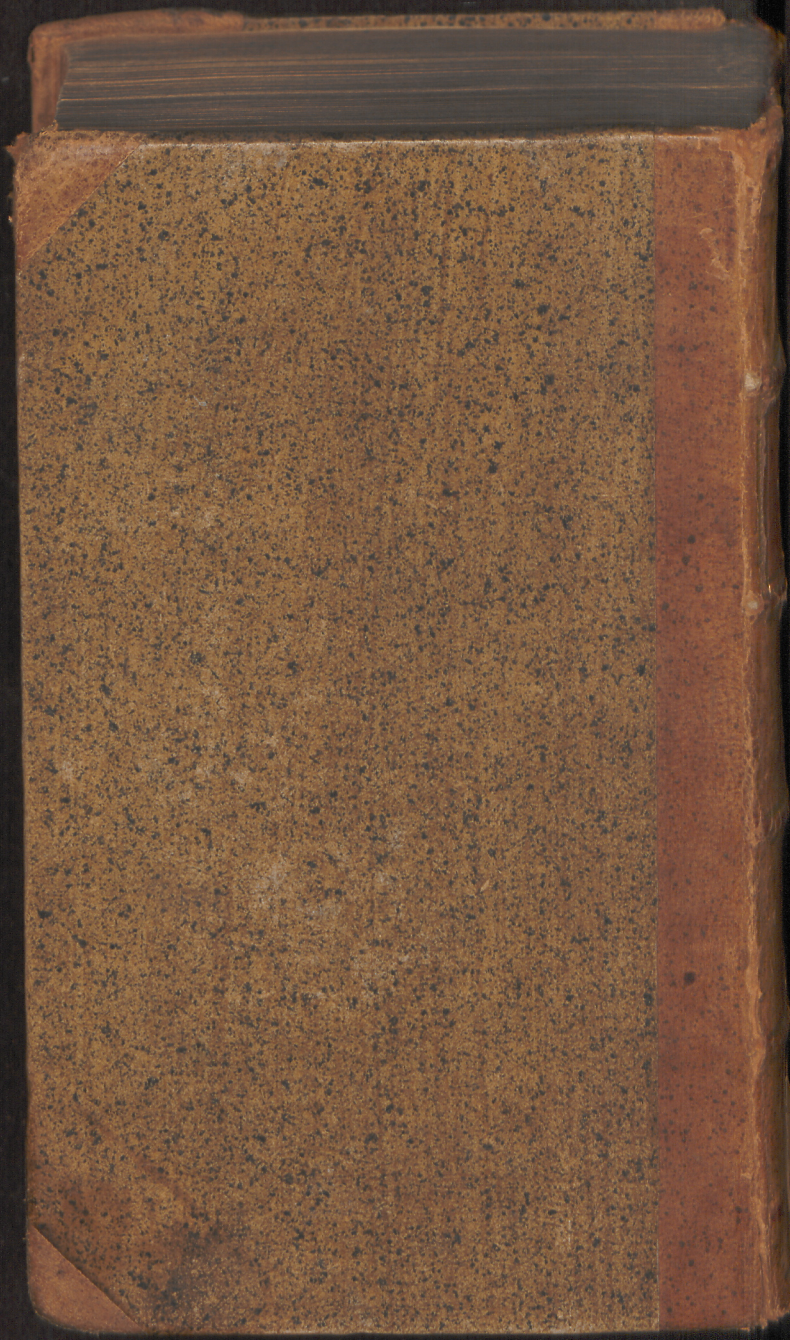
Aber, hör' ich fragen, woher denn, wenn die Religion der Christen eine solche Wirkung haben soll, woher denn die Zerüttung eines benachbarten Reichs, dessen Einwohner doch auch Christen sind? Man hat Recht, so zu fragen: aber ach, führen uns nicht alle Erscheinungen, die wir dort wahrnehmen, auf die traurige Ueberzeugung, wie wenig diesem Volk, bey aller seiner übrigen Kultur und Verfeinerung, das Licht der einfältigen, liebenswürdigen, menschenbeglückenden Religion Jesu aufgegangen war? Unter einer Nation, deren feine und große Welt ihre ganze Aufklärung und Moral fast nur aus Schauspielen und Romanen schöpfte, deren einzige Religionsbegriffe größtentheils nichts waren, als Zweifel und Spöttereyen über Religion, oder wenigstens das, was sie doch einmal für Religion hielten, die so viel frivole, schmutzige, und sittenlose Schriften hatte, als alle übrigen Nationen zusammengenommen nicht haben; wo der Lehrstand, bis zum traurigsten Verfall herab, unwissend, verächtlich und verdorben war; wo das Volk, von gemeinverständli-

chen Schriften, für welches man noch keine Idee hatte, ohne zweckmäßigen Jugendunterricht und belehrende Gottesverehrung gelassen wurde: dürfen wir unter einer solchen Nation Erfahrungen über die Wirkungen der christlichen Religion sammeln wollen? — Doch es sinke der Vorhang über dieß traurige Bild! Vielleicht, daß auch ihnen einst unser Glück zu Theil wird, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten!

Aberglaube

344

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024849260/phys_0419
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0420
DFG

Auch unter de Freunden,
wenn sie Tagtäglich s endlich die
Quelle zu interessant erschöpft:
gemeinschaftliche Lect ichern.

L. Gemeinschaft nt ist an-
dre Lectüre den Alten ngen, an-
dre dem Gatten, an ?

K. Indem Jede eniger zu
den Begriffen des An bald her-
absteigt, so erweiter ren Ge-
sichtskreis.

L. Zu stolz ist der ablassung
zur weiblichen Schwäc htern die
Gattinn, um sich z höhern,
männlichen Gesichtskr

K. Ein Unglück i Unwissen-
heit sehr oft nicht einm nt, was
sie und wie sie fragen ieber die
Fragen im Munde erst hr läuft,
schief und läppisch zu s

L. Je älter und v die Un-
wissenheit seyn wird, d lbar.

K. Und wenn so d ht schon
zum Voraus bey der Schulen

the scale towards document
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 150
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A5 B5 A2 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
mm Inch
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024849260/phys_0421
DFG